

Gerhard Pfister, Hippokrates, Fall Yilmaz, Beiss-Biber, Ferrari

# DIE WELTWOCHEN



Nummer 26 – 29. Juni 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Ein kühner Wurf**  
Paul Widmer würdigt  
Niklaus von der Flüe



## Sexismus heute

Eine Standortbestimmung



### FERNSEHEN

**Dominik Kaiser**  
erobert die  
Bildschirme

### OBWALDEN

**Wundersamer**  
Finanz-Erfolg

### ITALIEN

**Viva**  
Berlusconi

### PHÄNOMENE

**Aufstieg**  
und Fall des  
Ozonlochs

Bordguthaben  
USD 400 pro Person.  
Unlimitierte alkoholfreie Getränke & Trinkgelder inbegriffen



### Reisedatum 2018

17.02.–07.03.

Preise pro Person		Fr.
Kat.	Kabinentyp	Katalogpreis
<b>Innenkabine</b>		
F	2-Bett innen	7395.-
<b>Aussenkabine</b>		
C1	2-Bett aussen	8995.-
<b>Veranda-Balkon</b>		
B2	2-Bett, Balkon	10195.-
B1	2-Bett, Balkon	10395.-
A2	2-Bett, Balkon (C.L.)	10895.-
A1	2-Bett, Balkon (C.L.)	11095.-
<b>Suite</b>		
PH3	Penthouse Suite, Balkon	13195.-
PH2	Penthouse Suite, Balkon	13395.-
<b>C.L. = Concierge Level Kabinen</b>		
<b>Frühbucherrabatt bis 31.07.17</b>		-400.-

OCEANIA CRUISES®  
Your World. Your Way®

## Grosse Asien Kreuzfahrt – Von Bangkok nach Shanghai

Exotische Landschaften  
Fremde Kulturen  
Mega-Metropolen  
Kreuzfahrtschiff der Luxusklasse



**Tag 1 Zürich–Bangkok/Thailand.** Flug mit Swiss ab Zürich nach Bangkok.

**Tag 2 Bangkok/Thailand.** Transfer zum Hotel. Freie Zeit. Hotelübernachtung.

**Tag 3 Bangkok/Thailand.** Stadtrundfahrt in der Mega-Metropole. Transfer zum Schiff in Laem Chabang. Um 16 Uhr legt die Oceania Nautica ab.

**Tag 4 Sihanoukville/Kambodscha.** Ausflug\* mit dem Boot zum Ream Nationalpark mit Mangrovenwäldern, Dschungel und diversen Vogelarten. 11–22 Uhr.

**Tag 5 An Bord**

**Tag 6–7 Ho-Chi-Minh City/Vietnam.** Stadtrundfahrt\* im ehemaligen Saigon und Kennenlernen traditioneller Musik. 2. Tag, freie Zeit. 8–16 Uhr am Folgetag.

**Tag 8 An Bord**

**Tag 9 Chang May, Hue/Vietnam.** Ausflug\* in die alte Kaiserstadt Hue. Besuch der Zitadelle mit der Verbotenen Stadt (Kaiserstadt). Stopp in einem typischen Gartenhaus. 8–17 Uhr.

**Tag 10–11 Halong Bucht/Vietnam.** Zerklüftete Kalkfelsen und malerische Dschunken – das ist die Halong Bucht, ein UNESCO Weltkulturerbe. Bootsflug\*. 2. Tag, freie Zeit. 12–19 Uhr am Folgetag.

**Tag 12 An Bord**

**Tag 13–14 Hongkong/China.** Chinesische Tradition und westliche Moderne. Ausflug\* Victoria Peak und Fischerdorf Aberdeen. Jade Markt und Chi Lin Nonnenkloster. 2. Tag, freie Zeit. 8–14 Uhr am Folgetag.

**Tag 15 Xiamen/China.** Stadtrundfahrt\* mit Puto Tempel und Hulishan Festung. Fahrt zur Insel Gulangyu, dem «Garten auf dem Meer». 10–20 Uhr.

**Tag 16 An Bord**

**Tag 17 Shanghai/China.** Eine der schönsten Städte Asiens. Ausflug\* zum «Bund», Altstadt mit Yu Garten, Hafenrundfahrt. Übernachtung an Bord.

**Tag 18 Shanghai/China.** Ausschiffung. Vormittags Besichtigung des Longhua Tempels, der Nanjing-Einkaufsstrasse und Fahrt auf den Shanghai Tower. Restlicher Tag, freie Zeit. Hotelübernachtung.

**Tag 19 Shanghai–Zürich.** Transfer mit dem Transrapid zum Flughafen. Rückflug mit Swiss nach Zürich.

\*Ausflugspaket

° Schiff auf Reede –

Ausschiffung mit Tenderboot (wetterbedingt)



### Zuschläge

- Alleinbenützung alle Kategorien auf Anfrage
- Flüge in Business Class ab CHF 2800.-
- Visum China **120.-**

### Wählen Sie Ihre Ausflüge

- Ausflugspaket inkl. Mittelthurgau-Reiseleitung **995.-**
- Das Ausflugspaket kann nur im Voraus gebucht werden (mind. 18 Teilnehmer)

### Unsere Leistungen

- Flug Zürich–Bangkok/Shanghai–Zürich
- Transfers gemäss Programm
- Kreuzfahrt mit Vollpension an Bord
- Bordguthaben USD 400.- pro Person
- Unl. alkoholfreie Getränke auf dem Schiff
- Trinkgelder an Bord
- 1 Hotelübernachtung in Bangkok & Shanghai
- Stadtrundfahrt in Bangkok
- Vormittags-Programm in Shanghai an Tag 18
- Mittelthurgau-Reiseleitung ab 18 Gästen

### Nicht inbegriffen

- Visum für Kambodscha (an Bord, ca. USD 55.-)
- Visum für Vietnam (an Bord, ca. USD 46.-)
- Auftragspauschale pro Person CHF 20.- (entfällt bei Buchung über www.mittelthurgau.ch)
- Kombinierte Annullationskosten- und Extrarückreiseversicherung

### Was Sie noch wissen müssen

Schweizer Bürger benötigen einen bis 6 Monate nach Rückreise gültigen Reisepass sowie ein Visum für China, Vietnam und Kambodscha. Bordsprache Englisch.

### Internet Buchungscode

[www.mittelthurgau.ch](http://www.mittelthurgau.ch)

locbkk1

117\_6935



Jetzt bestellen: Katalog «Kreuzfahrten 2018»!



Die **Oceania Nautica** ist elegant und bezaubernd zugleich. Ihre Decks bestehen aus feinstem Teakholz. Die 342 Suiten und Kabinen sind luxuriös und mit neoklassischen Möbeln ausgestattet, fast 70% davon mit privaten Veranden. Das kulinarische Angebot mit mehreren Spezialitätenrestaurants wie dem «Polo Grill» und dem «Toscana» lassen keine Wünsche offen. Alle Restaurants sind ohne Aufpreis und mit freier Platzwahl zugänglich. Es erwartet Sie ein Fitnesscenter von Weltformat, ein Spa, mehrere Bars und ein Kasino. 400 Servicemitarbeiter kümmern sich um nur 684 Gäste. **Willkommen an Bord.**

Gratis-Buchungstelefon

Online buchen

**0800 86 26 85 · [www.mittelthurgau.ch](http://www.mittelthurgau.ch)**

**reisebüro mittelthurgau**  
Die Schiffsreisenmacher



**Neues Genre von TV-Reportagen:** Hanspeter Bani.

Wenn eine Reportage von SRF zu reden gibt, fragt das Publikum selten nach dem Autor. Schaut man allerdings etwas genauer hin, stösst man bei solchen Fällen im Vor- oder Nachspann häufig auf den Namen Hanspeter Bani. Dieser stieg IV-Betrügerei aus dem Balkan nach, als das Thema noch völlig verpönt war, mit seiner TV-Reportage über den *kurligen* Jugendanwalt Hansueli Gürber zündete er vor vier Jahren den «Carlos»-Skandal. Bani steht auch hinter der Kultserie um die «Königin von Afrika», Katharina Hänni, und ihren zweifelhaften «Prinzen» Marcelin, die mit dem Tod der Hauptakteurin nun ihr trauriges Ende erfährt (am nächsten Sonntag auf SRF). Wer ist dieser Mann, der ein neues Genre von TV-Reportagen massgeblich geprägt hat? **Seite 28**

Für die Schulhistoriker, die heute an den Universitäten den Ton angeben, ist klar: Bruder Klaus, dessen Jubiläum wir in diesem Jahr feiern, hat nichts mit der Tradition der Schweizer Neutralität zu tun. Wer dies behauptete, dichte nachträglich etwas hinzu. Paul Widmer, ehemaliger Botschafter und Autor erfolgreicher historischer Bücher, hat genauer hingeschaut und widerspricht: Obwohl man damals noch nicht ausdrücklich von Neutralität sprach, hat Bruder Klaus die Idee der Nichteinmischung nachhaltig geprägt. Was wir bis heute aussenpolitisch vom Nationalheiligen lernen können, erklärt Widmer in seinem brillanten Essay. **Seite 34**

In dieser Ausgabe knüpfen wir an eine lange Tradition der *Weltwoche* an. Erstmals seit vielen Jahren drucken wir wieder einen «Brief aus...» – mit altbekanntem Signet. Unsere Autoren werden in loser Folge ihre Briefe aus aller Welt verfassen und über besondere Begegnungen, Eindrücke und Gedanken zum grossen und kleinen Weltgeschehen berichten. Den Anfang macht Urs Gehrig. Auf der italienischen Vulkaninsel Ischia besuchte er Gioconda, das ehemalige Dienstmädchen von Truman Capote. Der schillernde Schriftsteller hatte Gioconda verehrt und ihr in der Kurzgeschichte «Ischia» ein Denkmal gesetzt. Sie wiederum hatte sich



**Dienstmädchen von Truman Capote:** Gioconda.

tragisch in den schwulen Lebemann verliebt. Als Capote für immer verschwand, war sie am Boden zerstört. «Mein Herz fühlte sich an wie eine kahlgefressene Wiese.» **Seite 47**

Diese Woche ist bekanntgeworden, dass die SRG die Übertragungsrechte der Uefa Champions League an den Bezahlsender Teleclub verloren hat. Zuvor hatte der Gebührensender bereits bei der Schweizer Eishockeymeisterschaft den Kürzeren gezogen. Es bewegt sich etwas in der Schweizer Fernsehlandschaft, nicht nur beim Sport. Im Unterhaltungsbereich macht Dominik Kaiser mit seiner 3+-Gruppe dem einst übermächtigen SRF die Vorherrschaft streitig. Seine «Bachelorette»-Sendungen erreichten zuletzt beeindruckende Einschaltquoten. Kaiser gelingt etwas, das lange als unmöglich galt: in der Schweiz erfolgreich Privatfernsehen zu machen. Rico Bandle hat den cleveren Unternehmer getroffen, der voller Selbstbewusstsein sagt: «Es ist nur eine Frage der Zeit, bis wir SRF 1 überholen.» **Seite 54**

*Ihre Weltwoche*

# DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf [www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch) publizieren  
und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch)

**Impressum**

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,  
leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.),  
Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,  
Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl,  
Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth,  
Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Peter Holenstein, Mark van Huisseling,  
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,  
Wolfram Knorr, Christoph Landolt,  
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,  
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,  
Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,  
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,  
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*)  
**Bildredaktion:** Martin Kappler,  
Larissa Weber (*Assistentin*)  
**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),  
Viola Antunovits, Renate Brunner,  
Nadia Ghidoli, Rita Kempter,  
Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*),  
Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*),  
Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
**E-Mail:** [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH  
**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@jonlinio.com](mailto:weltwoche@jonlinio.com)  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC,  
Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise  
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung  
der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine  
Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,  
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.  
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

# Ihr Immobilienraum?



6 ½ Zi. Doppel-EFH  
in 8127 **Forch-Küsnacht**  
Ingrid Stiefel Tel. 044 316 13 83  
[www.ufdeforch.ch](http://www.ufdeforch.ch)



5 ½ - 6 ½ Zi. Terrassenhäuser  
in 8309 **Birchwil**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 Zi. Mietwohnung  
in 8708 **Männedorf**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser  
in 8414 **Buch am Irchel**  
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung  
in 8708 **Männedorf**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.lagovista.ch](http://www.lagovista.ch)



5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen  
in 8610 **Uster**  
Desirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.art-one.ch](http://www.art-one.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH  
in 8332 **Rumlikon**  
Desirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
in 8306 **Brüttisellen**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.lindenbuck.ch](http://www.lindenbuck.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen  
in 8135 **Langnau am Albis**  
Michael Knecht Tel. 044 804 34 34  
[www.bellesterrasses.ch](http://www.bellesterrasses.ch)



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung  
in 8184 **Bachenbülach**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.ridere-bachenbuelach.ch](http://www.ridere-bachenbuelach.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnung  
in 8127 **Forch-Maur**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.amena-forch.ch](http://www.amena-forch.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
in 8600 **Schwerzenbach**  
Christina Peter Tel. 044 316 13 02  
[www.3cosyhomes.ch](http://www.3cosyhomes.ch)

Sorry, leider alle Häuser verkauft!



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH  
in 8302 **Kloten**  
Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



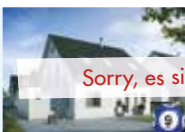
4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8143 **Stallikon**  
Desirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.zuerikon.ch](http://www.zuerikon.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
in 8102 **Oberengstringen**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 Zi. Mietwohnung  
in 8706 **Meilen**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.haltenstrasse.ch](http://www.haltenstrasse.ch)



6 ½ Zi. Einfamilienhaus  
in 8102 **Zweidlen-Station**  
Christina Peter Tel. 044 316 13 02  
[www.terraverde-zweidlen.ch](http://www.terraverde-zweidlen.ch)

Sorry, es sind leider alle 14 Häuser verkauft!



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8181 **Höri**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.lilie-hoeri.ch](http://www.lilie-hoeri.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
in 8476 **Unterstammheim**  
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
[www.heerenweg.ch](http://www.heerenweg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8493 **Saland**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
in 8453 **Alten b. Andelfingen**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.vecciacasa.ch](http://www.vecciacasa.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
in 8610 **Uster**  
Desirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.schwizerberg.ch](http://www.schwizerberg.ch)

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?

Melden Sie sich bei unserem Chef [ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder Tel. 052 235 80 00.

Unser aktuelles Angebot:

[LerchPartner.ch/angebote](http://LerchPartner.ch/angebote)



**MINERGIE**<sup>®</sup>  
Member



Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden  
Immobilienmessen teil:



**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
7. - 10. Sept. 2017, Messe Zürich, Halle 6



**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
16. - 18. März 2018, Lake Side Zürich

## Wolffs Koran

Islamisten in Zürich; Afrika in Basel; Insider-Betrüger Hans Ziegler; AHV-Reform; Schweizer Diplomaten. Von Roger Köppel

Stadtrat Richard Wolff, Alternative Liste, weigert sich, die Koran-Verteilaktion «Lies!» auf Zürichs Strassen und Plätzen zu verbieten. Dies entgegen der Empfehlung der Sicherheitsdirektion von Mario Fehr (SP). Wolff ist der Ansicht, ein Verbot der Koran-Verteilung verstosse gegen «Grundrechte». Ich nehme an, er bezieht sich auf die Meinungsäusserungsfreiheit. Wolff liegt falsch. Den Leuten hinter «Lies!» geht es nicht um die freie Meinung, es geht ihnen nachweislich um die Verbreitung einer radikalen, gewaltbereiten



Koran-Verteiler: Stadtrat Wolff.

Ideologie, die, nimmt man sie ernst, das Recht auf Meinungsäusserungsfreiheit militant beseitigt. Die «Lies!»-Aktivisten sympathisieren mit dem Islamischen Staat und betreuen Dschihad-Reisende aus Deutschland und der Schweiz. Wolff müsste die Koran-Verteiler stoppen mit dem Argument, dass die Stadt Zürich auf öffentlichem Grund keine Feinde der offenen Gesellschaft gewähren lassen darf. Rechtsstaatliche Prinzipien würden dadurch nicht verletzt. Der liberale Staat soll Gleiches gleich und Ungleiches ungleich behandeln: Wer die Meinungsäusserungsfreiheit missbraucht, um die Ordnung zu untergraben, die das Recht auf Meinungsäusserung garantiert, kann sich nicht auf die Grundrechte der Ordnung berufen, die er beseitigen will.

Afrika: Über diesen Kontinent wird allenthalben diskutiert, etwa an Angela Merkels grosser Afrika-Konferenz in Berlin oder an der am 29. Juni in Basel beginnenden 7th European Conference of African Studies mit 1500 Teilnehmern, die 1046 Papers in 204 thematischen Panels präsentieren. Was ändert's an der grossen Völkerwanderung aus dem Süden? Nichts. Schuldgefühle und Moralismus prägen die Debatten. Warum eigentlich haben wir nicht

die Kraft, Afrika sich selber zu überlassen? Das ist kein Zynismus, sondern es wäre nur vernünftig nach Jahrzehnten verheerend wir-



Sinnbild des Scheiterns: Migrantenboot.

kungsloser Entwicklungshilfe. Vor fünfzig Jahren waren Staaten wie der Kongo oder Ghana reicher als Südkorea. Ja, Entwicklungshilfe korrumpiert: Die Afrikaner wären dumm, wenn sie angesichts der Geldströme konkurrenzfähige Produkte und Industrien aufbauen würden. Ihre Kreativität zielt, wird von uns gelenkt auf die sprudelnden Finanzquellen des Nordens. Jedes Migrantenboot mit Afrikanern auf dem Mittelmeer ist das tragische Sinnbild für das Scheitern der Entwicklungshilfe. Die Basler Konferenz wird trotzdem jede Menge Argumente liefern, warum man noch mehr Geld verschleudern soll. Die Helfer hören erst auf, wenn der letzte Afrikaner nach Europa ausgewandert ist.

Der Insider-Betrüger Hans Ziegler, Multi-Verwaltungsrat und einst angeblicher Top-Sanierer mit eigener Beratungsfirma, muss 1,4 Millionen Franken zurückzahlen. Die Schweizer Finanzmarktaufsicht (Finma) gab in einer Medienmitteilung gravierende Fälle von Insiderhandel bekannt. Zieglers Name wurde nicht genannt, aber die Fakten

machen deutlich, dass es sich um den prominenten Millionenbezüger handelt. Ziegler war hochangesehener «Feuerwehrmann» bei diversen Unternehmen, die in Schwierigkeiten steckten. Bei der Erb-Gruppe wirkte er nicht als Lebensretter, sondern als Exit-Vollstrecker, der den wankenden Grosskonzern aus Winterthur wie ein Sterbehelfer in den Bankrott begleitete, wenn nicht stiess. Beim erfolglosen Gratisblatt .ch sass Ziegler einige Zeit im Verwaltungsrat. Beim Milliardenkonzern OC Oerlikon sanierte der einst Hochdekorierte ebenso mit wie bei Charles Vögele, gleichermassen unerfolgreich. Was macht einen guten Betrüger aus? Die Tatsache, dass man nicht merkt, dass er ein Betrüger ist.

Ein grosses Thema ist die Sanierung der Sozialwerke. Bundesrat und Parlament haben ihr gewollt kompliziertes Geflecht im Bundeshaus hauchdünn durchgedrückt. Am 24. September stimmen wir ab über die «Altersvorsorge 2020». Mein Verdacht: Rentenreformen sind absichtlich unverständlich, damit weniger Leute drauskommen und mitreden. Zwei einfache Argumente sprechen gegen die Vorlage von Sozialminister Berset (SP). Erstens: Die Sanierung der AHV ist keine Sanierung, sondern ein Ausbau. Die AHV ist seit 2015 in den roten Zahlen. Berset will trotzdem 1,2 Milliarden Franken Mehrausgaben für einige Rentner auf das defizitäre Alterswerk satteln. Das ist ungefähr so, wie wenn der Verwaltungsrat einer bankrotten Firma seinen Aktionären noch eine fette Dividende genehmigt. Wahnsinn. Zweitens: Die AHV-Reform verquickt unentwerrbar AHV und zweite Säule. Die SP zapft die berufliche Vorsorge an, um die AHV aufzublähen. Falsch. Ablehnen.

Eine aktuelle Frage, die mich seit langem beschäftigt: Wie kam es, dass Schweizer Diplomaten in Brüssel so miserable «bilaterale» Verträge im Interesse der EU aushandelten? Warum haben sie eingewilligt – wenn nicht gar vorgeschlagen –, das erste Paket der EU-Verträge mit einer «Guillotine-Klausel» zum Nachteil der Schweiz zu verklumpen? Warum rutschen sie ständig als Bittsteller auf den Knien herum? Dabei ist die Schweiz der zweitgrösste Kunde der EU. Dabei fahren die Schweizer pro Person häufiger deutsche Autos als die Deutschen. Dabei beträgt das Handelsbilanzdefizit im Dienstleistungsbereich für die Schweiz Dutzende von Milliarden Franken. Das heisst: Für diesen Betrag kann die EU Dienstleistungen in die Schweiz exportieren. Warum versagt die Schweizer Diplomatie? Mögliche Gründe: Schweizer Diplomaten wollen in die EU. Schweizer Diplomaten wollen beliebt sein und nicht anstossen. Schweizer Diplomaten wollen ihre Karriere im Aussendepartement (EDA) nicht durch unbequemes Verhandeln gefährden.

Gelenkprobleme  
soll man nicht auf  
die leichte  
Schulter nehmen.

Gelenk- und Sportchirurgie. Eines der  
Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie  
und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.





*Verwirrung:* Nachrichtendienstchef Seiler. Seite 22



*Alarm:* Tesla-Gründer Musk. Seite 38



«Gutes Beispiel für junge Frauen.»

*Musikerin BB:* Seite 60

## Titelgeschichte

- 16 **Der Mann, das Triebwesen**  
Die Idee der freien Liebe und ihre Folgen
- 19 **Gepflegter Sexismus**  
Geständnisse einer Feministin

## Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Verantwortungslose CVP
- 9 **Im Auge** Arnold Schwarzenegger
- 10 **Bundesrat** Überdosis
- 10 **Gesellschaft** Das Leben ist surreal
- 11 **Schweiz–EU**  
Bilateralismus als Prellbock
- 11 **Ausländer** Freie Wahl
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Gunter Gabriel
- 20 **Mörgeli** «Offensichtlich eine Fehlprognose»
- 20 **Bodenmann** Landliebe unterwegs
- 21 **Medien** Fäkalien für die Welt
- 21 **Die Deutschen** Klatschpappen
- 45 **Trumps Woche** «Konspiriert»

## Interviews

- 50 **Unternehmer** Götz W. Werner  
«Wir zahlen doch keine Steuern»
- 54 **Dominik Kaiser, Chef von 3+**  
«Es ist nur eine Frage der Zeit, bis wir SRF 1 überholen»
- 60 **Krokus und Back :n: Black**  
«Wir wollen nicht rocken wie sechzigjährige Männer»

## Inland

- 22 **Markus Seiler**  
Die Luxusfeiern unserer Spione

- 24 **Vom Bettler zum Sponsor**  
Finanzwunder Obwalden
- 25 **Zuwanderung**  
Abstieg der Waadt
- 26 **«In ihrer kleinen Welt»**  
Der Fall Funda Yilmaz
- 27 **Gegenrede**  
Warum ich bei Exit bin
- 28 **Hänni und Bäni**  
Grandioses SRF-Epos
- 30 **Bergbauer Unbeirrbar**  
Nationalrat Erich von Siebenthal
- 31 **Beiss-Bieber**  
Angriff im Fluss
- 32 **Im siebten Schimmel**  
Die Luma-Erfolgsgeschichte
- 33 **Professor in Nöten**  
Dumping-Praktiken an der Uni?
- 34 **Schutzpatron der Nichteinmischung**  
Bruder Klaus
- 37 **Kriege der Kinderkriegenden**  
Auch Eltern irren in der Politik

## Ausland

- 41 **Boris Becker**  
Sein wildes Leben
- 42 **Emmangelinas Flitterwochen**  
Macron und Merkel
- 43 **Brexit** Scheidung auf Europäisch
- 44 **Das Siegen verlernt**  
Die amerikanischen Demokraten
- 46 **Der Komet** Saudi-Kronprinz  
Mohammed bin Salman
- 47 **Brief aus ...** Ischia
- 48 **Der Anfang vom Ende in Syrien?**  
Neue Ordnung im Mittleren Osten
- 49 **Viva il Cavaliere**  
Berlusconi ist wieder da
- 49 **Türkei** Wie krank ist Erdogan?

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 12 **Phänomene**  
Aufstieg und Fall des Ozonlochs
- 38 **Die Tesla-Blase** Zweifel der Analysten
- 39 **Mobilität** Umweltsünden
- 40 **Medizin** Zika: Das Problem im Kopf
- 64 **Lügenforscher** Paul Ekman  
«Ein besonderes Talent»

## Kultur & Gesellschaft

- 57 **Theater** Soziallabor Schauspielhaus
- 58 **Ethik** Der Eid des Hippokrates
- 62 **Festivals** Auf einen Kaffee mit  
Christian Jott Jenny
- 66 **Liebe** Flirten in der Sommernacht
- 72 **Erfahrungsbericht** Unterwegs mit  
dem neuen Ferrari 812 Superfast

## Rubriken

- 52 **Ikone der Woche** Paul Gauguin
- 58 **Die Bibel** Stille als Quelle
- 63 **Kino** «The Beguiled»
- 65 **Jazz** Diana Krall
- 68 **Thiel** Muslime und Elche
- 68 **Namen** Leute mit viel Geld
- 68 **Fast verliebt** Trennungsschemie
- 68 **Unten** durch Nelson Mandela
- 70 **Wein** Vom Stein
- 71 **Auto** 24 Stunden
- 74 **Darf man das? / Leserbriefe**

ICONIC



**THE NAVITIMER**  
SINCE 1952

EMBASSY

GREDELSTRASSE 2, LUZERN, TEL. 041 - 418 20 80  
KAPELLPLATZ 12, LUZERN, TEL. 041 - 418 50 80



**BREITLING**  
1884



Lamborghini-Werk © Lamborghini



Bologna, Santo Stefano  
© Fototeca Enit Vito Arcomano



Ferrari-Museum Paddock © Museo Ferrari



Lamborghini-Museum: © Lamborghini

## Faszination Rennsport: VIP-Reise «Motor-Mania»

# Dolce Vita und schnelle Motoren

Ferrari, Lamborghini, Ducati, Pagani – für die Freunde des Motorsports haben diese Marken einen unwiderstehlichen Klang. Tauchen Sie ein in die faszinierende Welt der italienischen Edelschmieden auf dieser viertägigen Reise im «Tal der Motoren» zwischen Bologna und Modena.

Was wäre Mobilität ohne Italianità? Die weltberühmten Scuderias stehen für Schnelligkeit, handwerkliche Tradition und Emotionen. Bei Werksbesichtigungen und in Ausstellungen erkunden Sie die legendären Modelle, die mit ihrer unvergleichlichen Schönheit und Technik zu Ikonen der Rennsportgeschichte geworden sind. Nicht zu kurz kommt auf der 4-tägigen Reise der Genuss, so etwa beim Abendessen im Ristorante «Montana», dem Stammlokal der Ferrari-Formel-1-Piloten, oder bei der Parmigiano-Degustation auf dem Landgut der Familie Panini.



Weinreben © Fototeca Enit Sandro Bedessi

### Programm (Auszug):

- 1. Tag: Reise nach Bologna**
  - Flug Zürich–Venedig
  - Check-in und Apéro im Hotel
- 2. Tag: Tal der Motoren**
  - Besuch der Edelschmiede Pagani
  - Parmigiano-Degustation
  - Maserati-Museum
  - Werksbesichtigung bei Lamborghini
  - Nachtessen mit Fabio Lamborghini
- 3. Tag: Ducati und Ferrari**
  - Werks- und Museumsbesichtigung bei Ducati
  - Werks- und Museumsbesichtigung bei Ferrari
  - Abendessen im Ristorante «Montana»
- 4. Tag: Bolognas historische Altstadt**
  - Rundgang zu den Sehenswürdigkeiten
  - Rückflug nach Zürich

Detailliertes Reiseprogramm mit Anmeldeformular unter [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

### Platin-Club-Spezialangebot

**VIP-Reise «Motor-Mania»**  
20. bis 23. September 2017

#### Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Venedig–Zürich
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- 3 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne-Hotel «I Portici», Bologna
- 1 Abendessen mit Aperitif im Restaurant (1.Tag)
- Parmigiano-Degustation (2.Tag)
- Abendessen mit Fabio Lamborghini (2.Tag)
- Abendessen Ristorante «Montana» (3.Tag)
- Ausflug zu Pagani, Maserati-Museum
- Besuch bei Lamborghini (Werk, Privatmuseum)
- Ducati und Ferrari (Werk, Museum)
- Ausflug «Bolognas historische Altstadt»

#### Preis:

Mit Weltwoche-Abo: ab Fr. 2280.– p.P. im DZ  
Für Nichtabonnenten: ab Fr. 2580.– p.P. im DZ  
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 400.–  
Option: Begleitete Testfahrt im Ferrari F430 (Fr. 150.–, 30 Min.)

#### Anmeldung:

Buchen Sie Ihr Arrangement über Telefon 091752 3520 oder per E-Mail an [info@mondial-tours.ch](mailto:info@mondial-tours.ch)

#### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, Locarno

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





## Verantwortungslose CVP

Von René Zeller — Im Seilziehen um die Rentenreform kämpft die CVP, als müsste sie Gewerkschaften und SP links überholen. Parteipräsident Gerhard Pfister hat seinen bürgerlichen Kompass verloren.



«Trendwende»: CVP-Präsident Pfister.

Ungewöhnlich früh ist der Abstimmungskampf um die komplexe Altersreform 2020 entbrannt. Und obschon der Entscheid des Souveräns erst am 24. September ansteht, wird bereits mit rasierscharfer Klinge gefochten.

Seitens der Befürworter drängt sich die CVP in die vorderste Reihe. Die selbsternannte Mittepartei erachtet einen Ausbau der AHV als unabdingbar. Ohne das im Parlament erstrittene Geschenk von monatlich 70 Franken an künftige Rentnerinnen und Rentner wäre die Vorlage chancenlos gewesen, findet die CVP. Für den Ausbau der AHV sind im Reformpaket zusätzliche Lohnprozente und eine Erhöhung der Mehrwertsteuer eingestellt worden. Diese zusätzlichen Einnahmen genügen allerdings nicht, um die AHV in sichere Gewässer zu manövrieren. Demografische Fakten lassen sich nicht austricksen.

Der CVP ist das einerlei. Sie will Geschenke verteilen. Sie kümmert sich nicht darum, dass die junge Generation ebendiese Geschenke teuer bezahlen muss. Die CVP schaut auch darüber hinweg, dass der Souverän im September 2016 die gewerkschaftliche Volksinitiative «AHV plus» mit über 60 Prozent versenkt hat. Die Stimmberechtigten sagten damals sinn-gemäss: «Wir wollen unsere Sozialwerke nicht ausbauen, sondern langfristig sichern.» Jetzt

sagt die CVP: «Wir wollen die AHV jetzt ausbauen, nicht langfristig sichern.»

Was ist mit der CVP los? Man muss wissen, dass die Bundesratspartei mit dem Rücken zur Wand steht. Seit bald drei Jahrzehnten leidet sie an Wählerschwund. Der sprunghafte Walliser Parteipräsident Christophe Darbellay vermochte den Sinkflug nicht zu stoppen. Seit einem Jahr versucht sein Nachfolger Gerhard Pfister, der CVP wieder ein Profil zu vermitteln. Respektable Ansätze sind erkennbar: Die Partei tritt geschlossener auf als in der Ära Darbellay, ihre Exponenten verteilen auf allen Kanälen Fusstritte an die Konkurrenz. Der eloquente Gerhard Pfister hat sich als politischer Scharfschütze der Nation etabliert. Nur nett und kompromisslerisch sein will die CVP nicht mehr. Pfister & Co. haben erkannt: Christliche Nächstenliebe allein ist in der Politik nicht segensreich.

Mit ihrem Support für die Rentenreform bewegt sich die CVP aber auf dünnem Eis. Sie hat sich vor den Karren von Gewerkschaften und SP spannen lassen. Die Linke hat kein Problem, den Sozialstaat mit ungedeckten Checks zu belasten. Diese unverantwortliche Politik wird mit infamer Desinformation vernebelt. Gewerkschaftspräsident Paul Rechsteiner hat sich unlängst zur Aussage verstiegen: «Die AHV ist in Gefahr, FDP, Economiesuisse & Co. wollen sie aushungern.» Das ist eine dummdreiste Behauptung, lupenreiner Linkspopulismus. Bürgerliche Sozialpolitik trachtet danach, die finanzielle Zukunft der AHV zu sichern. Das ist verantwortungsbewusst.

Interessanterweise stützt die CVP die verantwortungslose Sozialpolitik der Linken. Mit ihrem fulminanten Engagement pro Rentenreform am Rockzipfel von SP und Gewerkschaften macht die Mittepartei deutlich, dass sie nach links rückt. Gerhard Pfister, der vor seiner Wahl ins Parteipräsidium unbestrittener CVP-Rechtsausleger war, lässt es geschehen. Sein Ruf eines liberalen Überzeugungstäters verblasst. Er mutiert zum parteitaktischen Opportunisten.

Pfister war als CVP-Präsident angetreten mit dem Anspruch, auf dem Weg zu einer bürgerlichen Trendwende als verlässlicher Partner zu agieren. In einer Auslegeordnung, die im Juni 2016 im Magazin *Schweizer Monat* erschien, schrieb Pfister. «Die Trendwende ist ein mehrjähriges Projekt, das schrittweise, beharrlich und hartnäckig umgesetzt werden muss.» Heute stellt man fest, dass Gerhard Pfisters CVP beharrlich und hartnäckig nach links driftet.

## Der bessere Trump



Arnold Schwarzenegger, Weltreisender.

Was wäre anders, wenn Arnold Schwarzenegger, 70, Amerikas *number one* wäre? Er hätte es sich zugetraut, aber das Einzige, was er nicht kann, ist Präsident sein.

Er war und ist Schauspieler, Produzent, Philanthrop, Fitness- und Gastronunternehmer, Politiker, Aktivist, Autor. Der pensionierte 38. Gouverneur Kaliforniens tourt durchs alte Europa. Küsschen im Elysée für Madame Macron, Komplimente in Zuffenhausen für Porschés 600-PS-Elektroboliden, aufrüttelnde Appelle im ORF zur Rettung des Eisbären. Arnie unterwegs als Elder Statesman oder als engagierter Umweltschützer oder Werbebotschafter seines «Terminator 6»-Films oder bloss als wandelnde Legende – man kann sich auch die Frage stellen, ob er nicht der bessere Trump wäre, wenn er denn in den Staaten das Licht der Welt erblickt hätte statt in Thal bei Graz. Vielleicht als Arnie Strong, wie er anfänglich in Hollywood hiess. Aber er beharrte auf seinem zungenbrecherischen Namen und liess sich den Austro-Akzent nicht austreiben. Als «Conan der Barbar» und «Terminator» sprengte er die Kinorekorde ohnehin mit Action und nicht mit Dialogen. Entscheidend war seine Anabolika-gefütterte Kraftpostur. Mit zwanzig war er der jüngste Mister Universum. Der Fussballtrainer hatte ihn zum Bodybuilding geschickt, weil seine Beine zu dünn waren, und der Muskelkult wurde seine Obsession. Mit 23 wanderte er in die USA aus, machte rasch ein Vermögen im Immobiliengeschäft und schaffte, nur mit dem Volksschulzeugnis im Gepäck, als Mitdreissiger noch einen Bachelor in Betriebswirtschaft. 1983 wurde er US-Bürger, 1986 heiratete er Maria Shriver aus dem Kennedy-Clan, von 2003 bis 2011 war er Gouverneur – oder «Governator» – Kaliforniens. Was dem Mimenkollegen Ronald Reagan dann gelang, bleibt ihm verwehrt.

Schwarzenegger hat als Republikaner erstmals nicht einen Republikaner gewählt, also nicht Trump, aber er übernahm, da er alles kann, beim Sender NBC dessen Fernsehshow.

Peter Hartmann

## Überdosis

Wann merkt Isabelle Moret, dass die Romandie bei der Burkhalters-Nachfolge nicht an der Reihe ist?



«Wer sind Sie?»: Nationalrätin Moret.

Die einflussreiche Waadtländer FDP will ihre Nationalrätin Isabelle Moret bei der Nachfolge von Didier Burkhalter ins Rennen schicken. Die Politikerin hat Interesse signalisiert. Sie wolle sich eine Kandidatur überlegen.

Als die *Weltwoche* bei potenziellen Kandidaten für Didier Burkhalters Nachfolge vor einigen Tagen sondierte, ob sie für oder gegen ein Rahmenabkommen mit der EU seien, fragte Moret keck zurück: «Wer sind Sie?» Später entschuldigte sie sich; sie sei in den vorangegangenen Tagen von Mails aus der Deutschschweiz bombardiert worden. Man habe von ihr zu allem eine Antwort erwartet. Da habe sie angefangen, zurückzufragen, wozu man ihr all diese Frage stelle. Eine Antwort zum Rahmenabkommen mit der EU blieb uns die Politikerin trotzdem schuldig.

### Tessin und Ostschweiz untervertreten

Die Waadtländerin schlägt sich in allen drei Landessprachen bei politischen Debatten gut, doch allzu bekannt ist sie in der Deutschschweiz nicht. Aufgefallen ist Moret nach dem Rücktritt von Eveline Widmer-Schlumpf, als sie forderte, der Nachfolger oder die Nachfolgerin müsse aus dem Tessin kommen. Die Bundesversammlung, darunter auch viele Freisinnige, wählten stattdessen den Waadtländer Guy Parmelin.

Mit Parmelin und Alain Berset werden auch nach dem Rücktritt von Didier Burkhalter zwei Romands im Bundesrat sitzen. Damit ist der Anspruch der französischsprachigen Schweiz ausreichend gedeckt. Andere Regionen – zuvorderst der Kanton Tessin, aber auch die Zentralschweiz und die Ostschweiz – sind zurzeit nicht angemessen in der Landesregierung vertreten. Nichts spricht dagegen, dass sich eine FDP-Frau aus der Ostschweiz, aus der Zentralschweiz oder eben aus der Südschweiz zur Wahl stellt. *Hubert Mooser*

## Das Leben ist surreal

Von Wolfgang Koydl — Der Leichnam des Künstlers Salvador Dalí wird für einen postumen Vaterschaftstest aus seinem Grab geholt, und die Queen gerät in die Kritik, weil man ihr den Lohn erhöhte.

Wir sind ja alle vertraut mit den Prinzipien des Lebens: 1. Es ist hart. 2. Es ist ungerrecht. Bekannt ist zudem, dass nur wir dieses Schicksal erleiden, die wir Tag um monotonen Tag durch die Niederungen unserer lohnabhängigen, langweiligen Existenz schlurfen.

Sehnsüchtig richten wir daher den Blick nach oben zu jenen Glücklichen, die dank Ruhm, Macht, Talent oder schierer Dickfelligkeit dem irdischen Sorgental entrückt sind: Ronaldo, Macron, Christa Rigozzi, Donald Trump, der Dalai Lama. Mögen andere im Schlamm wühlen – kein Spritzer wird sie je beflecken.

Von wegen.

Egal, wie alt man ist, wie reich, wie abgeklärt und abgehoben – man kann noch immer herabgewürdigt und durch den Dreck gezogen werden. Noch nicht einmal der Tod rettet vor der Schmach.

Gerade trifft es zwei Personen, die eigentlich nicht viel gemein haben: die Queen und Salvador Dalí. Die Königin hat keinen Dalí in ihrer Galerie, was daran liegt, dass der Künstler lieber Elefanten malte als Pferde. Für ihn gab es sowieso nur eine Königin im Leben: die geliebte Gala, die standesgemäss in ihrer eigenen Burg lebte.

Er hatte keine Kinder mit ihr, worüber sich zu seinen Lebzeiten wilde Spekulationen entzündeten. War er bi, schwul, gar nichts? Beim Sex hüllte sich Dalí in Schweigen. Seine Bemerkung, dass ihn nur Hitler richtig angetörnt habe, trug auch nicht unbedingt zur Klärung seiner Präferenzen bei.

Mit entsprechender Zurückhaltung nahm die Nachwelt daher die Behauptung einer gewissen Pilar Abel auf, das einzige Kind des Künstlers zu sein, 1955 illegitim gezeugt in einem Fischerdorf. Schwer zu sagen, was ihre Glaubwürdigkeit mehr erschütterte: ihr Beruf (Wahrsagerin), ihre Überzeugung, dem Papa wie aus dem Gesicht geschnitten zu sein («Mir fehlt nur der Schnurrbart»), oder ihre Prozesssucht (einen Autor verklagte sie, weil er sie unerlaubt in einen Roman hineingeschrieben habe).

Glaubwürdig oder nicht: Ein Gericht hat nun angeordnet, den Leichnam des Malers aus seiner Krypta zu holen und einer DNA-Analyse zu unterziehen, um die Vaterschaft zu klären. Man mag das für surreal halten, aber Señora Abel geht es sehr real um den schnöden Mammon. Als Tochter stünde ihr ein Viertel des Vermögens des Surrealisten-Meisters zu.

Um Geld geht es auch bei der Queen, nur, dass man es ihr nicht nimmt. Sie soll mehr kriegen:

Um 8 Prozent wird ihr Gehalt erhöht, auf 82,2 Millionen Pfund. (Dafür bekäme man übrigens – nur ein Tipp, *Your Majesty* – einige gute Dalí's.) Das ist recht ordentlich in Zeiten, da Krankenschwestern, Lehrer und Feuerwehrleute mit Nullrunden abgespeist werden – wie missgünstige Republikaner nun schon wieder herumnörgeln.

### Am Wühltisch

An diese Miesepeter ist die Queen gewöhnt. Demütigender sind ihre Verteidiger, an vorderster Stelle ein Herr mit dem schönen Titel «Keeper of the Privy Purse» – Hüter der Privatschatulle. Er rechnete den kleingeistigen Neidern vor, wie günstig die Königin ihren Untertanen käme: 65 Pence pro Kopf und Jahr, so viel, wie eine Briefmarke kostet. Ein toller Vergleich für «Her Britannic Majesty». Aber es kam noch schlimmer: Bei der Queen, so der Kämmerer, bekomme man echt viel fürs Geld. Auf Deutsch: ein Schnäppchen, wie man es am Wühltisch findet.

Die Königin wird darüber hinwegkommen, mit einer steifen britischen Oberlippe. Und Dalí wird sich lässig den steifen Bart hochzwirbeln bei dem postumen Vaterschaftstest. Denn wahre Grösse erreicht man nicht durch Ruhm, Macht, Talent oder Dickfelligkeit. Wahre Grösse hat man, wenn man über den Dingen steht. Alltägliche Niederungen eingeschlossen.



Über den Dingen stehen: Salvador Dalí.

# Bilateralismus als Prellbock

Die SVP will die Personenfreizügigkeit eliminieren. Sie verkennt, dass die bilateralen Verträge beim Souverän wohlgeglitten sind.

Allfällige Zweifel sind ausgeräumt. An der SVP-Basis kocht der Furor über die Zuwanderung unverändert hoch. Die Delegierten, die am Samstag im Baselbiet zusammenströmten, wollen das Personenfreizügigkeitsabkommen mit der EU kündigen. Lieber heute als morgen.

Die Marschrichtung ist also geklärt. An den SVP-Europastrategen liegt es jetzt, einen definitiven Initiativtext zu formulieren. Bis Ende Jahr soll im Verbund mit der Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns) die Unterschriftensammlung lanciert werden. Anders als die Masseneinwanderungsinitiative soll der neuerliche direktdemokratische Ritt gegen den freien Personenverkehr keine Fragen offenlassen, mithin weder Bundesrat noch Parlament ermöglichen, bei Annahme der Initiative mit dem Verfassungstext Schlitten zu fahren.

Doch der Schlachtplan der SVP ist kein Geniestreich. Denn unabhängig vom definitiven Wortlaut ist die Volksinitiative leicht angreifbar. Die Gegner der SVP, das sind absehbar alle anderen Parteien, der Bundesrat, die Wirtschaftsverbände, Gewerkschaften, Kantonsregierungen usw., werden sich hinter den Slogan scharen: «Ja zum Bilateralismus!» Schon am Wochenende wurde der SVP vielstimmig vorgeworfen, sie nehme leichtfertig in Kauf, dass das nach dem EWR-Nein von 1992 in Brüssel verhandelte bilaterale Vertragskonstrukt zusammenstürze wie ein Kartenhaus.

## «Nicht überlebenswichtig»

Diese Annahme ist nicht sakrosankt, aber auch nicht realitätsfremd. Das erste bilaterale Vertragspaket mit der EU, das die Schweiz im Juni 1999 unterzeichnete, enthält in Artikel 25 folgende Bestimmung: Sofern eines der sieben sektoriellen Abkommen nicht verlängert oder gekündigt wird, treten alle sieben Verträge «sechs Monate nach Erhalt der Notifikation ausser Kraft». Das Personenfreizügigkeitsabkommen ist Bestandteil der Bilateralen I. Wenn also das Volk die Personenfreizügigkeit per Verfassungsbeschluss kündigen will, dann käme nach dem Buchstaben des 1999 unterzeichneten Vertrags die Guillotine-Klausel zur Anwendung.

Die SVP wird nicht verhindern können, dass man ihr gebetsmühlenartig vorwirft, sie wolle den bilateralen Weg verlassen. Man wird hören: Ausgerechnet Christoph Blocher, der die Schweiz weiland mit seiner Anti-EWR-Kampagne auf den bilateralen Weg gezwungen habe, wolle die seitherigen Verhandlungserfolge abwracken. Die SVP wolle den Wirtschaftsstand-



*Schlecht vorbereitet:* Parteipräsident Rösti.

ort Schweiz in weltfremd-isolationistische Zeiten zurückkatapultieren. Mit anderen Worten: Der Abstimmungskampf über eine wie auch immer formulierte SVP-Kündigungsinitiative wird zu einem Plebiszit für oder gegen den Bilateralismus umfunktioniert werden.

Hat die SVP bedacht, dass der mit der EU praktizierte Bilateralismus hierzulande als Mittelweg zwischen Alleingang und Beitritt gut verankert und wiederholt vom Souverän bestätigt worden ist? Die Parteioberen scheinen argumentativ nicht akkurat vorbereitet. Parteipräsident Albert Rösti merkte am Rande der Delegiertenversammlung an, die SVP messe dem Bilateralismus keinen hohen Stellenwert bei. «Die Personenfreizügigkeit hat Priorität.» Christoph Blocher hat schon öfter bekundet, er sei nicht gegen bilaterale Verträge, «aber sie sind nicht überlebenswichtig». Andere Tenöre der SVP sind überzeugt, die Mitgliedstaaten der EU würden einen Bruch mit der Schweiz niemals befürworten. Dafür sei ihnen das Export- und Transitland im Herzen Europas zu teuer.

Die SVP setzt auf das Prinzip Hoffnung, auf eine Neukonzeption der Zuwanderung im Zuge der Brexit-Verhandlungen, womöglich auch auf eine Explosion der Migrationszahlen. Das dürfte argumentativ kaum reichen, um den Prellbock zu durchschlagen, den die Pro-Bilateralismus-Allianz aufgebaut hat. René Zeller

# Freie Wahl

Von Aleks Boric — Nichts spricht dagegen, den Namen gelegentlich der Realität anzupassen.

Ein Sturm der Entrüstung brandet durch die Schweiz, seit die *Sonntagszeitung* aufgedeckt hat, dass Versicherungsverkäufer mit ausländischen Namen gelegentlich unter einem helvetisch klingenden Pseudonym herumtelefonieren. So kann es sein, dass sich hinter dem freundlichen Peter Huber ein netter Boris Stankovic versteckt. Alex Baur heisst vielleicht in Wahrheit Aleks Boric. Rassismus-Experten wittern Diskriminierung (Verleugnung der Identität), andere wettern über einen Betrug am Kunden (wo Schweiz draufsteht, muss auch Schweiz drin sein).

Die Bedenkenträger und Puristen nerven. Was ist schon daran, wenn man seinen Namen gelegentlich etwas auffrischt und den Umständen anpasst? Marilyn Monroe, geboren als Norma Jeane Mortenson, später getauft auf den Namen Baker, wechselte ihren Namen gleich mehrmals. Ein gewisser Hans-Rudolf Lehmann wurde als Schriftsteller Lukas Hartmann bekannt, und obwohl er als Bundesratsgatte mit dem Namen Sommaruga noch viel bekannter wäre, kennen die meisten nur sein Pseudonym. Warum sollen Stankovic und Boric nicht tun dürfen, was Herr Lehmann Sommaruga längst getan hat?

Je nachdem verkauft sich Bob Dylan einfach besser als Robert Zimmerman, Peter Huber besser als Boris Stankovic. Es kommt auf die Branche an. Wer als Popmusiker Weltkarriere machen will, ist mit Dylan wohl besser bedient als mit Huber; ein Fussballer setzt vielleicht eher auf Stankovic denn auf Zimmermann. Wen kümmert's. Am Ende zählt allein die Leistung.

Als Zeichen von Liebe und Verbundenheit hat der Namenswechsel sogar eine lange Tradition. Früher mussten Frauen bei der Trauung den Namen ihres Partners annehmen. Heute ist alles freiwillig und offen für beide Geschlechter, trotzdem nehmen nach wie vor bei der Heirat viele einen neuen Namen an, den sie nach einer Scheidung behalten oder auch nicht. Und kein Mensch stört sich daran. Und last, but not least ist ein Namenswechsel oft ganz einfach praktisch. So leben beispielsweise zirka 50 000 Tamilen und ebenso viele Afrikaner in der Schweiz, die nicht selten Namen haben, welche nicht nur Herr Huber, sondern auch Frau Stankovic kaum aussprechen kann. Warum also soll sich die Familie Thirugnanasampanthamoorthy (die gibt es wirklich) bei der Einbürgerung nicht einen neuen Namen nach Wahl zulegen – zum Beispiel Thurgauer oder Turnheer? Und wer auf einen astreinen Stammbaum besteht, der kann seinen Namen mit einem AOC schmücken.



«Letzter Akt für das Leben auf dem Planeten.»

## Phänomene

# Aufstieg und Fall des Ozonlochs

Von Alex Reichmuth — Der Kampf gegen die Ausdünnung der Ozonschicht gilt als Beispiel, wie eine globale Bedrohung dank internationaler Zusammenarbeit abgewendet werden kann. So müsste es auch beim Klimaschutz gehen, lautet die Losung. Doch es gibt da ein Problem: Das Ozonloch existiert noch immer.

Man spricht wieder über das Ozonloch. Jahrelang war das einst hochgehandelte Umweltproblem fast in Vergessenheit geraten. Neu ist allerdings das Etikett, unter dem das Ozonloch durch öffentliche Debatten segelt. Einst zuckte man schuld bewusst zusammen, wenn es genannt wurde. Heute aber steht es für Erlösung. Das Ozonloch – genauer dessen Bekämpfung – gilt als Sinnbild dafür, wie einer globalen Bedrohung dank entschlossenem Handeln der Staaten beigegeben werden kann. Bei einer anderen Gefahr für die Erde müsse man international genau gleich vorgehen, tönt es mahndend: beim Klimawandel.

Stellvertretend für diese Überzeugung sei Thomas Stocker angeführt, Klimaforscher an der Universität Bern. Er wurde einst fast zum Präsidenten des Weltklimarats gewählt. Als wichtigster Klimawissenschaftler der Schweiz gilt er auf jeden Fall. Stocker muss also wissen, was am Himmel abgeht. «Das Ozonloch ist eine Erfolgsstory», sagte er in einem Interview. Es zeige, «was bewirkt werden kann, wenn die Wissenschaft auf ein Problem hinweist und die Politik und die Industrie dann darauf reagieren, indem sie gewisse Produkte verbieten». Verboten wurden sogenannte Fluorchlorkohlenwasserstoffe (FCKW), die als Haupt-

treiber der Ozonschicht-Ausdünnung gelten. Dank der Einigung von Montreal 1987 konnte der Ausstoss an FCKW, die in Sprühdosen, Kühlschränken und Feuerlöschern enthalten sind, stark reduziert werden. An anderer Stelle sagte Thomas Stocker, die Massnahmen hätten dazu geführt, «dass sich die Ozonkonzentration in der Luft wieder erholen konnte».

Diese letzte Aussage ist allerdings schlicht falsch. Denn das Ozonloch gibt es noch immer. Und wie! 2015 erreichte es über der Südhalbkugel die zweitgrösste je gemessene Ausdehnung. Laut der Uno-Weltorganisation für Meteorologie (WMO) gibt es auch keine Belege dafür, dass sich die Ozonkonzentrationen erholen. Man habe zwar «erste Hinweise auf eine Wende» gefunden, schrieb die WMO 2015, «aber diese sind statistisch noch nicht signifikant.» Viel mehr als die Hoffnung, dass sich das Ozonloch irgendwann schliesst, gibt es nicht. Und das dreissig Jahre nach Montreal.

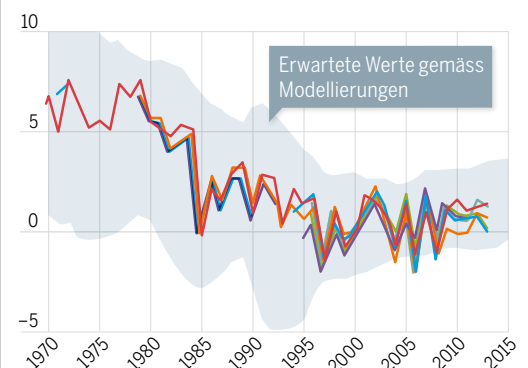
### «Anomalie des Südens»

Es ist seit fast hundert Jahren bekannt, dass es 25 Kilometer über der Erdoberfläche eine Luftschicht gibt, die besonders viel Ozon enthält. Anders als in Bodennähe, wo Ozon als Reizgas wirkt und darum unerwünscht ist, hat dieses in

der Höhe eine wichtige Funktion: Es schirmt die Erde vor schädlicher UV-Strahlung ab. Schon 1927 erkannten Forscher jedoch, dass die Ozonkonzentration stark schwanken kann. 1957 wurde über der Antarktis erstmals eine saisonal bedingte Ausdünnung der Ozonschicht

### Ozongehalt in der Atmosphäre auf der Südhalbkugel

Abweichungen vom Durchschnitt, 1998–2008, in Prozent



Messreihen verschiedener Forschungsinstitutionen:  
 ■ WUOUC ■ MSR ■ SBUV V8.6 Nasa ■ MOD V8  
 ■ GOME/SCIA GSG ■ GOME/SCIA GTO

QUELLE: WORLD METEOROLOGICAL ORGANIZATION, 2015

«Eine Erfolgsstory.»

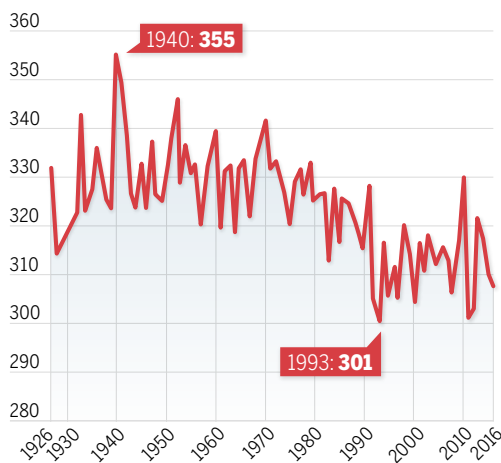
nachgewiesen. Der britische Atmosphärenphysiker Gordon Dobson bezeichnete sie als «Anomalie des Südens». Es vergingen allerdings nochmals siebzehn Jahre, bis die ersten Warnungen auftauchten: 1974 gemahnten der Amerikaner Frank Sherwood Rowland und der Mexikaner Mario Molina im Wissenschaftsmagazin *Nature*, dass der Ausstoss an FCKW die Ozonschicht bedrohe und damit das Leben auf der Erde (wofür sie später zusammen mit dem Niederländer Paul Crutzen den Nobelpreis für Chemie erhielten). Dann ging es Schlag auf Schlag: 1982 registrierten Forscher in der Antarktis eine deutliche Ausdünnung der Ozonschicht, glaubten aber zuerst, falsch gemessen zu haben. 1985 bestätigten die Briten Joe Farman, Brian Gardiner und Jonathan Shanklin in einem *Nature*-Artikel den starken Ozonverlust auf der Südhalbkugel. Das Ozonloch sorgte daraufhin weltweit für Untergangsstimmung. Das US-amerikanische Worldwatch Institute sagte «Millionen von zusätzlichen Toten» wegen Hautkrebs voraus. Die Umweltorganisation Greenpeace sprach vom «letzten Akt für das Leben auf dem Planeten». Immer neue Horrormeldungen trafen ein: «In Chile erblinden Schafe. Fische verlieren ihr Augenlicht. Bäume treiben seltsame Knospen.»

### Mythos Weltrettung

Da erschien 1987 das Abkommen von Montreal – ruckzuck zwei Jahre nach der Entdeckung des Ozonlochs verabschiedet – als rettender Anker. Dank sukzessiv verschärften Verboten wurde der Ausstoss an FCKW in der Folge rasch zurückgefahren – was für die Industrie allerdings keinen allzu grossen Kraftakt bedeutete, standen doch valable Ersatzstoffe zur Verfügung. Der frühere Uno-Chef Kofi Annan bezeichnete das Abkommen von Montreal dennoch als «vielleicht erfolgreichsten internationalen Vertrag

### Ozongehalt in der Atmosphäre über der Messstation Arosa

Jahresmittelwerte, 1926–2016, in Dobson-Einheiten



QUELLE: METEOSCHWEIZ, 2017

Weitgehend natürliches Phänomen.

überhaupt». Der Mythos der Weltrettung war geboren.

Ungeduldig wartete man in der Folge auf Anzeichen dafür, dass sich die Ozonschicht erhole. «Ozonloch über der Antarktis deutlich kleiner», meldete etwa die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (FAZ) 2004. Doch 2006 kam die Ernüchterung: Das Ozonloch über der Südhalbkugel erreichte eine noch nie gekannte Ausdehnung. 2010 meinte man erneut, es sei nun so weit: Das Protokoll von Montreal zeige messbare Effekte auf die Ozonschicht, schrieb Atmosphärenforscher Jörg Mäder von der ETH Zürich in einem Fachartikel. Doch das Ozonloch über der Antarktis verschwand nicht, stattdessen kam im hohen Norden noch eines dazu: 2011 erreichte die Ozonausdünnung über der Arktis ein Rekordausmass.

2014 glaubten die Wissenschaftler wieder, die Heilung der Ozonschicht nachgewiesen zu haben. «Das von Menschen gemachte FCKW-Problem ist gelöst, diese Gefahr ist definitiv gebannt», so der deutsche Geophysiker Martin Dameris gegenüber der FAZ. «Wenn die Menschheit wirklich will, kann sie globale Probleme lösen», frohlockte der deutsche *Spiegel*. Doch 2015 verzeichnete das Ozonloch über der Antarktis, wie erwähnt, erneut riesige Ausmasse.

Tatsache ist: Die einschlägigen Messreihen auf der Südhalbkugel lassen bis heute auf keinen Trend schliessen, gemäss dem der Ozongehalt wieder steigt (Grafik 1, farbige Linien): Erkennbar in der Darstellung der WMO von 2015 ist zwar, dass die Werte zwischen 1980 und 2000 gesunken sind, von einer Erholung seither ist aber keine Spur – auch wenn die Modellrechnungen der Wissenschaftler (grauer Bereich) eine solche in Aussicht stellen. Aufschlussreich ist auch die Ozonmessreihe der Schweizer Messstation Arosa, die bis 1926 zurückreicht (Grafik 2). Sie zeigt zwar auf, dass die Werte zwischen etwa 1975 und 1995 tendenziell gesunken sind – wenn auch nicht so stark wie auf der Südhalbkugel. Von einem Trend nach oben in den letzten zwanzig Jahren ist aber nichts zu sehen.

### «Geht doch!»

Ungeachtet dessen wurde 2016 erneut die Erholung der Ozonschicht verkündet. «Ozonloch über der Antarktis schliesst sich», meldete die *Neue Zürcher Zeitung*. «Geht doch!», schrieb die deutsche *Zeit*. Anlass für neue Zuversicht bot die Arbeit eines amerikanischen Forscherteams, die in der Fachzeitschrift *Science* erschienen war. Das Team hatte nicht wie üblich die Oktoberwerte für eine Beurteilung herangezogen, wenn das Ozonloch über der Südhalbkugel jeweils die grösste Ausdehnung erreicht, sondern diejenigen vom September: wenn die Polarsonne über der Antarktis gerade aufgeht und das Absacken der Ozonwerte erst einsetzt. Die Forscher kamen zum Schluss, dass sich anhand der September-

## DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

### Bretagne

Anita Fetz, Ständerätin Basel-Stadt

Dieses Jahr geht es wieder in die Bretagne. In ein kleines Hexenhäuschen im Nordwesten. Wenn man Hotspots wie Saint-Malo und Saint-Michel auslässt, ist die Bretagne der perfekte Rückzugsort im Hochsommer: grandiose Landschaft, wilde Klippen, angenehmes Klima mit Wind, Wellen und Wolken, schräge Menschen und eine Kultur und Geschichte, die von der Steinzeit bis heute enorm spannend ist. Dazu kommt das Essen aus dem Meer. Wenn dann noch das Handy aus ist und ich in einer Hängematte liege, dann sind mir alle Akten, Paragraphen und Social Media vollkommen egal.



werte über die letzten Jahre eine leichte Verlangsamung des Ozonabbaus nachweisen lasse. Man habe sich bisher wohl zu sehr auf den Oktober konzentriert, verkündete Leitautorin Susan Solomon. Dabei sei der September die entscheidende Zeit. «Wir können jetzt sicher sein, dass die Entscheidungen, die wir getroffen haben, den Planeten auf den Weg der Heilung gebracht haben», so Solomon.

Erst jetzt sei nachweisbar, dass das FCKW-Verbot greife, attestierte ihr Fachkollege Thomas Peter von der ETH Zürich. «Wir sind sehr froh darüber, dass wir das nun deutlich sehen», sagte er gegenüber SRF. Auch für das gewaltige Ozonloch 2015 hatten die Forscher nun eine Erklärung bereit: Es sei ein Ausreisser. Der Ausbruch des chilenischen Vulkans Calbuco sei schuld daran gewesen.

Zwar kann heute kein Mensch sagen, ob das Verbot von FCKW je die Wirkung haben wird, die man sich von ihm erhofft. «Die Physik der Atmosphäre ist komplex, und viele Prozesse sind nicht vollständig oder ausreichend verstanden», musste etwa der deutsche Geophysiker Michael Bittner gegenüber der *Zeit* einräumen. Namentlich grösstenteils unbekannt ist, wie Sonnenaktivität, Winde oder Vulkanausbrüche auf die Ozonschicht wirken. Nicht undenkbar ist, dass das 1985 nachgewiesene Ozonloch ein weitgehend natürliches Phänomen ist. Unverdrossen hält die Uno an ihrer Prognose fest, laut der sich die Ozonwerte bis etwa 2050 erholen werden – dank dem Verbot von FCKW. Und sind die Messwerte nicht so, wie man sie gerne hätte, muss man offenbar nur anders messen. Denn so schnell lässt man sich eine Erfolgsgeschichte wie die Bekämpfung des Ozonlochs nicht nehmen. ○

## Personenkontrolle

### Maurer, Schneider-Ammann, Egerszegi, Comte, Fiala, Burkhalter, Jornod, Gössi, Pfister, Bütler, Berset, Hess, Hegglin, Leuthard

Ueli Maurer (SVP), Rentnerschreck, macht mit seinen Plänen das Grenzwachtkorps unglücklich. Der Chef des Eidgenössischen Finanzdepartements, dem auch Zollverwaltung und Grenzwachtkorps unterstellt sind, will das Pensionsalter seiner Truppe von 62 auf 64 Jahre anheben. Der Antrag, den Maurer dafür letzten Mittwoch dem Bundesrat vorlegte, ist allerdings nicht auf dem eigenen Mist gewachsen. Die Mehrheit im Bundesrat hat Maurer zu diesem Schritt gedrängt. Von aussen betrachtet, sieht es ein wenig nach einer maliziösen Retourkutsche der Linken und Netten im Bundesrat aus, weil die SVP das Rentenalter 67 propagiert und dies mit Finanzminister Maurer auch eins zu eins vorlebt. (hmo)

Johann Schneider-Ammann (FDP), Zauberer, bringt Millionenbeträge zum Verschwinden. In einem Interview mit dem Schweizer Radio SRF kündigt der Vorsteher des Wirtschafts- und Bildungsdepartementes an, er plane eine Grossoffensive zur Stärkung der digitalen Grund- und Weiterbildung. Für Investitionen in die digitale Bildung wolle er im Bundesrat 150 Millionen Franken beantragen. Gegen 25 neue Professuren sollten dafür geschaffen werden. Aber die Kollegen im Bundesrat machten dann grosse Augen, als der Wirtschaftsminister am Mittwoch bloss 80 Millionen statt der angekündigten 150 Millionen Franken in seinem Antrag verlangte. Schneider-Ammann muss wohl gespürt haben, dass er im Zeitalter von Sparprogrammen mit seinen Plänen im Bundesrat nicht durchdringt und zauberte vorsorglich 70 Millionen aus seinem Antrag wieder weg. (hmo)

Christine Egerszegi, Dissidentin, bleibt ihrer Linie treu. Während die FDP wild entschlossen ist, die Rentenreform 2020 an der Urne zu bodigen, kämpft die ehemalige Aargauer FDP-Ständerätin nicht minder dezidiert für ein Ja zur Rentenreform 2020. Das überrascht nicht sonderlich. 2003 wollte Egerszegi Bundesrätin werden. Davon wollte die FDP-Bundeshausfraktion nichts wissen. Seither befindet sich die freigeistige Linksfreisinnige notorisch auf dem partei-internen Kontermarsch. Im bürgerlichen Komitee pro Rentenreform stellt sich die «Mutter Courage» des partei-internen Anti-



Kontermarsch: FDP-Politikerin Egerszegi.



Chriesi-Freunde: CVP-Ständerat Hegglin.



Dicht auf den Fersen: SVP-Mann Hess.



Lockerer Wegstecken: FDP-Nationalrätin Fiala.

freisinns immerhin nicht mutterseelenallein quer. Der Neuenburger FDP-Ständerat **Raphaël Comte** kämpft ebenfalls mit offenem Visier gegen seine Parteifreunde. (rz)

**Doris Fiala**, Volldampfpolitikerin, ist lokal abgeduscht worden. Die FDP-Nationalrätin darf nicht für einen Sitz in der Zürcher Stadtregierung kandidieren, befanden ihre Parteikollegen. Solche Petitesse steckt die Sechzigjährige locker weg. Sie ist ja auch noch Präsidentin der FDP-Frauen. In dieser Funktion profiliert sie sich zurzeit mit der Aussage, auf Bundesrat **Didier Burkhalter** (FDP) müsse nicht zwingend eine Frau folgen. Nebenbei hat die rastlose Zürcherin, die weiland mit dem Slogan «Forza Fiala» den Sprung ins Bundeshaus schaffte, auch noch ein internationales liberales Symposium organisiert. Dass sie in der jüngsten Ausgabe der *NZZ am Sonntag* als berüchtigte Quasseltante und latente Nervensäge gewürdigt wird, haut Doris Fiala nicht um. Als Co-Gastgeber der freisinnigen Netzwerkveranstaltung sitzt



«Der Aufschrei blieb aus»: Professorin Bütler.

NZZ-Verwaltungsratspräsident **Etienne Jornod** im Boot. (rz)

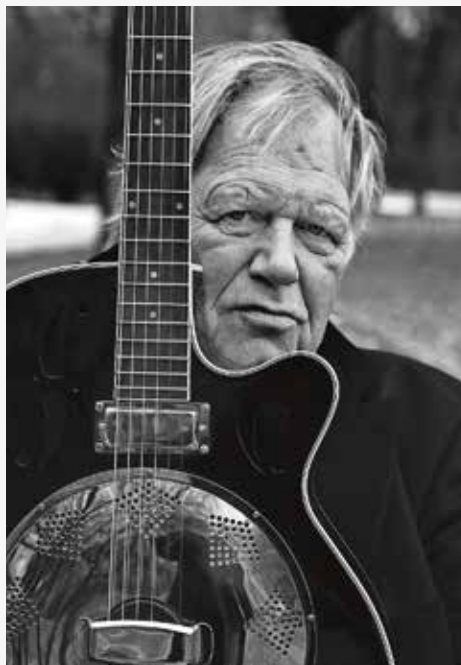
**Petra Gössi** (FDP), Fettnapfspezialistin, hat letzte Woche fast die ganze Schweiz gegen sich aufgebracht. Zum Start der Nein-Kampagne zur Reform der Altersvorsorge 2020 führte sie ins Feld, dass auch im Ausland lebende Neurentner den AHV-Zuschlag von 70 Franken pro Monat erhalten, obwohl das Leben dort viel billiger sei. Die Verteidiger der Reform konnten sich gar nicht genug über die Intervention auf einem Nebengeleise der Debatte freuen. CVP-Präsident **Gerhard Pfister** ätzte auf Twitter: «FDP/SVP wollen CH als zwingendes Last Resort für Schweizer Rentner, solange sie noch Geld ausgeben können.» Wenigstens jemand fasste sich dann noch ein Herz und unterstützte Gössi: Die St. Galler Wirtschaftsprofessorin **Monika Bütler** erinnerte auf ihrem Blog *Batz.ch* an Bundesrat **Alain Berset** (SP), der die Erhöhung der Minimalrente um 450 Franken im Parlament mit dem Argument abgelehnt habe, dass damit 70 Prozent

der Rentenerhöhung an Rentner im Ausland gingen. «Der Aufschrei blieb aus», resümiert Bütler trocken. (fsc)

**Erich Hess**, Anti-Reitschule-Aktivist, bleibt den Linksextremen in der Stadt Bern dicht auf den Fersen. Der SVP-Nationalrat aus Bern kämpft seit Jahren auf allen Ebenen gegen die unhaltbaren Zustände in und um die Berner Reitschule – bisher mit wenig Erfolg. Nun will die Stadt drei Millionen Franken in die Sanierung der Reitschule stecken. Zuerst gewalttätige Ausschreitungen, Vandalismus und Drogenhandel tolerieren und dann den Betreibern erst noch mit Steuergeldern eine neue Bareinrichtung, Tanzboden, Öl- und Fettabschneider, neue Beleuchtung und so weiter bezahlen – damit überschreite die Stadt definitiv alle roten Linien, findet Hess. Unter Führung des SVP-Jungstars hat die SVP Bern nun das Referendum gegen den Drei-Millionen-Sanierungskredit ergriffen. Bis nächste Woche will Hess die dafür notwendigen 1500 Unterschriften bei der Stadtkanzlei der Stadt Bern einreichen. (hmo)

**Peter Hegglin**, Saftwurzel, hat in seiner steilen politischen Karriere schon zahllose Pöstchen besetzt. Der Meisterlandwirt und Zuger CVP-Ständerat war schon Kantonsrat, Regierungsrat, Landammann, Vizepräsident des Schweizer Bauernverbands, OK-Präsident des Innerschweizer Gesangsfestes, Präsident der Finanzausgleich-Geberkantone, OK-Präsident des Zuger Kantonalturntages. Was netzwerktechnisch noch mehr saftet: Hegglin präsidiert die IG Zuger Chriesi. Dieses PR-Konstrukt pro Kirschtorten und Destillate wird getragen von Stadt und Kanton Zug, von Bürgergemeinde und Korporation Zug, von allen Zuger Zünften, den örtlichen Bauern, Bäckern, Destillateuren, Vogelschützern, Heimatschützern, Imkern. Womit klar ist: Falls **Doris Leuthard** jemals als Bundesrätin zurücktritt, werden die vereinigten Zuger Chriesi-Freunde auf ihren Ämtchenpflücker setzen. (rz)

## Nachruf



«Hey Boss, ich brauch mehr Geld»: Gabriel.

**Gunter Gabriel (1942–2017)** — Wer in den vergangenen vierzig Jahren den schweisstreibenden Weg vom kalifornischen Death Valley in den schweren Bierdunst einer deutschen Trucker-Kneipe zurücklegte, der musste irgendwann unterwegs Gunter Gabriel begegnen. Der gutmütige Riese aus dem westfälischen Bünde hatte es tatsächlich geschafft, eine Art glaubwürdigen deutschen Country-Stil zu verkörpern, der nichts mit den biedereren Schlagertravestien des Gewerbes zu tun hatte.

«Das Leben ist nicht viel wert», hatte Gabriel am Ende ganz ohne Bitterkeit gesagt, und diese Erkenntnis legte sich wie eine schützende Patina um seine Lieder, die er mit kelltiefem Bass vortrug. Der grosse Johnny Cash hatte einst gehört, dass dieser seltsam vierschrotige Fan aus

Deutschland seine Lieder übertrug, und lud ihn zu sich nach Amerika ein. Aber auch Gabriels Eigenkompositionen trieben seinem deutschen Stammpublikum die Tränen in die Augen – «Komm unter meine Decke», «Man nannte ihn Puma» und natürlich «Hey Boss, ich brauch mehr Geld» waren musikalische Denkmäler für die sogenannten armen Schweine.

Gunter Gabriel verleugnete keine Sekunde lang, dass er Verachtung und Erniedrigung bei lebendigem Leibe erlitten hatte – der prügeln Vater, Kokain- und

---

«Das Leben ist nicht viel wert», hatte Gabriel am Ende ganz ohne Bitterkeit gesagt.

---

Heroinsucht und schliesslich die Pleite. Gerne hätte man ihm einen ähnlich kreativen letzten Höhenflug vergönnt, wie ihn Cash, der «Man in Black», mit seinen «American Recordings» unternommen hatte.

### Erfolg mit Hauskonzerten

Aber ganz spurlos ist er am Ende doch nicht gegangen. Es war schlicht die pure Not, die Gabriel dazu trieb, ein wirklich grosses Ausrufezeichen hinter sein künstlerisches Vermächtnis zu setzen. Nachdem er in die Pleite gerutscht war, bot er seinen Fans Hauskonzerte für eine Gage von 1000 Euro «bar auf die Krallen» an, und die Nachfrage war gross: Über 800 Mal tingelte er durch deutsche Hinterhöfe, Wohnzimmer und Schrebergärten und spielte beseelt vor seinen Leuten.

Johnny Cash hätte ihn schwer um diese Idee beneidet. Vor wenigen Tagen, kurz nach seinem 75. Geburtstag, ist Gunter Gabriel nach einem Treppensturz gestorben.

Thomas Würdehoff

**Sommer Geschenk: 400.- auf die besten Matratzen**

Vergleichen Sie unsere Favoriten und profitieren Sie vom 400-Franken-Sommer-Geschenk:  
Aktion gültig bis 15. August 2017, Grösse 90 x 200 cm, Preise in CHF.

**TEMPUR Breeze 22**  
Jetzt 1'290.-  
Statt 1'690.-

**BICO KlimaLuxe**  
Jetzt 1'599.-  
Statt 1'999.-

**riposa SUPERNOVA LUXE**  
Jetzt 2'050.-  
Statt 2'450.-

**Superba Excelsior SEP**  
Jetzt 1'675.-  
Statt 2'075.-

• Persönliche und unabhängige Fachberatung • Alle Matratzen zum garantiert besten Preis • Probeschlafen bei Ihnen zu Hause •  
• Gratis Lieferung, Montage und Entsorgung •

**Unsere Fachgeschäfte:** Zürich | Bern | Basel | Baar | Chur | Mellingen

**www.schlafwohl.ch**

# Der Mann, das Triebwesen

Von Harald Martenstein — Die Idee der freien Liebe führte zu dem heute inflationär gewordenen Vorwurf des «Sexismus». Das Liebesleben der Menschen ist aber nicht so einfach durch Vorschriften und Gesetze zu regeln wie der Strassenverkehr.

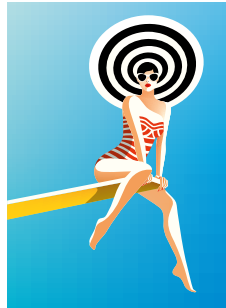
In der deutschen Universitätsstadt Göttingen wurde nach einer Vergewaltigung vor ein paar Jahren die Aktion «Antisexistisches Kneipen» gegründet, eine «Kampagne gegen die sexuelle Gewalt an Frauen». Anlässlich der Aktion wurden 130 000 Bierdeckel in Kneipen verteilt, und es wurde dazu aufgerufen, sich «frühzeitig in sexuell übergriffige Situationen einzumischen». Die Devise hiess: «Hinhören – ansprechen – nachfragen».

Auf einem der Bierdeckel sieht man zwei Tische, an einem hat ein Mann Platz genommen, am anderen eine Frau. Der Mann mustert die Frau mit lüsterndem Grinsen. An einem dritten Tisch sitzen, händchenhaltend, zwei Frauen. Auf dem zweiten Bild hat eine der beiden sich erhoben, sie stellt eine grosse Topfpflanze zwischen Frau und Mann. Dazu sagt sie: «Ich glaube, der Baum steht besser hier!» Ausserdem ist auf dem Bierdeckel zu lesen: «Auch an Orten wie diesem suchen Täter ihre Opfer aus – vor unseren Augen. Blicke, anzügliche Bemerkungen, Aufdrängen, Nachgehen und vieles mehr können schon Übergriffe sein. Nicht selten gehen sie einer Vergewaltigung voraus.»

## Unglücklicher Weg

Sachlich ist das völlig richtig. Es stimmt, dass Männer Vergewaltigungen begehen und sich, deutlich häufiger als Frauen, sexueller Übergriffe schuldig machen. Ein gewisses Mass an mitmenschlicher Aufmerksamkeit ist immer sinnvoll, um Verbrechen zu verhindern, egal, worum es geht. Eine ähnliche Aktion, die vor jungen Leuten mit Migrationshintergrund warnt, wäre natürlich, ausser im Lager der Rechtsradikalen, undenkbar. Man stelle sich vor, dass in Diskotheken Bierdeckel verteilt würden, auf denen dunkelhaarige Männer zu sehen sind, die ein Opfer umringen, während sich am Nebentisch zwei blonde Recken zum Eingreifen bereitmachen. Da würde man von unzulässiger Verallgemeinerung und von Sexismus sprechen.

Was ist eigentlich aus der sexuellen Revolution geworden? Zufällig bin ich ein Zeitzeuge jener Epoche. Ich würde sagen, dass es mit der sexuellen Revolution ähnlich unglücklich gelaufen ist wie mit der Oktoberrevolution. Der eine Weg führte von den Arbeiterräten zu Stalin, der andere Weg führte von der Idee der



freien Liebe, von Woodstock und Oswald Kolle zu dem inflationär gewordenen Vorwurf des «Sexismus».

Seine Berechtigung hat dieses Wort, wenn Personen wegen ihres Geschlechts benachteiligt, herabgesetzt oder beleidigt werden. Das kann auch Männern passieren. Es gibt eine bestimmte Art von schmierigen Witzen, von pe-

netranterem Anbaggern und Begrabschen, die fast jede Frau irgendwann erleiden muss, Männer fast nie. Das Wort «Sexismus» wird allerdings auch verwendet, um das erotische Interesse am Mitmenschen generell als eine irgendwie sittenwidrige Haltung zu brandmarken. Besonders deutlich wird das beim Kampf gegen «sexistische Werbung».

Werbeplakate, die auf den Sex-Appeal leichtbekleideter Modelle jedweden Geschlechts setzen, gelten als sexistisch und werden, zum Beispiel in Berlin, nach und nach verboten. «Sexismus» wird hier nahezu bedeutungsgleich mit «Begehren». Der interessierte Blick auf den anderen Körper kann, in

## Andere Frauen fahren nach Afrika, wo es schöne junge Männer gibt und die Nachbarn nichts mitkriegen.

diesem Denken, nur ein herabsetzender oder aggressiver sein. Sex ist schmutzig. Der Begehrende ist ein potenzieller Täter. Das hatten wir schon mal.

Eines der einflussreichsten Sachbücher, die im deutschen Sprachraum jemals geschrieben wurden, heisst «Sexfront». Es erschien 1970 und richtete sich an Jugendliche. Die Botschaft von «Sexfront» lautete, zusammengefasst: «Sex ist nichts Böses. Sex ist nicht schmutzig. Sex ist eine prima Sache und sollte als so normal angesehen werden wie Essen oder Trinken.»

Die Kirche und viele Eltern hassten dieses Buch und seinen Autor, Günter Amendt. Es war derb. Ich erinnere mich an Figuren, die Peter Penz und Thea Titte hiessen. Es gab damals auch die Trimm-dich-Bewegung, die Menschen zum Sport animieren sollte, mit Hilfe einer Comicfigur, des Trimm-dich-Männchens. Bei Günter Amendt trat ebenfalls das Trimm-dich-Männchen auf, es sagte: «Fick mal wieder!»

«Sexfront» war kein sonderlich subtiles Buch, aber eines, das viele Jugendliche dieser Zeit als befreiend empfunden haben, auch viele Mädchen. Sexuelle Wünsche waren offenbar nichts, dessen man sich schämen musste. Was das Verhältnis von Männern und Frauen betrifft, so lautete damals die herrschende Lehre: «Sex ist etwas, woran vor allem die Männer Interesse haben. Frauen mögen das nicht sonderlich. Frauen sparen sich auf, für den Richtigen, dem tun sie dann seufzend diesen Gefallen. Lust ist ein Männerding.» Auch in dieser Hinsicht vertrat Amendt eine andere Meinung.

Die herrschende Lehre der Zeit vor 1970 war, von heute betrachtet, nicht völlig falsch, sie war nur einseitig. In den meisten Gesellschaften, die es bisher gegeben hat, war die sexuelle Werbung ja tatsächlich Männersache, während die Partnerwahl, die Entscheidung für einen der Kandidaten, von den Frauen übernommen wurde. In Afrika zum Beispiel läuft es manchmal auch andersherum, aber im Grossen und Ganzen stimmt es – Männer bewerben sich, Frauen entscheiden. Aber Lust ist trotzdem kein Männerding.

Später, an der Uni, las die Generation Sexfront dann Georges Bataille, Wilhelm Reich, Simone de Beauvoir und sogar den Marquis de Sade, wir befassten uns mit Begriffen wie «Transgression» und «Verschwendung». Sex war gut, in dieser Hinsicht gab es nichts zu revidieren. Aber Sex war nicht harmlos. Er führt den Menschen in Grenzbereiche und manchmal über seine Grenzen hinaus, wie der Rausch.



Viel Einfluss: «Sexfront»-Autor Amendt.





*Dann erfuhren wir, dass wir mit unserem Begehren nicht allein waren:* Candice Swanepoel, «Sexiest Model» der Welt, 2017.

Sex ist leider auch gefährlich, aber nicht in der Weise, wie es uns die Kirche und die Spiesser gepredigt hatten. Neben dem Glück des Orgasmus gab es nicht nur das Sexualverbrechen und die Krankheiten, es gab auch, viel häufiger, das Unglück des unerwiderten Begehrens, den Liebesschmerz, einen Wahnsinn, der in den Tod führen kann, das alles gab es in dieser gefährlichen Grenzregion. Und doch war die Sexualität, unter dem Strich, vor allem eine Quelle des Glücks. Es gab sie nur, wie die meisten guten Dinge, nicht ohne Risiko.

Wie alle Revolutionen, so hatte natürlich auch die sexuelle Revolution ihre Schattenseiten. Zu ihren hellen Seiten gehörten, pathetisch gesagt, die Befreiung der weiblichen Lust – und ebenso die Befreiung des homosexuellen oder sonstwie andersartigen Begehrens von dem Verdacht, unschicklich oder wider-natürlich zu sein. Jedes Begehren war legitim, wenn es erwidert wurde und keinen Schaden zufügte.

Moment – stimmt das denn? Nein, natürlich ist auch das unerwiderte Begehren legitim. Am Anfang, wenn das Begehren auftaucht, weiss der Mensch ja überhaupt nicht, ob es erwidert wird. Da bleibt dem Menschen nichts anderes übrig, als Signale zu senden, geschickte oder ungeschickte, kluge oder dumme. Wer

das Senden von Signalen grundsätzlich verbietet, der ist von einem polizeilichen Verbot der Sexualität nicht mehr allzu weit entfernt.

### **Orgasmus im Bundestag**

Der Orgasmus der Frau war in den Siebzigern auf einmal ein Riesenthema, sogar in den Illustrierten für das Massenpublikum. Die Klitoris war als Thema fast so allgegenwärtig wie heute die Krise der EU. Sogar im Bundestag sprach, ein paar Jahre später, die Grüne Waltraud Schoppe mehrere Male über Sex, und zwar über beide Seiten der Sexualität, die helle und die dunkle. Schoppe redete über Vergewaltigung in der Ehe und über Sexismus. Aber sie redete auch über den Orgasmus.

Es war eine Sternstunde, nur merkte das damals fast niemand. Die älteren Abgeordneten johlten. Wir Jungs lernten in diesen Jahren, dass wir auf die Bedürfnisse der Frauen eingehen sollten – wenn die Mädchen sowieso kaum Interesse an Sex hätten und diese Sache duldsamvoll erleiden würden, wäre das ja egal gewesen. Wir erfuhren, dass wir mit unserem Begehren nicht allein waren.

Damit schien ein Problem gelöst zu sein, aber es gab noch genügend andere. Seit es Frauen und Männer gibt, in allen Epochen, ging es darum, einander zu finden, oder, wie

ein schönes altes Wort für diese Sache lauter: einander zu erkennen. Das Glück, dass zwei Menschen sich wechselseitig begehren und beide es sofort erkennen, ist eben nicht der Regelfall. Auch die Frage, ob die andere Person einen Partner fürs Leben sucht oder vielleicht nur ein Abenteuer, sollte irgendwie geklärt werden. Einer muss den ersten Schritt tun, der immer ein Risiko ist.

Es handelt sich dabei nicht um ein Privileg, eher um das Gegenteil. Wer den ersten Schritt tut, nimmt die Gefahr der Zurückweisung auf sich. Ich erinnere mich an ein Mädchen, in das ich verliebt war und mit dem ich als Sechzehnjähriger oft spazieren ging, ohne es jemals zu wagen, ihre Hand zu ergreifen. Das war die Spielregel, man greift nach der Hand. Wenn das Mädchen die Hand nicht zurückzieht, darf man es küssen. Ich war zu feige, vielleicht, weil mir die Ungewissheit lieber war als das Gefühl der Demütigung, in das mich eine Zurückweisung gestürzt hätte. Wäre ich ein Sexist gewesen, wenn ich sie bei der Hand gefasst hätte?

### **Ohne Grenzüberschreitung keine Intimität**

In vielen Gesellschaften gab oder gibt es, um den ersten Schritt zu erleichtern, Rituale der Werbung. Bei den Massai war es so, dass der Vater eines jungen Mannes die Mutter der

potenziellen Braut aufsuchte und seines Sohnes Interesse erklärte. Im Falle der Zustimmung, die allein von ihr abhing, rieb die Mutter den Kopf ihrer Tochter mit Butter ein. Bei den Westfalen wurde im 19. Jahrhundert von den Eltern des Mannes zuerst ein Brautwerber geschickt. Im Falle eines gewissen Anfangsinteresses fand die Brautschau statt, unter Teilnahme beider Eltern und der jungen Leute. Wenn die Braut den Mann nicht wollte, stand sie auf und ging zurück zur Arbeit.

Das waren klare Verhältnisse. Bei uns ist dieser Bereich dereguliert, das heisst, Missverständnisse sind unvermeidlich. Ein Nein ist ein Nein. Dieser Satz steht heute ganz vorn im Gesetzbuch des Antisexismus, und er klingt ja auch gut, solange man sich nicht mit dem wirklichen Leben beschäftigt. Ich kenne einen Mann, der sich in eine Frau verliebte, die verheiratet und gerade von ihrem Ehemann schwanger war. Ihre erste Antwort hiess selbstverständlich nein. Er warb so lange und offenbar so ideenreich um sie, dass diese beiden heute ein Paar sind. Das Liebesleben der Menschen ist nicht so einfach durch Vorschriften und Gesetze zu regeln wie der Strassenverkehr.

### Zurück zur Verteufelung des Begehrens

Neben den Dingen, die eindeutig verboten oder eindeutig erlaubt sind, wird es immer eine Grauzone geben. Es geht gar nicht anders, es sei denn, man kehrte zu den Ritualen zurück. Anmache ist verboten. Ein Flirt ist erlaubt. Aber darüber, wo das eine endet und das andere anfängt, werden selten zwei Menschen exakt der gleichen Meinung sein. Es wäre hilfreich, wenn man sich darauf verständigen könnte, dass Sexualität nichts Schmutziges oder Verbotenes ist, dass Begehren legitim ist, solange es nicht zur Belästigung ausartet.

Günter Amendt, der Autor von «Sexfront», ist tot. Er hinterlässt einen ihm auch geistig verwandten Zwillingsbruder, Gerhard Amendt, Soziologe, Jahrgang 1939, bis zu seiner Emeritierung Professor am Bremer Institut für Geschlechter- und Generationenforschung. Amendt ist ein 68er wie aus dem Bilderbuch. Studium bei Theodor W. Adorno und Max Horkheimer, Mitglied des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS), Mitgründer des ersten Bremer Frauenhauses. 1984 hat er Pro Familia mit einem Gutachten gegen den Versuch des Christdemokraten Heiner Geissler verteidigt, dem Verein die Zulassung als Beratungsstelle für Schwangere entziehen zu lassen. Heute lebt Amendt in einer Art permanentem Shitstorm, weil er im Ruf steht, Antifeminist zu sein. Diesen Ruf hat er sich unter anderem mit seiner These erworben, Frauen seien nicht weniger gewalttätig als Männer, nur eben auf andere Weise.

In einem seiner Essays vertritt Amendt die Ansicht, dass unter der Bezeichnung «Kampf

gegen Sexismus» die Prüderie zurückgekehrt sei – mit neuem Gesicht. Im Sexismus-Diskurs werde häufig «die Welt von Männern und Frauen als unversöhnlicher Widerspruch beschrieben, geprägt von Zorn und Gewalt, aufgeteilt in Täter und Opfer». Erotikerscheine als «Instrument von Männerdominanz», nicht mehr als ein menschliches Urbedürfnis, das Männer und Frauen gemeinsam haben. Frauen sind in dieser Weltsicht nicht nur asexuelle Wesen, sondern auch passiv und hilflos, ähnlich wie in der Weltsicht der fünfziger Jahre.

Intimität, schreibt Amendt, sei nicht möglich ohne Grenzüberschreitung. «Ohne Grenzen einverständlich und risikobereit zu übertreten, können persönliche Beziehungen nun einmal nicht entstehen. Wer die Routinen nicht überschreiten kann, der bleibt letztlich allein.» Für Veteranen der sexuellen Befreiung, wie er einer ist, findet zurzeit ein reaktionäres Rollback statt, ein Zurück zur Verteufelung des Begehrens, auch deshalb, weil kaum noch differenziert wird zwischen «der zärtlichen Berührung, die zu früh kommt, dem allzu direkten Blick, der irritierend sein kann, dem übergriffigen Po-Grabscher, zuschlagenden Männern zuhause und der mordenden Vergewaltigung in einem indischen Bus».

Trotzdem führt kein Weg zurück in die vermeintlich prude Welt von Doris Day und ihres heimlich schwulen und heimlich promiskuitiven Traumpartners Rock Hudson. So züchtig, wie sie schien, war schon diese Welt nicht. Heute ist sie es erst recht nicht. Während in den deutschen Zeitungen über den missglückten Anmachversuch des alten FDP-Politikers Brüderle mit ähnlicher Inbrunst diskutiert wurde wie über den drohenden Zusammenbruch des internationalen Ban-

### DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

#### Tirol

##### Marco Fritsche, Moderator

Ich war in den letzten zwanzig Jahren an einigen schönen Orten dieser Welt: Kapstadt, Tel Aviv, Rio de Janeiro, Santiago de Chile – nach allen Langstreckenflügen habe ich ein Bäumchen gepflanzt wegen meines schlechten Gewissens. Am liebsten aber bin ich in Innsbruck. Weil eine Lieblingsdestination bei mir das «familiäre Plus» braucht. Und das ist in Innsbruck, wo meine Schwiegereltern und Freunde meines Mannes leben, gegeben. Im Sommer auf die Höttinger Alm wandern oder im Winter auf der Seegrube (Nordkette) Ski fahren: Es gibt nichts Entspannenderes.

Und kulinarisch kommt man im Tirol allemal auf seine Kosten!



kensystems, boomten die Swingerklubs. Werbeplakate mit Modellen im Bikini werden verboten, aber die Partnerbörsen für Seitensprünge und die Pornografie lassen sich nicht mehr verbieten, selbst wenn man es wollte. Sechs Millionen Frauen kauften sich in Deutschland den Softporno «Shades of Grey», in dem gefeiert wird, wie sich die Heldin einem charismatischen Millionär lustvoll unterwirft. Andere Frauen fahren nach Afrika, wo es schöne junge Männer gibt und die Nachbarn nichts mitkriegen.

### Wenn es George Clooney gewesen wäre?

Sie ist wieder da, frisch wie eh und je, die Doppelmoral. Mittags geisseln Männer und Frauen auf möglichst feministische Weise den Sexismus, am Abend peitschen sie sich dann gegenseitig im Swingerklub aus. Das ist völlig okay, kein Grund, sich Selbstvorwürfe zu machen. So stark wie die moralischen Prinzipien ihres Gemeinwesens sind die Individuen nach Sonnenuntergang in der Geschichte niemals gewesen. Denn eines steht fest – egal, was im Fernsehen oder in Göttingen gesagt wird, die Sexualität ist, in sämtlichen Spielarten, nicht totzukriegen.

In der offiziellen Welt, der Welt der Talkshows und der antisexistischen Leitartikel, ist der Mann, ähnlich wie in meinem lang zurückliegenden Konfirmationsunterricht, in der Regel das ständig geile Triebwesen – einer, vor dem die Frau sich hüten muss. Und die Frau steht angeblich vor der Wahl, entweder sein hilfloses Opfer zu sein oder die Jungfrau Maria. In der realen Welt sind die Frauen selbstbewusster, die meisten können sich an Hotelbars gut wehren und tun, wenn das Objekt weiblichen Begehrens Angst vor seinem eigenen Sexismus hat, auch mal den ersten Schritt.

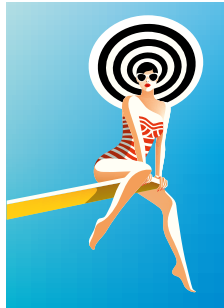
Was die Brüderle-Geschichte angeht, stellte eine Kollegin im privaten Gespräch damals die Frage: «Was, wenn die von Brüderle angebagerte Stern-Journalistin an der Hotelbar voll auf ihn eingestiegen wäre? Wenn sie seufzend gesagt hätte: «Wunderbar, endlich, Herr Brüderle, kommen Sie, wir gehen auf Ihr Zimmer.» Dies hätte den armen Mann, so meinte die Kollegin, sicher in grosse Verlegenheit gestürzt. Und ganz gewiss wäre er nicht darauf eingegangen. Damit, meinte die Kollegin, sei über die Affäre doch alles gesagt. Es gibt aber auch eine Alternativversion von Gerhard Amendt. In seinem Essay fragt er, was wohl passiert wäre, wenn an der Hotelbar statt eines angetrunkenen alten Herrn zum Beispiel George Clooney gestanden hätte.

Harald Martenstein, 63, lebt als Journalist und Buchautor in Berlin. Seine Kolumne «Martenstein», die er seit 2002 für das Zeit-Magazin schreibt, hat Kultstatus.

# Geständnis einer Feministin

Von Anne-Sophie Keller — Warum ich mich für Gleichberechtigung einsetze und trotzdem einen gepflegten Sexismus lebe.

Ich wache jeden Morgen als Sexistin auf. Das ist an sich schon relativ charakterschwach. Sexismus reduziert Frauen und Männer auf ihr Geschlecht und diskriminiert sie, wenn sie den gängigen Bildern von männlich und weiblich nicht entsprechen. Er bedeutet die volle Bandbreite an Vorurteilen. Doch ich bin nicht nur Sexistin, sondern auch Feministin. Ich gehöre zu der



Gruppe, die für die Gleichberechtigung der Geschlechter kämpft und sich gegen Gender-Klischees sowie die damit einhergehenden Diskriminierungen einsetzt. Ich glaube daran, dass jeder Mensch sich frei nach seinen Fähigkeiten, Begabungen und Interessen entfalten können sollte, unabhängig vom Geschlecht. Ich bin für die Quote, für Krippen, für Lohngleichheit, für den Vaterschaftsurlaub, für die Anerkennung von weiblicher wie auch männlicher Care-Arbeit. Sexismus ist mit Feminismus eigentlich nicht vereinbar.

Sexismus ist einer der grössten Feinde der Frauen im Patriarchat. Weil sie meistens stärker darunter leiden. Sexismus bedeutet für sie, dass ihnen weniger zugetraut wird, dass sie lieber angebaggert statt befördert werden, dass sie noch immer als schwaches Geschlecht gelten, dass man sie weniger reden lässt und weniger ernst nimmt.

Mein eigener Sexismus fängt damit an, dass ich mich schminke – was niemand wirklich von mir verlangt. Ich würde lügen mit der Behauptung, das nur für mich selbst zu tun. Ich schminke mich, weil ich gelernt habe, dass man besser durchs Leben kommt, wenn man hübsch aussieht. Ich schmiere mir Schminke ins Gesicht und reduziere mich mit jedem Pinselstrich selbst ein wenig mehr auf mein Äusseres. Ich merke jeden Tag, dass ich zu den Komplizinnen des Sexismus gehöre.

Apropos Äusseres: Ich werde im Coiffeursaloon lieber von einem männlichen Frisör bedient. Am allerliebsten, wenn er ein bisschen tuntig wirkt. Weil «diese Schwulen» ja oft so gut hergemacht sind und bestimmt alle ein besseres Händchen für meine Haare haben. Diese Generalisierungen sind grausam, diskriminierend und dumm. Aber ich mache sie. Umgekehrt lasse ich mich lieber von einer Frau massieren. Weil sie fürsorglicher wirkt. Weil ich denke, dass mich ein Mann vielleicht anbaggern könnte und ich nicht jedem Mann zutraue, dass er seine Triebe immer im Griff hat. Dafür habe ich zu

viele Statistiken über sexualisierte Gewalt gelesen.

Im beruflichen Umfeld sehe ich so viele Frauen, die sich unter Wert verkaufen, und habe damit angefangen, ihnen weniger zuzutrauen. Ich glotze, wenn eine Frau einen kurzen Rock trägt, obschon ich selber kurze Röcke trage. Die Männer, die in verschwitzten Billighemden rumlaufen und ihre

Wampe über den Gürtel hängen lassen, beachte oder kommentiere ich hingegen nicht. Die müssen ja nicht gut aussehen. Die sind ja bestimmt kompetent!

Während es mich wütend macht, wenn ich lese, wie viele Frauen zu Opfern häuslicher Gewalt werden, beunruhigt es mich weniger, wenn ich lerne, dass auch immer mehr Frauen ihre Männer schlagen. In meinem Kopf hat sich eben das Bild eingepreßt, dass Männer stärker sind und sich dadurch besser wehren können. Wenn ein Mann öffentlich weint oder Gefühl zeigt, finde ich das herzig. Nicht in einem sarkastischen Sinn, sondern weil es mich berührt. Wenn hingegen eine Frau weint, dann merke ich das kaum noch. Die Emotionen. Die Mens. Irgendwas ist ja immer bei uns.

## Was mich wütend macht

Wenn die *Welt am Samstag* die *Präsidentielle* symbolisch mit einer nackten Frau illustriert, macht mich das wütend. Aber ich muss zugeben, dass ich selbst gerne eine Frau anschau, die dem gängigen Verständnis von Schönheit entspricht: gross, blond, schlank. Es ist ein Schönheitsbild, dem nur wenige Frauen von Natur aus entsprechen. Die Folgen: Sie hungern sich zu Tode, lassen an sich herumschnipseln, geben Unsummen für Beauty-Produkte aus.

Meine Doppelmoral ist auch in meinem Umfeld spürbar, das politisch links steht. Einem

Umfeld, welches für Sexismus, Rassismus, Homophobie, Transphobie und weiss Gott welche Ängste noch stark sensibilisiert ist. Aber selbst dort erlebe ich Sexismus in Form von Frauen, die andere Frauen als Zicken bezeichnen oder die von Männern erwarten, dass sie die Drinks bezahlen.

Wenn Männer auf Partys rülpsen, interessiert mich das nicht – bei Frauen hingegen befremdet es mich. Dass Frauen in den Medien systematisch auf ihr Äusseres reduziert und im Berufsleben schlechter bezahlt werden, empört mich. Aber ich habe mich eben auch schon ein bisschen daran gewöhnt – so wie ich mich an Schlagzeilen über Selbstmorde von homosexuellen Teenagern gewöhnt habe. Ich spüre ein gewisses inneres Kapitulationen. Und das frustriert mich.

Fakt ist: Wir Feministinnen sind keine Männerhasserinnen. Weil wir verstanden haben, dass nicht die Männer das Problem sind. Wir haben begriffen, dass wir selbst und die anderen Frauen nicht nur Minderwertigkeitskom-



«Irgendwas ist ja immer bei uns»: Autorin Keller.

plexe, sondern auch den Sexismus verinnerlicht haben. Wir sind Opfer und Täterinnen zugleich. Wir lassen uns so vieles einfach gefallen und belügen uns ständig mit der Behauptung, es gäbe keinen Grund, sich in der Schweiz noch über Diskriminierung zu beschweren.

Der grösste Feind der Frau im Patriarchat ist die Frau selbst. Wir machen uns am härtesten runter. Wenn schon, dann sind wir Frauenhasserinnen. Wir müssen den Sexismus bekämpfen: als Erstes in uns selbst.

Anne-Sophie Keller ist Journalistin und lebt in Zürich.

Gerade erschienen: Anne-Sophie Keller, Yvonne-Denise Köchli: Iris von Roten. Eine Frau kommt zu früh – noch immer? Xanthippe. 360 S., Fr. 41.90

## «Offensichtlich eine Fehlprognose»

Von Christoph Mörgeli

Ich habe die Attraktivität der Schweiz unterschätzt», räumt der in Hamburg lehrende Schweizer Professor Thomas Straubhaar in der NZZ ein. Er wirkte 1999 als Gutachter des Bundesrates in Sachen EU-Personenfreizügigkeit. Straubhaar prophezeite damals eine Nettozuwanderung von jährlich weniger als 8000 Personen. Der Professor hat sich um den Faktor 10 geirrt. Was würden wir zu einem Heizungsinstallateur sagen, der für den Winter eine Wohnungstemperatur von 20 Grad verspricht, aber nur 2 Grad hinkriegt?

Statt der prophezeiten 80000 sind in den letzten zehn Jahren netto 800000 Menschen in die Schweiz geströmt. Heute kommentiert Straubhaar: «Es war ganz offensichtlich eine Fehlprognose. Dazu stehe ich, und es ärgert mich selber enorm.» Aber die Zuwanderung habe ja nicht geschadet. Beim «Dichtstress» handle es sich «um eine subjektive Wahrnehmung und nicht um einen objektiven Tatbestand». Überhaupt, so der Professor im fernen Hamburg, blieben die Zuwanderungsbewegungen «in Dimensionen, die durchaus zu bewältigen sind».

Vom gleichen Thomas Straubhaar hörten wir es schon mal ganz anders. Im *Sonntagsblick* jubilierte der Professor 2005: «Toll, endlich Platz! Freuen wir uns, dass wir weniger werden.» Ein Schrumpfen der Bevölkerung habe nichts als Vorteile: «Es wird weniger Stau geben, weniger Parkplatzprobleme, weniger überfüllte Züge, weniger Schlangen vor den Museen, weniger Gedränge in Läden, 15 statt 25 Kinder pro Schulklasse, so dass jedes besser gefördert wird. Die Natur kann plötzlich wieder Gebiete zurückerobern.»

Das alles – so Straubhaar – mache unseren Alltag besser: «Und auch für das Land als Ganzes ist die Schrumpfung eine Chance. Denn die Schweiz lebt auch von der wunderbaren Landschaft, von den Bergen, von der hohen Lebensqualität, vom Tourismus.» Kurz: Jeder habe mehr vom Kuchen. Das funktioniere, belehrte der Professor die NZZ, wenn der Kuchen mindestens gleich bleibe oder grösser werde: «Das heisst also, auf die Produktivität kommt es an und nicht auf das Bevölkerungswachstum.»

2005 prophezeite Professor Thomas Straubhaar der Schweiz eine Einwohnerzahl von 7,0 Millionen im Jahr 2060. Er wird jenes Jahr kaum erleben. Sonst müsste er erneut eingestehen: «Es war ganz offensichtlich eine Fehlprognose. Dazu stehe ich, und es ärgert mich selber enorm.»

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Ladendiebe unterwegs

Von Peter Bodenmann — VSE-Präsident Michael Wider versenkte am Simplon zehn Millionen für absurde Stauseeplanungen.



Jetzt will er mit der Hilfe von Doris Leuthard die Berggemeinden plündern.

Herr und Frau Schweizer bezahlen pro Kilowattstunde Strom zwanzig Rappen. Davon fliesst ein Rappen in die Kassen der Wasserschlosskantone. Als Miete für die Nutzung ihrer Wasserkraft. Wenn es nach Doris Leuthard geht, werden es ab 2019 nur mehr 0,7 Rappen sein. Das Berggebiet soll 150 Millionen Franken Mieteinnahmen verlieren.

Warum wagt die CVP-Bundesrätin diesen Angriff auf das CVP-Berggebiet? Schlicht und einfach, weil die einst stolze Alpen-Opec inzwischen ein kastrierter Kater ist, den SRG-Präsident Jean-Michel Cina als Staatsrat eingeschläfert hat.

Kronzeuge der Wasserzinsmetzger war in der «Rundschau» des Schweizer Fernsehens Michael Wider, Präsident des Verbands Schweizerischer Elektrizitätsunternehmen (VSE).

Wider war während Jahren Verwaltungsratspräsident der Energie Electricque du Simplon (EES). Diese ist Eigentümerin der Wasserkraftwerke auf dem Gebiet der Berggemeinden Simplon-Dorf und Gondo. Als Präsident der EES versenkte Wider zehn Millionen für inzwischen geplatze Stauseefantasien. Im Fernsehen verbreitete er unwidersprochen die Falschmeldung, die Produktionskosten der Wasserkraft lägen heute bei 6,5 Rappen. Auf kritisches Nachfragen hin musste er andernorts bereits zugeben, dass in diesen Preis Vermarktungskosten von 1,6 Rappen eingerechnet worden seien. Kosten, die im digitalen Stromhandel gar nie anfallen.

Die Gemeinde Eisten muss 60 Prozent der ihr zustehenden Mattmark-Wasserzinsen an den Kanton Wallis abliefern. Und kann nur 40 Prozent behalten. Damit nicht noch mehr Menschen von Eisten wegziehen, bekommen die Einwohner einen Gutschein für den Einkauf im Dorfladen. Und pro Jahr 500 Franken Krankenkassensubventionen. Der Mattmarkstausee ist noch heute eine Goldgrube. Hinter der Saaser Schwergewichtsmauer lagern hundert Millionen Kubikmeter Wasser. Wenn es zu viel Strom auf dem Markt hat, kann man von Zermeiggern her Wasser in den See hochpumpen. Und die hundert Millionen Kubikmeter dann turbinieren, wenn bei Dunkelflaute auch die atomaren Schrottreaktoren wieder einmalschlappmachen.

Warum haben die Reporter der «Rundschau» vergessen, unseren Wasserzinsabschneider Wider zu fragen, wie hoch denn die Produktionskosten von Mattmark seien, inklusive der heutigen Wasserzins für Eisten? Die Antwort: Die Produktionskosten liegen richtig berechnet unterhalb von vier Rappen. Darum wird schon lange kein Geschäftsbericht mehr publiziert. Die Bewohner von Eisten sollen bestraft werden, damit Axpo und Co. ihre maroden Atomkraftwerke quersubventionieren können.

Die Bündner Gemeinden drohen zu Recht mit dem Referendum. Sie werden es gewinnen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Erlösung der Erde

Von Kurt W. Zimmermann — In den Medien sind die Weltverbesserer wieder mal fröhlich im Vormarsch.

Die Verbesserung der Welt kann vielerorts beginnen. Für den *Tages-Anzeiger* beginnt sie beim Stuhlgang.

Am letzten Samstag stand die Geschichte im Blatt. Ein Zürcher Start-up fand eine Methode, wie man menschliche Fäkalien in Dünger verwandelt. Damit, so schrieb das Blatt, werde «die Welt verbessert». Das Blatt meinte das ernst.

Gleichentags standen ähnliche Storys in 59 anderen Zeitungen dieser Welt. Die sechzig Redaktionen hatten sich zu einem Tag der Weltrettung zusammengetan. Sie nannten es «Impact Journalism Day».

Nun, die Erlösung der Erde blieb überschaubar. Es ging in den sechzig Storys, neben Stuhlgang aus der Schweiz, um Schwimmkurse auf den Philippinen, Frauenorchester in Afghanistan, Traktorenvermietung in Nigeria und preiswerte Kinderbücher in Frankreich.

Auch wenn das alles recht treuherzig ist, so signalisiert es doch einen interessanten Medientrend. Journalisten bekennen sich wieder dazu, ihren Planeten nicht nur zu beschreiben, sondern aktiv zu seiner Gesundung beizutragen. Damit wäre der Journalismus wieder ungefähr dort, wo er 1980 stand.

Sichtbar wird das auch bei der Terror-Berichterstattung. Das Schweizer Fernsehen beispielsweise hat die Devise ausgegeben, Anschläge wie jenen in Manchester journalistisch zu temperieren und keinen «medialen Overkill» zu betreiben. Auch ARD und ZDF hatten bei den Attentaten in Deutschland lieber lauwarm statt mit journalistischer Kälte berichtet.

Natürlich ist diese Denkgangsart fatal. Denn sie macht Journalisten zu Politikern.

Politiker unterscheiden sich von Journalisten in einem Punkt. Politiker interessieren sich letztlich nicht für den Zustand der Welt. Sie interessieren sich für die Wahrnehmung der Welt. Wichtig ist ihnen nicht, wie die Welt ist, sondern wie die Welt von ihren Wählern gesehen wird. Sie neigen darum zu permanenter Schönfärberei.

Journalisten hingegen brauchen keine rosa-roten Brillen. Sie müssen nichts verharmlosen. Denn sie müssen nicht wiedergewählt werden.

Es ist darum eher befremdlich, wie diese politisierte Weltrettungs-Denke nun wieder auf den Redaktionen Einzug hält. Man hielt das 68er Syndrom in den Medien für endgültig überwunden, nun scheint es so, als sei es in jugendlicher Frische zurück. Das Gute, Wahre, Edle ist wieder vermehrt die Zielvorgabe.



Fäkalien für die Welt.

Vermutlich ist es eine Kompensationshandlung. Sigmund Freud würde das verstehen. Der kollektive Journalismus hat in seiner analytischen Kompetenz noch kaum je so versagt wie in den letzten Jahren. Wenn es nach den Mainstream-Medien ginge, hätte etwa die Frankenstärke die Schweizer Wirtschaft längst ruiniert und wäre die Masseneinwanderung eine Phobie von rechts und es wären der Brexit, die islamistische Terrorwelle wie die Wahl Donald Trumps niemals eingetreten.

## Serie von Fehleinschätzungen

Also versuchen die Journalisten, nach all ihren Blamagen, sich nun doch wieder als konstruktive Elemente der Gesellschaft zu positionieren. Sigmund Freud würde es verstehen, aber es funktioniert nicht.

Dass die Bevölkerung den Medien nicht mehr traut, hat nicht damit zu tun, dass Journalisten zu wenig Konstruktives zur Verbesserung der Welt beigetragen hätten. Es hat damit zu tun, dass sie sich eine einzigartige Serie von Fehleinschätzungen geleistet haben. Man hält die Journalisten darum oft für Versager, weil sie objektiv oft versagt haben. Mit netter Weltverbesserung ist das nicht zu korrigieren.

Dass man Dünger aus Fäkalien gewinnen kann, wird daher weder die Welt noch den Journalismus retten. Wer das schreibt, schreibt Kacke.

# Klatschpappen

Von Henryk M. Broder — Schulz im Wahlkampf.

Der Kanzlerkandidat der SPD, Martin Schulz, ist wohl ein Verehrer des bayrischen Schriftstellers, Malers und Filmemachers Herbert Achternbusch. Der hat über zwei Dutzend zumeist absurde Theaterstücke geschrieben und bei mehr als dreissig Filmen Regie geführt. Ein Teil seiner gesammelten Werke ist bei Suhrkamp unter dem Titel «Du hast keine Chance, aber nutze sie» erschienen. Das scheint auch die Parole von Martin Schulz zu sein, der von seiner Partei zum Vorsitzenden gewählt wurde und die SPD zurück an die Macht holen soll. Keine leichte Aufgabe, denn erstens liegt die SPD, drei Monate vor der Wahl, um etwa 15 Prozentpunkte hinter der CDU. Zweitens hat die SPD seit 1998 nicht weniger als fünfzehn Jahre im Bund regiert oder mitregiert: Von 1998 bis 2005 mit den Grünen als Juniorpartner, von 2005 bis 2009 und dann wieder von 2013 bis heute als Juniorpartner der CDU. Und drittens hat sie in den sechzehn Bundesländern bis zu neun Ministerpräsidenten gestellt und war an fünf Regierungen beteiligt.

Schulz aber tut so, als habe die SPD die letzten Jahre nicht nur in der Opposition, sondern im Untergrund verbracht, ohne jede Chance auf politische Mitwirkung.

In Deutschland gehe es unsozial zu, verkündet er bei jedem seiner Auftritte; er wolle Kanzler werden, um der «Gerechtigkeit» zum Durchbruch zu verhelfen. Die Parteibasis ist entzückt und applaudiert mit «Klatschpappen» («Jetzt ist Schulz!»), die im SPD-Shop angeboten werden, das Paket mit 25 Stück zu 18,75 Euro. So war es auch beim Parteitag der SPD am letzten Wochenende in Dortmund, wo Schulz, wie man hinterher überall lesen konnte, eine «engagierte», «kämpferische», «mitreissende» Rede hielt, in der er allen alles versprach: den Alten höhere Renten, den Jungen bessere Bildungschancen, den Kindern kostenlose Kitas, den Geringverdienern mehr Netto vom Brutto und den Reichen mehr Steuern. Einerseits soll die Bundeswehr besser ausgerüstet werden, andererseits dürfe auf keinen Fall «mehr Geld für die Rüstung» ausgegeben werden. Im Gegenteil, es soll abgerüstet werden.

Die Möglichkeit, dass Schulz mit diesem Programm Kanzler wird, ist minimal, wenn auch nicht ganz ausgeschlossen. Eines der vielen Theaterstücke, die Herbert Achternbusch schrieb, hiess: «Auf verlorenem Posten».





Wozu noch ein Aufsichtsgremium? Spitzenbeamter Seiler.

## Die Luxusfeiern unserer Spione

Markus Seiler, Chef des Schweizer Nachrichtendienstes, liess Hunderttausende von Franken für Betriebsfeste verpulvern. Das zeigen interne Dokumente, die der *Weltwoche* vorliegen. Das zuständige Verteidigungsdepartement von Bundesrat Guy Parmelin verwedelt und verwischt. Von Hubert Mooser

Der Moment, auf den das halbe Land gewartet hatte, kam wieder einmal nicht. Tagelang war in der Schweiz über kaum etwas anderes geredet worden als über den Spion Daniel M., der im Auftrag des Nachrichtendienstes des Bundes (NDB) in Deutschland unterwegs gewesen war. In Bern herrschte die Überzeugung vor, dass diese Panne dem obersten Nachrichtendienstler Markus Seiler den Kopf kosten würde.

Es kam anders: SVP-Ständerat Alex Kuprecht, Präsident der parlamentarischen Aufsichtsbehörde des Geheimdienstes, kündigte Ende Mai eine Inspektion zur «Klärung des Falles Daniel M.» an. Knapp einen Monat später legte das Gremium ein Konzept und den Terminplan zu dieser Inspektion vor. Aber wenn Kuprecht 2018 den Schlussbericht präsentieren wird, ist die Geschichte längst kalter Kaffee.

Der NDB-Chef, sagen regierungsnahen Kreise, genieße immer noch die Protektion von ganz oben. Das gilt nicht nur für Verteidigungsminister Guy Parmelin, der sich am 3. Mai bei einem Medienauftritt mit Seiler fast demonstrativ hinter den ihm unterstellten Chefspion stellte. Der Bundesrat in corpore vertraut Seiler. Der Nachrichtendienstchef leiste ja sonst gute Arbeit, vertraute ein Mitglied der Landesregierung kürzlich der *Weltwoche* an.

Dabei hat Markus Seiler mehrere Rotlichter überfahren – zum Beispiel, als er beim Fraktionschef der Grünen, Nationalrat Balthasar Glättli, mit dem Auszug eines damals noch vertraulichen Rechtsgutachtens den Eindruck erwecken wollte, der Einsatz von Daniel M. in Deutschland sei rechtlich vertretbar. Glättli fühlt sich von Seiler durch diesen Beeinflussungsversuch in die Irre geleitet. Ein Mitglied der Geschäftsprüfungskommission des Natio-

nalrates (GPK) wirft zudem die Frage auf, wozu es überhaupt noch ein parlamentarisches Aufsichtsgremium brauche, wenn Seiler vertrauliche Dokumente verschicke.

Ziemlich eigenmächtig definiert der Chefspion, was Staatsgeheimnis ist. Das irritiert SVP-Nationalrat Thomas Hurter, Mitglied der Sicherheitskommission des Nationalrates, bei der Seiler letzten Dienstag wieder einmal auftrat. «Ein vertrauliches Gutachten an ein Kommissionsmitglied zu verschicken, ist eher fragwürdig», findet Hurter. In diesem Fall hätten leider zu viele Personen mit ungenügendem Wissen öffentlich Stellung bezogen. Dies habe dem Land und seinen Institutionen geschadet.

### Klotzen, nicht kleckern

Während Seiler mit vertraulich klassifizierten Dokumenten (nach einem *leak* wurden sie entklassifiziert) den heiklen Einsatz eines Spions

im Ausland rechtfertigt und die Angelegenheit damit unprofessionell an die grosse Glocke hängt, stellt sich sein Nachrichtendienst stumm, wenn es um die Organisation von harmlosen Betriebsfesten des NDB geht. Noch kruder: Das Verteidigungsdepartement (VBS) von Parmelin streut dazu sogar noch Halbwahrheiten.

Es geht um Betriebsfeste, die schon ein paar Jahre zurückliegen, die die Geschäftsprüfungskommission des Nationalrats aber just in jenen Wochen beschäftigte, als die Geschichten um Spion Daniel M. die Öffentlichkeit noch elektrisierten. Der Chef der Eidgenössischen Finanzkontrolle, Michel Huissoud, war zum Hearing aufmarschiert, und der Berner SVP-Nationalrat Erich Hess stellte diesem beiläufig die nicht ganz harmlose Frage, ob es stimme, dass der Nachrichtendienst des Bundes ein Betriebsfest für rund 200 000 Franken organisiert habe.

Huissoud wollte darauf nicht antworten; er könne darüber nur gegenüber der Geschäftsprüfungsdelegation rapportieren. Aber in der GPK wurde die Antwort von Huissoud als Bestätigung gewertet. Hess selber wollte gegenüber der *Weltwoche* zu seiner Anfrage und zu seinen Motiven nichts sagen und verwies auf die Vertraulichkeit der Debatten in der Kommission. Andere Mitglieder der GPK bestätigten indessen die skurrile Diskussion um Betriebsfeste und Anlässe des NDB.

Wie ein internes Dokument des NDB jetzt aufzeigt, hat Seiler tatsächlich Mitarbeiteranlässe organisieren lassen, die einen horrenden Aufwand an Steuergeldern verursachten. Es begann gleich nach der Zusammenlegung des Inlandgeheimdienstes (DAP), der damals noch zum Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement gehörte, mit dem im Verteidigungsdepartement angesiedelten Strategischen Nachrichtendienst (SND). Die beiden Dienste wurden 2009 unter dem neuen Namen Nachrichtendienst des Bundes miteinander verschmolzen und dem VBS unterstellt. Damals war Ueli Maurer Verteidigungsminister und Seilers Vorgesetzter.

Das Betriebsklima litt unter dieser Fusion. Die Amtsleitung diagnostizierte in einer internen Analyse ein «ungünstiges Umfeld» zur Erreichung der angestrebten Personalkultur im neuen Amt. Und so liess Seiler zur Hebung der Moral Mitarbeiterveranstaltungen mit grosszügigen Apéros und Fetten zu Geburtstagsfeierlichkeiten im NDB organisieren. Zwischen 2009 und 2010 wurden eigens dafür insgesamt rund 170 000 Franken ausgegeben. Die Ausgaben für diese Betriebsfeste waren völlig überrissen, das wussten auch Seiler und die übrige Führungsmannschaft des



Guy Parmelin.

### Bundesrat Parmelins VBS deckt die Party-Exzesse von Seilers Abteilung.

NDB. Im erwähnten internen Papier heisst es weiter, es bestehe die Absicht, die Ausgaben für solche Anlässe auf ein für die Bundesverwaltung übliches Mass zu reduzieren. Was gleichzeitig auch bedeutet, dass die Apérokultur des Geheimdienstes in den Jahren danach weiterhin aufrechterhalten wurde – wenn auch weniger opulent.

Vorerst richteten Seiler und sein Team bei diesen Anlässen aber weiter mit der grossen Kelle an. Die Kosten spielten offenbar keine Rolle. Laut dem internen Papier klärte der NDB im Vorfeld der Anlässe meistens nicht einmal die Zahl der Teilnehmer ab, was die Eidgenössische Finanzkontrolle bei einer Inspektion prompt beanstandete. Welche Kosten man mit einer gewissenhaften Planung der Events hätte einsparen können, zeigte sich in einem Fall, in dem man zuvor ausnahmsweise die Teilnehmerzahl eruierte hatte. Der Aufwand für die Verköstigung reduzierte sich allein dadurch gegenüber dem üblichen Vorgehen des NDB um 30 Prozent. Wie viel Geld der NDB bis heute dafür ausgegeben hat, damit sich seine Mitarbeiter im Amt wohler fühlen, lässt sich nicht abschätzen. Eine Anfrage beim Nachrichtendienst des Bundes blieb bis zur Drucklegung dieser Zeitung unbeantwortet.

### Das VBS streut Halbwahrheiten

Die *Weltwoche* ist nicht die Zeitung, die findet, der Nachrichtendienst müsse seine Tätigkeit vor der ganzen Welt ausbreiten. Aber die Geheimniskrämerei um besagte Betriebsfeste ist auch für verständnisvolle parlamentarische Geschäftsprüfer unverständlich.

Mehr noch: Als die *Weltwoche* kürzlich unter der Rubrik «Personenkontrolle» die Festfreudigkeit von Seilers Amtsstelle hervorstrich und über die eingangs erwähnte Anfrage in der GPK berichtete, reagierte Parmelins VBS seltsam nervös. Sofort wurde seitens des Verteidigungsdepartements eine «Richtigstellung» mit Halbwahrheiten und Falschinformationen aufgeschaltet. Der NDB habe noch nie einen Mitarbeiteranlass durchgeführt, der auch nur annähernd in die Grössenord-

nung dieser Kosten gekommen wäre, heisst es darin. Und weiter: Die Rechnung des NDB werde von der Eidgenössischen Finanzkontrolle überprüft. Diese habe bisher noch nie eine Empfehlung in diesem Zusammenhang abgeben müssen.

Das interne Dokument beweist das Gegenteil. Beide Erklärungen des VBS waren wieder einmal, wie beim Auszug aus dem Rechtsgutachten, welches Seiler an den grünen Nationalrat Glättli verschickte, nichts anderes als Nebelpetarden. ○

www.praktikus.ch

Vibro Shaper hilft Ihnen Kalorien zu verbrennen und den Körper zu straffen – und das mit nur 10 Minuten täglich!

Vibro Shaper Vibrationsplatte – Das Ganzkörper Trainingswunder. Ohne Schweiß – ohne Mühe – ohne Diäten! Vibro Shaper ist ein äusserst hochwertiges, speziell entwickeltes Fitnessgerät und verfügt über einen eingebauten Computer mit Zeitmessung und 99 unterschiedlichen

Geschwindigkeiten. Zusätzlich ist er mit 3 unterschiedlichen Intensitätsstufen ausgestattet. Die Vibro Shaper Vibrationsplatte steigert Ihre Durchblutung, entspannt die Muskelpartien, der Körper erholt sich schneller und Sie sind wieder fit und aktiv. Die Oszillations-Technologie ermöglicht bis zu 50 Muskelkontraktionen pro Sekunde. Die multidimensionalen Schwingungen dringen bis tief in den Muskel ein und bekämpfen dort das eingelagerte Fett, ausserdem wird die Haut gestrafft und der Muskel gestärkt. Gleichzeitig werden Gelenke, Bänder und Knochen geschont. Vibro Shaper trainiert jede beliebige Muskelgruppe in jeder beliebigen Situation – egal ob Sie stehen, sitzen, liegen oder aufgestützt sind. Vibro Shaper ist für jeden perfekt geeignet, egal ob jung oder alt, Anfänger oder Profi. 62,5 x 38, 5 x 12 cm, 12 kg. Inkl. Power-Dehnbänder, Fernbedienung, Trainings- und Ernährungsplan. Netzstrom.

Vibro Shaper nur Fr. 279.– Nr. R74-160-118  
Praktikus Bestelltelefon 044 927 27 27

# Vom Bettler zum Sponsor

Lange Zeit galt Obwalden als Steuerhölle. Dann setzte der Bergkanton auf eine radikale Steuerreform. Während Bern schon über eine Milliarde Franken aus dem nationalen Finanzausgleich bezieht, gehört Obwalden nächstes Jahr erstmals zu den finanzstarken Gebern. Wie kam es dazu? *Von Peter Keller*



*Wundersame Wandlung:* Idylle am obwaldnerischen Lungernsee.

Wer zahlt? Wer kassiert? Beim nationalen Finanzausgleich (NFA) geht es für die Kantone um viel Geld. Rund fünf Milliarden Franken werden hin- und hergeschoben zwischen den Gebern, den Nehmern und dem Bund. Ein gigantisches, verwickeltes Umverteilungssystem. Die sogenannte Ressourcenstärke zeigt auf, welche Kantone erfolgreich sind (und zahlen) und welche Kantone finanzschwach sind (und bekommen).

Die jetzt veröffentlichten Zahlen für 2018 sind auf den ersten Blick wenig überraschend: Netto bekommt wiederum Bern mit 1,272 Milliarden Franken die weitaus grösste Summe, während Zürich absolut am meisten in den Topf einzahlt: 464,6 Millionen Franken. Also alles wie gehabt? Nicht ganz. Erstmals stösst zur kleinen Gruppe der ressourcenstarken Kantone Obwalden hinzu, der eine wunderbare Wandlung hingelegt hat.

Bei der Einführung des NFA 2008 gehörte Obwalden zu den Kellerkindern der Eidgenossenschaft, zusammen mit Uri, dem Jura und dem Wallis. Pro Kopf kassierte der Kanton 1462 Franken aus dem Ressourcenausgleich, nächstes Jahr wird Obwalden pro Einwohner 43 Franken einzahlen. Beim ehemaligen Fi-

---

«Dass es so schnell geht, durften wir sicher nicht erwarten.»

---

nanzdirektor Hans Wallimann löst diese Entwicklung «innerlich grosse Freude» aus. Er hat die Weichenstellung in Richtung Erfolg massgeblich geprägt und erinnert sich an die Zeit, als er 1999 in den Regierungsrat gewählt wurde: «Jedes Mal, wenn die neue Rangliste veröffentlicht wurde, war landauf,

landab in den Medien von der Steuerhölle Obwalden die Rede. Sonst nahm praktisch keiner Kenntnis von uns.»

**Abhängig vom «eidgenössischen Sozialamt»**

Das nagte am Selbstwertgefühl, zumal nur ein paar Kilometer hinter dem Kernwald ein zweiter Kanton war, der mit ganz anderen Zahlen glänzte: Nidwalden mit seinen tiefen Steuern und der hohen Finanzkraft. Für Hans Wallimann zeigte das Beispiel des Nachbarn, dass auch ein kleiner Gebirgskanton vorne mitspielen kann. «So dezentral liegt Obwalden nämlich gar nicht. Wir haben eine gute Anbindung an Luzern, Zug, Zürich. Unsere Ausgangslage war eigentlich vergleichbar mit derjenigen anderer Zentralschweizer Kantone.» Seine Hauptmotivation: «Wir müssen unsere Eigenständigkeit und unser Selbstwertgefühl wieder steigern.»



Wallimann vergleicht die Situation seines Kantons damals mit einer Familie, die Sozialleistungen erhält und mit all den Zuwendungen durchaus über die Runden kommt. «Aber ich wollte, dass wir selber Rahmenbedingungen schaffen, damit wir künftig unabhängig werden <vom eidgenössischen Sozialamt>. Auch wenn wir nachher gleich viel haben, ist es doch ein erheblicher Unterschied für das Selbstwertgefühl. Wir wollten den Kanton weiterbringen.»

«Wir» hiess eine interne Gruppe des Finanzdepartements und eine externe Fachgruppe, zu der auch der heutige Obwaldner Ständerat, Erich Ettlín, gehörte. Auch er erinnert sich an den schlechten Ruf seines Kantons als Steuerhölle. «Uns war klar, dass wir das Steuersystem ändern müssen, und zwar radikal. Unsere Grundidee war: Wir müssen irgendwo die Nummer eins werden. Es muss eine Bombe werden, so dass alle sagen: <Was? In Obwalden?>»

### Die Steuerhölle soll bleiben

Die Bombe schlug tatsächlich ein, und gewissermassen als Sprengmeister fungierte Hans Wallimann in der Regierung. Er wurde zum Architekten der Steuerstrategie, die in einem ersten Schritt die Unternehmensbesteuerung auf 6,6 Prozent senkte, einen schweizerischen Rekordwert. Wie gehofft, war der Schritt so radikal, dass die ganze Schweiz ins kleine Obwalden schaute, wobei die öffentliche Kritik grösser war als der Applaus. Vor allem linke Medien und Parteien schäumten, weil die Steuerstrategie für reiche Personen degressive Steuersätze vorsah: Man wollte bei höheren Einkommen schrittweise tiefere Steuersätze berechnen. Die Bevölkerung stimmte dem Massnahmenpaket mit einer überwältigenden Mehrheit von 86 Prozent zu.



Hans Wallimann.

### Beim ehemaligen Finanzdirektor löst diese Entwicklung grosse Freude aus.

Da man das neue Steuerregime demokratisch nicht aushebeln konnte, sollte das Bundesgericht die Obwaldner stoppen. Das degressive Steuersystem sei verfassungswidrig, erklärten nationale Politiker von links. Da sich im Kanton anfänglich kein Kläger finden liess, verschob der Waadtländer PdA-Nationalrat Josef Zisyadis seinen Wohnsitz in die Inner- und reichte dann als «Obwaldner» die Beschwerde ein. Der studierte Theologe wollte, dass Obwalden eine Steuerhölle bleibt. Es sei Fügung, dass er nach längerem Suchen ausgerechnet in Sachseln Wohnsitz gefunden habe, wo der Nationalheilige Niklaus von Flüe gelebt habe. Bruder Klaus verkörpere Harmonie und könne der Diskussion um eine Steuerharmonisierung frischen Wind geben, so Zisyadis.

Tatsächlich bekamen die Beschwerdeführer recht in Lausanne. Die Richter stuften das degressive Steuerregime als verfassungswidrig ein. Aber auch darauf waren die Obwaldner vorbereitet und führten kurzerhand eine Flat-Rate-Tax ein, einen möglichst tiefen Einheitssteuersatz für alle natürlichen Personen. Gleichzeitig sorgte die Regierung für einen innerkantonalen Finanzausgleich und garantierte den Gemeinden für die ersten Jahre Budgetsicherheit. Damit signalisierten die Verantwortlichen nach innen und aussen Standhaftigkeit, ein wichtiges Zeichen für die bereits ansässigen Unternehmen, aber auch für allfällige Zuzüger.

Zehn Jahre nach der ersten Steuergesetzrevision sind die Resultate frappant. «Dass es so schnell geht, durften wir sicher nicht erwarten», so Hans Wallimann. «Selbstverständlich halfen uns auch die äusseren Faktoren, dass wir unsere Reform in finanziell sicheren und ruhigen Zeiten umsetzen konn-

## Zuwanderung

# Tieflohempfänger

Was der Abstieg der Waadt mit der Personenfreizügigkeit zu tun hat.



«Verschlechtertes Wirtschaftsgeflecht»: Broulis.

Beim Ressourcenausgleich gehörte das Waadtland bislang zu den Geberkantonen. 2018 rutscht es knapp unter den Schweizer Durchschnitt und erhält damit 1,6 Millionen Franken aus dem Topf des nationalen Finanzausgleichs (NFA).

Die kantonale Politik ist alarmiert, weil der Ressourcenausgleich das Mass für die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit eines Kantons ist. Finanzdirektor Pascal Broulis (FDP) beklagte in *Le Matin Dimanche*, seit etlichen Jahren sei keine grössere Firma mehr aus dem Ausland zugezogen. Und der Zeitung *24 heures* sagte er: «Das kantonale Wirtschaftsgeflecht verschlechtert sich.»

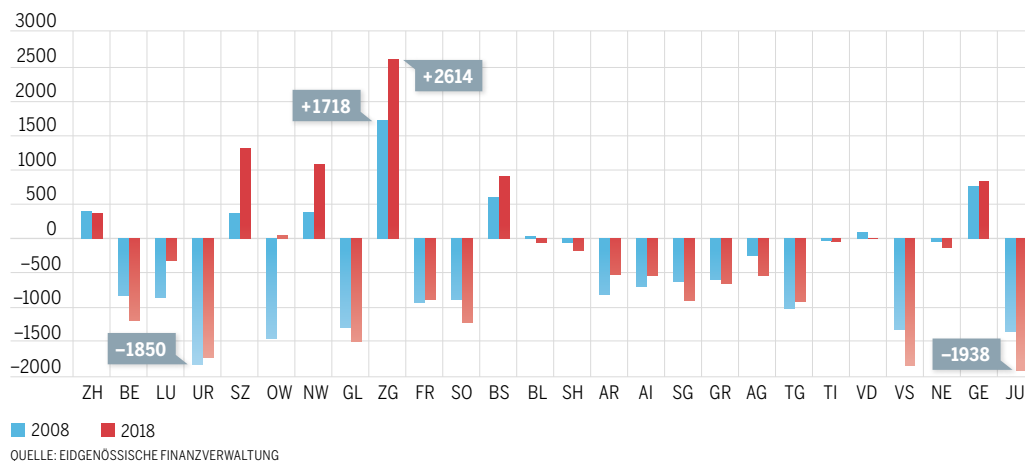
Der Ressourcenausgleich ist ein Indikator, welcher das Einkommen und Vermögen der natürlichen Personen und die Gewinne der Unternehmen zusammenfasst. Die detaillierte Analyse für den Kanton Waadt zeigt hier Rückschritte für die letzten Jahre: Während gesamtschweizerisch das Einkommen der natürlichen Personen im Durchschnitt um 327 Franken zunahm, stieg es im Waadtland lediglich um 11 Franken. Die Einnahmen aus der Quellenbesteuerung der Grenzgänger gingen (pro Kopf der Bevölkerung) sogar zurück.

Die wirtschaftliche Verschlechterung hängt also auch mit der Struktur der Einwanderer zusammen. Immerhin ist der Kanton Waadt nach Zürich das häufigste Einwanderungsziel. Die ausländische Bevölkerung wuchs zwischen 2010 und 2015 um 17 Prozent. Besonders stark war das Wachstum bei Portugiesen, Spaniern, Italienern und Franzosen. Wer eins und eins zusammenzählt, kommt zum selben Schluss wie SP-Nationalrat und Ökonom Samuel Bendahan in *Le Matin Dimanche*: «Viele Neuankömmlinge sind Tieflohempfänger.»

Florian Schwab

### Ressourcenausgleich pro Einwohner 2008/2018

Belastung (+) und Entlastung (-) pro Kopf, in Franken



Der Unterschied im Zehnjahresvergleich in Obwalden ist frappant.

ten.» Bei der Einführung des NFA 2008 bezog Obwalden 67,2 Millionen aus dem Ressourcenausgleich, nächstes Jahr zahlt der Kanton 1,5 Millionen ein. Der Wandel vom Bettler zum Sponsor der Eidgenossenschaft ist vollzogen und zeigt, dass auch ein strukturschwacher Kanton sich positiv bewegen kann – ein unangenehmes Signal an notorische Empfängerkantone wie Bern oder das Wallis.

### Bern sackt weiter ab

Der Zehnjahresvergleich (siehe Darstellung) zeigt, wie unterschiedlich sich die Kantone seit 2008 entwickelt haben. Bern bezieht nächstes Jahr 1196 Franken pro Einwohner (gegenüber 839 Franken im 2008). Dafür muss Schwyz 3,5-mal mehr aufbringen: 1275 Franken pro Einwohner (gegenüber 360 Franken im 2008). Zürich zahlt, hauptsächlich wegen der Auswirkungen der Finanzkrise, noch 370 Franken pro Einwohner ein (gegenüber 396 Franken 2008). Während sich neben Obwalden Kantone wie Luzern, Zug, Nidwalden und die beiden Appenzell sehr gut entwickelt haben, sacken im Jura und das Wallis, aber auch Sankt Gallen und der Aargau immer weiter ab. Der Ressourcenindex macht deutlich, dass die gesamte Romandie (mit Ausnahme von Freiburg) erodiert. Ironischerweise fällt nächstes Jahr das Waadtland, Heimat des Klägers Zisyadis, erstmals aus der Gruppe der Nettozahler, womit nur noch Genf zu den ressourcenstarken Kantonen der lateinischen Schweiz gehört.

### «Zwei Wege»

Obwalden lieferte den Beweis, dass es selbst für einen Kanton mit schwierigen Voraussetzungen möglich ist, eine Kehrtwende zu schaffen. Der frühere Finanzdirektor Hans Wallimann findet das solidarische System des NFA grundsätzlich gut. «Aber es überfordert die Geberkantone, ja hungert sie fast aus.» Er plädiert für eine Plafonierung und ein Anreizsystem, das auf der Nehmerseite dafür sorgt, sich verbessern zu wollen.

Auch für den Obwaldner Ständerat und Finanzpolitiker Erich Ettlins kommt der nationale Finanzausgleich an seine Schmerzgrenzen, wenn Kantone wie Zug oder Schwyz drastische Sparpakete beschliessen müssen, um ihren Verpflichtungen nachkommen zu können. «Der NFA soll Unterschiede ausgleichen, das ist richtig. Da gibt es zwei Wege: Entweder gibst du den Schwächeren mehr und die Möglichkeiten, dass sie sich nach oben angleichen können. Oder du nimmst den Starken so viel, dass sie mit den Steuern raufmüssen und sich den Schwächeren annähern müssen. Der zweite Weg ist für die Schweiz nicht gut. Wir stehen schliesslich auch in einem internationalen Wettbewerb.» Man könnte auch sagen, die Schweiz hat die Wahl zwischen Obwalden und Bern. ○

# «In ihrer kleinen Welt»

Die Gemeinde Buchs AG will Funda Yilmaz, 25, nicht einbürgern, weil es ihr an Geselligkeit und Ortskenntnissen mangle. Die zuständige Kommission liess sture Bürokratie statt gesunden Menschenverstand walten. Von Alex Baur



Null Fehler: Funda Yilmaz.

Der Fall von Funda Yilmaz sorgt in Buchs, einem Vorort von Aarau mit 8000 Einwohnern, für rote Köpfe, aber auch für Ratlosigkeit. Auf Antrag der Einbürgerungskommission verweigerte der Einwohnerrat letzte Woche der 25-jährigen Türkin das Bürgerrecht. Die Begründung (zu wenig integriert) irritiert. Yilmaz ist in der Gegend geboren und aufgewachsen, sie spricht den lokalen Dialekt akzent- und fehlerfrei, in Buchs absolvierte sie die Sekundarschule und im benachbarten Aarau eine vierjährige Lehre als Bauzeichnerin, jetzt will sie die Berufsmatur nachholen. Ihr Lehrmeister, bei dem sie bis heute arbeitet, stellt Yilmaz ein tadelloses Zeugnis aus. Ihr Leumund ist unbefleckt, es finden sich weder Betreibungen noch Vorstrafen.

Ist da etwas, was wir nicht wissen? «Wir haben uns strikt ans Gesetz und an die Richtlinien des Kantons gehalten», versichert Doris Michel (CVP), Präsidentin der Einbürgerungskommission. Ansonsten verweist sie auf das Amtsgeheimnis und ihren Bericht an den Einwohnerrat. Dort lesen wir: «Sie kennt sich nicht gut aus, weiss über Geschehnisse und Anlässe in der Region nicht Bescheid. Auch Sehenswürdigkeiten und typisch Schweizerisches kennt sie nicht.

Sie pflegt wenig Kontakte in Buchs und ist in der Gemeinde wenig integriert.» Ihre «staatsbürgerlichen Kenntnisse» seien sodann unzureichend. Etwas anderes ist nicht aufgeführt, auf diese Punkte ist die Kommission zu behaften.

Gemäss Recherchen der *Aargauer Zeitung*, die den Fall publik machte, beantwortete Yilmaz aber beim normierten Staatskundetest alle Fragen richtig. Null Fehler. Doch das war

### Ihre Sicht der Dinge legte sie in einem Brief dar, den sie an alle Einwohnerräte verschickte.

offenbar nicht gut genug. Gemäss der Journalistin Nadja Rohner, die Einsicht in die Akten hatte, hegte die Kommission nämlich den Verdacht, dass alles nur «auswendig gelernt» sei. Vielleicht wäre es schlauer gewesen, da und dort eine Ungenauigkeit einzustreuen.

Zweimal wurde Yilmaz von der Einbürgerungskommission 45 Minuten lang mündlich getestet. Bereits bei der ersten Frage kündete sich das Debakel im Einbürgerungsquiz an: Warum sie Schweizerin werden wolle? Die Antwort: Ihr Freund, ein Schweizer, habe sie dazu

animiert. Das war natürlich ganz schlecht. Schimmert hier gar ein paternalistisches Muster durch? Bei den Hobbys gab sie an, dass sie gerne mit dem Hund spaziere. So weit, so gut. Doch auf Nachhaken stellte die Kommission fest, dass Yilmaz die Hundeschule an der Milteldorfstrasse nicht kennt. Gar nicht gut.

Es gab auch reine Wissensfragen, etwa die nach den Notrufnummern. Yilmaz verwechselte die Ziffern. Da half leider die Erklärung nicht weiter, sie habe die Nummern für den Ernstfall im Portemonnaie aufbewahrt. Und dann die Sache mit dem Abfall. Yilmaz wusste zwar, dass man das Altöl separat entsorgen muss – aber leider nicht genau, wo, ganz einfach darum, weil das bisher ihre Mutter getan hatte (sie wohnt noch bei den Eltern). Bei Bedarf würde sie sich via Google kundig machen, meinte sie. Doch das war nicht, was man von ihr hören wollte. Auch bei den Busverbindungen musste die Kandidatin, die das Auto bevorzugt, auf den Internetfahrplan verweisen. Alles Indizien für mangelnde Integration.

### Widerstand gegen Nacherziehung

Bei der Heimat- und Brauchkunde das nächste Fiasko. Yilmaz kennt die Fasnacht in Rheinfelden (dort wohnt ihr Freund) und das Fischessen in Hunzenschwil, aber nicht den Aarauer *Bachfischet*. Als typische Schweizer Sportarten kamen ihr Skifahren und *Chlauschlöpfen* (eine schweisstreibende Sache, wie echte Lenzburger wissen) in den Sinn, aber leider nicht, was die Kommission von ihr hören wollte: Schwingen und Hornussen. Die Kandidatin wusste zwar, wo der Caumasee liegt, jedoch nicht, dass der berühmte Berg bei Engelberg Titlis heisst (obwohl sie eigentlich schon mal dort am *Snöben* war).

Als unschweizerisch wurde sodann ihr Einkaufsverhalten taxiert: Yilmaz versorgt sich bei der Migros und bei Aldi (beide in Buchs prominent vertreten), den lokalen *Beck* und den Metzger dagegen kennt sie nicht. Richtig beantwortete Yilmaz dagegen die Frage, ob sie für Erdogan gestimmt habe: nein. Oder hatte man von ihr erwartet, dass sie sich als gute Schweizerin in dieser Sache für neutral erklären würde? Zu guter Letzt wurde Funda Yilmaz vor allem auch zum Verhängnis, dass sie keine Freunde im Dorf nennen kann. Rheinfelden ist zwar auch im Aargau, aber eben nicht Buchs.

«Wenn man die Migros oder Aldi kennt, reicht das halt nicht», erklärte Kommissionspräsidentin Michel vor dem Einwohnerrat. Yilmaz müsste mehr Freundschaften mit Schweizern pflegen, «und zwar nicht nur am Arbeitsplatz, sondern in Buchs». «Sie lebt in ihrer kleinen Welt», resümierte die Kommission nach der letzten Befragung. Deshalb empfahl man Funda Yilmaz, das Gesuch freiwillig zurückzuziehen, an sich zu arbeiten und in einem Jahr einen zweiten Anlauf zu nehmen.

Sind die Buchser Schweizermacher, wie da und dort vermutet wurde, Rassisten und Aus-

länderfeinde? – Die Statistik spricht dagegen. 46 Personen wurden in den letzten zwei Jahren in Buchs eingebürgert; 19 Kandidaten stammten aus dem Balkan und der Türkei, 14 aus Deutschland und Italien, 4 aus Spanien und Portugal, vertreten sind auch Sri Lanka, die Dominikanische Republik, Russland oder Grossbritannien. Kein einziges Gesuch wurde in diesen zwei Jahren zurückgewiesen, in vier Fällen kam es aber zu einem freiwilligen Rückzug. Und hier liegt wohl die Crux.

Funda Yilmaz mochte die behördlich verordnete Nacherziehung zur besseren Buchserin nicht über sich ergehen lassen. Statt demütig beim Integrationstheater mitzuspielen, legte sie ihre Sicht der Dinge in einem Brief dar, den sie an alle Einwohnerräte verschickte: Die Schweiz sei ihre Heimat; sie halte sich an die Regeln und Gesetze, bezahle ihre Steuern pünktlich; die vielfältigen sozialen Kontakte bei der Arbeit («Ich besuche auch viele Baustellen») und mit ihrem Freund reichten ihr aus; erst recht lasse sie sich nicht vorschreiben, wo sie ihre Einkäufe erledigen solle. Und als der Einwohnerrat nicht auf sie hören mochte, wandte sie sich an die *Aargauer Zeitung*.

Dass jemand eine behördlich verordnete Nacherziehung nicht einfach hinnimmt und sich dagegen wehrt, könnte man auch als Schweizer Tugend werten. In diesem Fall hätte Funda Yilmaz den Ernstfalltest nicht nur mit Bravour bestanden. Sie hätte der Einbürgerungskommission auch noch eine kleine Lektion erteilt: Laienbehörden werden gewählt, damit sie den gesunden Menschenverstand walten lassen – die Paragrafenreiterei und den Amtsschimmel sollten sie den vollamtlichen Bürokraten überlassen. ○

## DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

### Palm Springs

**Beatrice Schlag, USA-Korrespondentin**

Nichts versöhnt Touristen nach dem langen Flug an die amerikanische Westküste besser mit dem Jetlag als ein paar Tage Palm Springs. In der kleinen Wüstenstadt im Coachella Valley, knappe zwei Autostunden von Los Angeles entfernt, kann man am Pool liegen, auf einem der über hundert Plätze golfen oder mit dem Velo oder Auto herumcruisen und die spektakuläre Midcentury-Architektur der Villen bestaunen. Wem die Stadt, die einst als Party-Hochburg des Rat Pack zu Berühmtheit gelangte, zu heiss wird, der gondelt mit der längsten Seilbahn der USA auf 2500 Meter hoch in die kühlen Pinienwälder des Mount San Jacinto. Unvergessliche Aussicht!



## Gegenrede

# Warum ich bei Exit bin

## Bischof Huonder nannte in der Weltwoche begleitetes Sterben einen Kult. Das ist falsch.

**B**ischof Vitus Huonder bezeichnet assistierte Suizide und Sterben mit Exit als Trend. Seine genauen Worte: Es sei ein technisch betriebener Kult. Ich bin anderer Meinung. Sein Leben aufgeben zu müssen, weil man todkrank ist oder die Schmerzen unerträglich werden, hat nichts mit Technik und schon gar nichts mit Kult zu tun. Es ist auch kein Zeichen von Schwäche, denn es braucht sehr viel Mut und vor allem



Vitus Huonder.

Verzweiflung, diesen schweren Schritt zu gehen. Es gibt nicht nur Schwarz und Weiss. Auch ich glaube an Gott. Mein Gott ist allerdings verständnisvoller. Wenn man Huonders Religion absolut leben will, darf man keine Operation mehr zulassen, denn mit jedem Eingriff pfuscht man Gott

### Aufgeben ist versagen

ja ins Handwerk. Wir müssten dann Gottes Entscheidung, gerade diese Krankheit empfangen zu haben, akzeptieren, bedingungslos. Warum sehe ich das so? Nun, ich bin muskelkrank. Die sehr seltene Erbkrankheit Zentr nukleäre Myopathie begleitet mich schon sehr lange. Die Schmerzen hören nie auf und zermürben mich immer mehr. Das Wissen, dass es keine Hilfe gibt, treibt mich immer mehr in die Hoffnungslosigkeit. Dazu kommen die vielen Schlafunterbrüche in der Nacht und das Festsitzen über den Winter in der Wohnung. Es gäbe noch sehr viel mehr Probleme zu erwähnen, doch diese würden den Rahmen hier sprengen. Sie sehen also, ich weiss, wovon ich spreche. Glauben Sie mir, der tägliche Kampf ums Überleben ist nicht angenehm. Aufgeben ist für mich gleichzusetzen mit Versagen – deshalb kämpfe ich. Und doch weiss ich, dass ich irgendwann verlieren werde.

Meiner Meinung nach soll jeder Mensch selber entscheiden, was für ihn stimmt. Wer hat sich schon einmal ernsthaft gefragt, wann für ihn das menschenwürdige Dasein aufhört? Ich jedenfalls werde niemandem erlauben, zu entscheiden, was gut für mich ist, denn das kann ein anderer Mensch gar nicht. Keiner sieht, wie es in mir aussieht. Mein Leben und mein Körper gehören mir. Deshalb bin ich Mitglied bei Exit. *Gabriela Hofer*



«Gewohnt, zu teilen»: Königin Katharina, Prinz Marcelin.

## Hänni und Bäni

Über zwölf Jahre hinweg dokumentierte ein SRF-Reporter das Schicksal einer ausgesteuerten Bernerin, die ihr Glück bei einem afrikanischen Prinzen suchte. Entstanden ist ein grandioses Epos in Fortsetzungsfolgen, das beispielhaft für eine neue Kategorie von Dok-Filmen steht. *Von Alex Baur*

Am Anfang war ein Telefonat. Eine gewisse Katharina Hänni aus Moosseedorf BE meldete sich im Herbst 2005 bei Christoph Müller, dem damaligen Leiter der Abteilung für Dokumentarfilme von SRF. Sie werde nach Kamerun fliegen, um einen Prinzen zu heiraten, berichtete die Anruferin, das Schweizer Fernsehen sei herzlich eingeladen, sie dabei zu begleiten. Wann es denn losgehe, fragte Müller. «Heute Nachmittag», antwortete die Bernerin. Das war dann doch etwas kurzfristig.

Zum Glück verpasste Hänni das Flugzeug. Als sie eine Woche später den nächsten Anlauf nahm, reiste Fernsehreporter Hanspeter Bäni an ihrer Seite mit nach Kamerun. Für beide war es eine Abenteuerreise in unbekannte Gefilde. Die damals knapp 40-jährige Bernerin – eine beim Sozialamt gestrandete Verkäuferin – kannte ihren Prinzen nur aus dem Internet. Bäni ahnte kaum, dass dies der Anfang war von einer veritablen Telenovela mit vielen Fortsetzungen und überraschenden Wendungen, wie sie nur das reale Leben schreiben kann. Die Dokumentarserie «Weisse Königin, schwarzer Prinz» hat längst Kultstatus erreicht.

Dummerweise war der Prinz nur einer von geschätzten 700 Nachkommen, die sein königlicher Vater mit 150 Frauen gezeugt hatte. Da gibt es nicht mehr viel zu erben. Prinz Marcelin erwartete seine Königin lediglich mit einer Blume in der Hand, mehr besass er nicht. So nimmt das Schicksal seinen Lauf, es kommt, wie es kommen muss: vom Hausrat (ein klappriges Bett, Plastikgeschirr) über den Ehering bis zur Burg (eine Backsteinhütte ohne Strom und Wasser) muss die Fürsorgebezügerin aus der Schweiz alles selber berappen, was zu einem feudalen Leben gehört. Ausser dem Adelstitel. Den bekam sie geschenkt. Prinz Marcelin hatte damit keine Schwierigkeiten: «In Afrika sind wir es gewohnt, zu teilen.»

### Den Traum zur Realität erhoben

Der Erfolg der Serie von insgesamt sieben «Reporter»- und «Dok»-Filmen hat auch mit dem Autor zu tun. Seine im Tonfall stets etwas unterkühlten Filme stürzen den Betrachter in ein Wechselbad der Gefühle. Kaum einer geht so nahe und so unverschämt mit der Kamera an die Menschen heran wie Bäni. Wo andere gnädig

wegschauen, will er es besonders genau wissen, immer fokussiert auf die vermeintlich simplen, aber zentralen Fragen des Lebens. Bäni ist ein Meister im Aufdecken der kleinen und doch existenziellen Widersprüche.

So verschwindet etwa die frischgebackene Königin Katharina am Abend ihrer Ankunft mit ihrem Internet-Prinzen vor laufender Kamera im Hotelzimmer. «Wurden Ihre Erwartungen erfüllt?», lautet die erste Frage am nächsten Morgen («Sie wurden übertroffen»). Nächste Frage: «Viele denken, Afrikaner angeln sich eine weisse Frau vor allem wegen des Geldes.» Das sei wohl so, antwortet die frischgebackene Königin unumwunden, in ihrem Fall sei das aber ganz anders. Wahre Liebe.

Nun könnte man sich lustig machen über die Bernerin, die sich in der afrikanischen Pampa ausnehmen lässt wie eine Weihnachtsgans, bald auf Voodoo-Zauber schwört und ihrem eingebildeten Prinzen schliesslich – die afrikanische Tradition will das so – eine neue Zweitfrau besorgt (die erste erwies sich als Flop). Das wäre plump und langweilig. Vor allem aber würde es nicht zu Dokumentarfilmer Bäni passen. So indiskret er

mit seiner Fragerei sein mag, er begegnet seinen Protagonisten stets mit Respekt, gibt ihnen eine Chance, sich zu erklären – und macht dabei immer wieder überraschende Entdeckungen.

Im Grunde handelt es sich um eine Neuaufgabe des tragikomischen Don Quijote, mit umgekehrten Rollen: Königin Katharina als unerschrockene Ritterin von der traurigen Gestalt; Traumprinz Marcelin als Dulcinea del Toboso; die Eltern Hänni, die ab der zweiten Folge immer wieder mal auf dem afrikanischen Hof auftauchen, übernehmen den Part von Sancho Panza. Und wer das epochale Werk von Cervantes zu Ende gelesen hat, weiss: Quijote offenbart auf dem Sterbebett, dass er sich seiner kolossalen Irrungen und Wirrungen durchaus bewusst war. Doch was ist schon die triste Realität, gemessen am Traum, den man selber zur Realität erhebt. Vielleicht sind die Narren auch jene, die Quijote verachtet und verspottet haben.

Immerhin, Katharina Hänni hat mehr erlebt als die meisten Kopfschüttler, die in ihrem Leben nie etwas gewagt haben. Immerhin, Prinz Marcelin hat ihr in wenigen Wochen den jahrelang heiss ersehnten Kinderwunsch erfüllt, kurz bevor es zu spät war. Zwischen den dröhnenden Niederlagen gab es immer auch Momente des Glücks. Ihr Buch lief zwar nicht so gut wie «Die weisse Massai» (vier Millionen verkaufte Exemplare) ihres Vorbilds Corinne Hofmann, aber 20 000 verkaufte Bücher sind für Schweizer Verhältnisse mehr als ein Achtungserfolg.

### Intimität und Vertrauen

Hinter der Geschichte versteckt sich auch eine Geschichte des Schweizer Dokumentarfilms. Vielleicht hat sie 1979 angefangen, als Eduard Stäuble, der stockkonservative damalige Kulturchef des Schweizer Fernsehens, Christoph Müller einstellte. Stäuble, so will es zumindest die Legende, hatte Müller mit einem gleichnamigen Journalisten verwechselt. Dessen Werdegang – abgebrochenes Soziologiestudium, journalistische Lehre beim SP-Organ *Arbeiterzeitung* – entsprach jedenfalls kaum Stäubles Idealen. Trotzdem kletterte Müller über verschiedene Sendegefässe die Karriereleiter hoch bis zum Leiter des Bereichs «Dokumentarfilme und Reportage». Wo immer er politisch auch stehen mag, in erster Linie ist Christoph Müller einfach ein Journalist, wie er versichert, einer, der sich im Zweifel für die bessere Geschichte entscheidet, egal, wem sie nützen oder schaden mag. Schon als Korrespondent in Moskau habe er die Vorteile des «VJ» entdeckt, des Videojournalisten, der ohne Begleittross allein mit einer kleinen Kamera auf Geschichtenfang geht.

Als Müller Ende der neunziger Jahre die VJ-Methode als Variante beim Schweizer Fernsehen einführen wollte, stiess er auf grosse Widerstände. Die etablierten Filmern strafte die Einmann-Dokumentaristen mit Verachtung. Es ging um sichere Jobs, bequeme Gewohnheiten

und Privilegien. Also machte sich Müller selber ans Werk, anfänglich für die neugeschaffene Sendung «Reporter», wo er freie Hand für Experimente hatte.

Der Videojournalismus öffnete eine neue Dimension: Ohne Begleittross von Ton- und Kameraleuten waren die Reporter viel flexibler, sie kamen viel näher an die Menschen heran, konnten Intimität und Vertrauen schaffen. Und vor allem eines: Sie mussten ihre Geschichten nicht mehr nach einem fixen Drehbuch inszenieren, sie konnten die Dinge nun aus sich heraus entstehen lassen. Damit war man nicht nur viel näher an der Realität. Die unplanbaren Wendungen des realen Lebens machten die Filme auch spannender.

### IV-Betrüger, Carlos, Waffennarren

Um die Jahrtausendwende holte Christoph Müller den Reporter Hanspeter Bäni zum Schweizer Fernsehen. Bäni hatte eine typisch untypische Journalistenkarriere hinter sich: gelernter Maurer und Tiefbauzeichner, zweiter Bildungsweg, Lehr- und Wanderjahre in Zentral- und Südamerika, Guide für Abenteuerurlaubisten in Afrika. Als Bäni in den neunziger Jahren beim privaten Rundfunk anheuerte, hatte er schon einiges an Lebenserfahrung gesammelt. Das war genau der



*Irritierende Dokumentationen:* Filmautor Bäni.

Mann, den Müller für seine Videojournalismus-Projekte suchte. Bäni erwies sich als eifriger Schüler, der den realistischen Dok-Film zur Meisterschaft entwickelte.

Seine Sporen verdiente sich Hanspeter Bäni bei der «Rundschau» ab. Dort sorgte er schnell für Aufsehen, etwa mit der Reportage über den «IV-Clan» aus dem Balkan, der die Schweizer Sozialversicherungen nach Strich und Faden ausnahm. Bäni war sich nicht zu schade, den Schmarotzern mit der Kamera nachzusteigen. Nicht etwa der Sozialbetrug, sondern dass man darüber berichtete, war damals unerhört und führte zu geharnischten Protesten bis in den Nationalrat. Doch seine Vorgesetzten stellten sich hinter Hanspeter Bäni und zeigten: Bei SRF sind auch Geschichten möglich, die quer zum links eingemitteten Mainstream stehen – man muss sie einfach machen.

Den vielleicht spektakulärsten Coup landete Bäni im August 2013 mit dem bloss halbstündigen «Reporter»-Film über den kurligen Jugendanwalt Hansueli Gürber und den jugendlichen Straftäter Carlos, der mit einem monatlich 30 000 Franken teuren Sondersetting zum Kickboxer ausgebildet wurde. Im Rückblick erscheint der mediale Hype, der sich um den «Luxuszögling» aufbaute, masslos übertrieben. Die Aufregung steht aber auch in einem bizarren Kontrast zur nüchternen Sprache, mit der Bäni die Geschichte aus dem Alltag des Jugendstrafrechts erzählte. Doch gerade in seiner Abgeklärtheit traf der Film einen Nerv. Der Stoff war so echt und lebensnah, man musste ihn gar nicht künstlich dramatisieren. Bäni hatte ein brandaktuelles Thema, das in der Tiefe schon lange am Gären war, schonungslos an die Oberfläche gefördert.

Kein Schweizer Dok-Filmer ist so nahe am Puls der Realität wie Hanspeter Bäni. Auf der Suche nach Protagonisten und Geschichten streunte er auch mal eine Woche lang im Zürcher Hauptbahnhof oder um ein Hochhaus in Spreitenbach herum, erzählt er. Diese Phasen des Suchens können auch qualvoll sein, aber am Ende sei immer irgendetwas Spannendes aufgetaucht, oft gerade dann, wenn er es am wenigsten erwartet habe.

Entstanden sind dabei irritierende Dokumentationen über scheinbar alltägliche Phänomene – Bodybuilder, Waffennarren, Schlaflosigkeit, Freitod, Knatsch am Gartenzaun oder Scheinehen –, immer erzählt entlang der Geschichten realer Menschen.

Während Monaten begleitete Bäni mit seiner Kamera den Bergbauern Sepp Epp im

---

### Bäni ist ein Meister im Aufdecken der kleinen und doch existenziellen Widersprüche.

---

Maderanertal, über zwei Jahre erstreckten sich seine Aufzeichnungen mit vier Insassen des Jugendheims Erlenhof. Er scheute sich auch nicht vor prominenten Figuren wie Musiker Polo Hofer oder Schauspieler Walter Roderer, den er bis kurz vor seinem Tod begleitete («Nötzlis Abgang»). Und immer ist es dasselbe: Die Porträtierten vertrauen Bäni unverhofft ganz persönliche Dinge an, die man normalerweise einem Journalisten nicht erzählt.

Katharina Hänni, die Königin von Afrika, ist im April in Kamerun gestorben. Über die Todesursache – offiziell «Herzversagen» – kursieren die wildesten Gerüchte. Die Versionen reichen von Gift bis zu einem bösen Zauber. Zusammen mit seinem alten Lehrmeister Christoph Müller ist Bäni Anfang Juni nach Afrika gereist, um die letzten Stunden von Hänni und deren Beisetzung zu dokumentieren. Ein fulminantes Finale. Der Film wird am kommenden Sonntag auf SRF ausgestrahlt. ○

# Bergbauer Unbeirrbar

Er gehört nicht zu den glattgeschliffenen Ego- und Lifestyle-Politikern im Bundeshaus. Der Berner Oberländer Landwirt Erich von Siebenthal zieht seine Sache geradezu asketisch durch. Er kämpft für die Bergbauern und für den Staat Israel. Ein Porträt von Hubert Mooser und Herbert Zimmermann (Bild)

Gottesfürchtig, schollenverbunden, arbeitsam: Der Bergbauer und SVP-Nationalrat Erich von Siebenthal könnte einem Roman von Jeremias Gotthelf entsprungen sein. Hoch über Gstaad, mit freiem Blick über das Saanenland, steht sein Hof, den er und seine Frau gemeinsam mit Sohn Jan und dessen Familie betreiben. «Ich bin noch 20 Prozent Bergbauer», sagt er. Dafür kämpft von Siebenthal nun an anderer Stelle für das Berggebiet.

Erich von Siebenthal gehört zum Kreis der «Steilhang-Fetischisten», wie der Zuger CVP-Politiker Gerhard Pfister die parlamentarischen Vertreter der Berglandwirtschaft einmal bezeichnete. Diese Spezies wirkt hartnäckig, unauffällig und erfolgreich im Hintergrund. Das gibt der 58-jährige Berner Nationalrat mit dem Lausbubengesicht auch gerne zu: Er vertritt im Parlament in erster Linie die Berglandwirtschaft. Dies lässt sich auch an seinen Vorstössen ablesen, die er oft auch mit Hilfe von Grünen und Linken durchbringt – mit der Berner Oberländerin und Grünen Christine Häslar oder dem Basler SP-Nationalrat Beat Jans.

## Stall und Milch

In der verflossenen Sommersession konnte er wieder punkten. Der Ständerat hat seine Motion «Keine Benachteiligung der Anbindeställe» angenommen. Zuvor hatte er schon den Nationalrat überzeugt. Nun müssen Bundesrat Schneider-Ammann und das Bundesamt für Landwirtschaft über die Bücher.

Seit rund vier Jahren ist von Siebenthal an diesem Thema dran. Die heutige Regelung lautet, dass beim Bau von Rindviehställen der Laufstall durch Bund und Kanton mit mehr finanziellen Mitteln unterstützt wird als der Anbindestall. Von Siebenthal findet die Regelung nicht fair. «Gerade in schwierigen Gebieten, an Hanglagen und im Hügel- und Berggebiet, sind Anbindeställe noch weit verbreitet und auch sehr tierfreundlich», argumentierte er im Parlament. Ihr Bau sei kostengünstiger und beanspruche weniger Baufläche.

Zusammen mit seinem parlamentarischen Kumpel Andreas Aebi, SVP-Nationalrat aus dem Berner Emmental, steht er auch immer in der ersten Reihe, wenn sich der Milchpreis nicht in Richtung der bäuerlichen Erwartungen entwickelt. Beim letzten Knatsch zwischen Milchproduzenten und Grossverteiler Migros zeigte sich das bäuerliche Duo jedoch konzilianter als auch schon. Beide pochen auf höhere Milchpreise. Einen Boykottaufruf gegen die Migros wollen



Am Hang: Landwirt von Siebenthal.

sie aber nicht mittragen, sie bevorzugten das Gespräch mit der Migros.

Von Siebenthal ist auf dem Bauernhof, den er heute mit bewirtschaftet, mit fünf Geschwistern aufgewachsen. «Weil der Vater öfter krank war, mussten und durften wir Kinder früh im Betrieb mithelfen. Längere Zeit weggehen lag für uns nicht drin», erklärt er. 1985 übernahmen er und seine Frau die Bewirtschaftung des Hofes. «Das Bauernhaus ist am Standort eines der ältesten Häuser der Region», sagt er. Es ist an die Überreste einer Burg angebaut. Diese stammte wohl aus der Zeit, als im Saanenland die Grafen von Greyerz noch das Sagen hatten, mutmasst von Siebenthal. Heute geben die Herren der SVP in der Region den Ton an – und wie! In Saanen erzielte die Partei bei den letzten Nationalratswahlen einen Wähleranteil von über 52 Prozent. Erich von Siebenthal wurde mit dem fünftbesten Ergebnis aller 25 Berner Nationalräte gewählt.

## Im Dienst des «Eagle Ski Club»

Mit der Gemeinschaft des diskreten Reichtums, wie die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* einmal über die Luxustouristen von Gstaad schrieb,

hat von Siebenthal kein Problem. Wenn er darüber spricht, dann immer so: «Unsere guten Gäste» hier und «unsere guten Gäste» da. Der SVP-Politiker hat selber auch ein Standbein im Tourismus. Er ist im Winter Betriebsleiter der Sesselbahn, die, einen Steinwurf von seinem Hof entfernt, zum Wassergrat hinaufführt. Die Bergbahn ist eine Aktiengesellschaft. Die Aktionäre sind Mitglieder des exklusiven «Eagle Ski Club» und ein paar Einheimische. Die Sesselbahn führt ins Clubhaus. Und die Mitgliederliste des «Eagle Club» ist so geheim wie die Mitarbeiterliste des Nachrichtendienstes.

Die Politik hat von Siebenthal im Blut. Der Vater war Gemeindepräsident von Saanen und später Grossrat. «Da der Vater kein Auto besass, fuhr ich ihn von Auftritt zu Auftritt», erzählt er. Mit zwanzig Jahren trat der Junior der SVP bei. 2002 schaffte er den Sprung ins Kantonsparlament, fünf Jahre später avancierte er zum Nationalrat.

«Es waren stürmische Zeiten», erinnert er sich. Nach der Abwahl von Christoph Blocher wurde die Partei auseinandergerissen, Berner SVP-Vertreter gründeten mit Bündnern und

Glarnern die BDP. Für ihn sei sofort klar gewesen: «Ich wurde für die SVP gewählt, und in dieser Partei wollte ich auch bleiben.» Was aber nicht heisst, dass er den Parteiparolen blind folgt. Er wagt, wenn nötig, gegen die Fraktionsmeinung zu stimmen. Zum Beispiel bei der Schlussabstimmung zur Energiestrategie 2050. Mutig trat er an der Delegiertenversammlung der SVP Kanton Bern für die Vorlage ein – vor 250 Delegierten, die anderer Meinung waren. Selbst die Präsidentin der Grünen, Regula Rytz, spendete Applaus für diesen entschlossenen Auftritt.

Anders als man aufgrund seiner Vorstösse denken könnte, ist Nationalrat von Siebenthal nicht Mitglied der Wirtschaftskommission, in der die Landwirtschaftspolitik vorberaten wird. Er sitzt in der Geschäftsprüfungskommission und der Sicherheitskommission (SiK). «Er ist eher ein Mann der leiseren Töne», sagt die SiK-Präsidentin Corina Eichenberger (FDP) über ihren Ratskollegen. Aber wenn er etwas an die Hand nehme, sei es ihm wichtig, dass es gut kommt.

### Reise ins Gelobte Land

Mit einem anderen Engagement fällt der SVP-Nationalrat mehr auf: Erich von Siebenthal präsidiert die Parlamentarische Gruppe

## Von Siebenthal bringt seine Vorstösse oft auch mit Hilfe von Grünen und Linken durch.

Schweiz-Israel, die 2008 vom Emmentaler Freikirchler und ehemaligen EDU-Nationalrat Christian Waber gegründet wurde. Als Waber ausschied, übernahm von Siebenthal die Leitung. Wie Waber ist auch der SVP-Nationalrat aus Saanen Fundamentalchrist. Er gehört der Evangelisch-Methodistischen Kirche an. Bevor er in den Nationalrat kam, spielte er regelmässig E-Bass im Posaunenchor. Dazu fehle ihm jetzt die Zeit, sagt er bedauernd.

Die linke *Wochenzeitung* (WoZ) bezeichnete von Siebenthal und andere Mitglieder seiner Gruppe kürzlich als «seltsame Freunde» Israels. Der Hintergrund: Von Siebenthals Banknachbar im Nationalrat, SVP-Jungpolitiker Christian Imark, hatte eine Motion hinterlegt, die sogar im Nahen Osten auf Beachtung stiess: Die Schweiz dürfe keine NGOs mehr unterstützen, die in «rassistische, antisemitische und hetzerische Aktionen oder BDS-Kampagnen (Boykott, Kapitalabzug und Sanktionen) verwickelt sind». Vor einem Jahr gab es schon einmal Kritik, als von Siebenthal mit Parlamentariern, darunter FDP-Nationalrat Hans-Ulrich Bigler, die von Israel besetzten Gebiete im Westjordanland besuchte. Aber wirklich böse war ihm deswegen niemand. Dazu ist der gottesfürchtige Bergbauer zu anständig. ○

## Naturgefahren

# Wenn der Beiss-Biber kommt

Gleich zweimal hat «Meister Bockert» seine scharfen Schneidezähne tief in schwimmendes Menschenfleisch gebohrt. Müssen wir nun auf das kühlende Bad im Fluss verzichten?

In diesem Juni stieg bei Schaffhausen eine Frau in den Rhein, sie schwamm vergnüglich mit der Strömung, als sie plötzlich von einem Biber blutig gebissen wurde. Vor ihr war einem Achtjährigen auf die gleiche Weise eine tiefe Verletzung zugefügt worden. Müssen sich Wasserfreunde jetzt Sorgen machen?

Im Sommer 2013 wurde im weissrussischen Dorf Lovtsevitshi ein Leichnam mit aufgeschlitztem Oberschenkel gefunden – der sechzigjährige Mann war offensichtlich von einem Biber gebissen worden. «Biberplage fordert erstes Todesopfer», war kurz darauf in der deutschen Presse zu lesen. Auch wenn es in der Schweiz in diesen Tagen noch nicht so weit gekommen ist, scheint man sich doch zu fragen, wie gefährlich die grössten Nagetiere Europas, die in den Biologiebüchern als reine Pflanzenfresser vorgestellt werden, badenden Menschen in Flüssen werden können.

Wer dem schwimmenden Warmblüter nicht auf den Kopf steigt und sich von seinem eher geringen Lebensraum in Uferbereichen fernhält, braucht kaum Angst vor einem Biss des erst wieder seit den 1950er Jahren in der Schweiz angesiedelten «Meister Bockert» zu haben. Und der erwähnte Todesfall kann einfach erklärt werden. Der sich auf Angeltour befindende Weissrusse hatte unvorsichtigerweise versucht, einen Biber zu fangen, um mit ihm auf einem Selfie zu posieren. Für das semiaquatische Tier sah das Agieren des Menschen wie ein Angriff aus, gegen den es sich nur beissend wehren konnte, wobei seine markanten Zähne zufällig die Oberschenkelarterie erwischten, mit der fürchterlichen Folge, dass der Fischer verblutete.

### Kurzerhand zum Fisch erklärt

Was konkret die Schweiz und vergangene Zeiten angeht, so wurde das Nagetier bis zum 19. Jahrhundert wegen seines dichten Fells und wegen eines nach Moschus riechenden Drüsensekrets gejagt, das Bibergeil genannt wurde und in dem viele ein Heilmittel sahen. Da die katholische Kirche den warmblütigen Säuger wegen seines schuppigen Schwanzes kurzerhand zum Fisch erklärt hatte, diente sein Fleisch den Eidgenossen zudem als beliebte Fastenspeise, und so sanken die Überlebenschancen des pelzigen und eher putzig wirkenden Wesens rapide. Seit dem genannten Jahrhundert gilt der Biber in der Schweiz als ausgerottet, wobei man im Nachbarland Deutschland genauer festgehalten hat, dass der letzte Vertreter seiner Art 1877



Nagen am Holz.

am Niederrhein von Fischern erschlagen worden ist. Zwar kehrte der Biber zurück – in der Schweiz wird er seit 1956 angesiedelt, und Niederländer setzen ihn ebenfalls seit einigen Jahrzehnten wieder aus –, aber die lange Zeit, die Menschen ohne den vorwiegend dämmerungs- und nachtaktiven Baumfäller und Deichbauer zubringen mussten, hat nicht gerade geholfen, ein konfliktfreies Miteinander von Mensch und Tier zu ermöglichen. In der Schweiz gibt es inzwischen fast 2000, die auf mehr als 400 Reviere verteilt sind, wobei Biber vor allem an den grossen Flüssen Aare, Rhein, Rhone und Thur leben und an Land eher unbeholfen wirken.

Gehen von Bibern Gefahren aus, konkret für Badende in Uferbereichen, welche sie dank ihrer Kiefermuskulatur verletzen können? Diese ist immerhin mehr als doppelt so kräftig wie die eines Menschen und operiert mit unübersehbaren Schneidezähnen, die ständig nachwachsen. Die Antwort der Fachleute heisst klar «nein», wie es nach dem weissrussischen Todesfall eine Überschrift im Magazin *New Scientist* ausdrückte: «Biber leben, um Holz zu beissen, keine Menschen». Die Tiere sind eher unbeliebt als gefährlich, vor allem in der Forstwirtschaft, da sie vergnügt und unbekümmert auch jüngere Bäume annagen und fällen.

Ernst Peter Fischer

Ernst Peter Fischer, ist Professor für Wissenschaftsgeschichte und Publizist. Er lebt in Heidelberg.

# Im siebten Schimmel

Die beiden jungen Unternehmer Lucas Oechslin und Marco Tessaro haben mit einem aussergewöhnlichen Reifeprozess-Verfahren den Schweizer Fleischmarkt erobert. Wie es dazu kam und warum Steaks auch in Zeiten von Soja und Tofu gefragt sind. *Von David Schnapp*

Von Zürich her kommend, passiert man auf der linken Seite die grossangelegten Parkflächen, wo Autos und Cars Touristen in der Nähe des Rheinflalls abladen. Das ikonische Schweizer Naturschauspiel zieht jährlich gegen 1,5 Millionen Zuschauer an. Fährt man weiter und biegt rechts ab, ein kurzes Stück durch den Wald, steht man vor einem unscheinbaren Industriegebiet in Neuhausen am Rheinflall, wo ein Naturspektakel ganz anderer Art stattfindet.

In dem nüchternen Gewerbehaus geschehen aus Sicht von Feinschmeckern wundersame Dinge: Die beiden Jungunternehmer Lucas Oechslin und Marco Tessaro haben 2010 begonnen, Rindfleisch mit einem eigens gezüchteten Schimmelpilz zu impfen, um dadurch einen kontrollierten Reifeprozess auszulösen, der konstant zartes Fleisch mit einem typischen Aroma zur Folge hat.

Sieben Jahre später gehören die beiden zu den Stammlieferanten vieler Spitzenköche in der Schweiz, in ihrem Online-Shop erhalten Privatkunden und Gastronomen exklusive Stücke und Schnitte, die es kaum anderswo im Land zu kaufen gibt. Dabei entstand alles aus einer Zufallsidee beim Abendessen in der damaligen Wohngemeinschaft der beiden gelernten Polymechaniker. Die Frage kam auf, wie es sein konnte, dass das eine Stück Fleisch zart und saftig war und das andere eher trocken und zäh.

## Mit dem Luftbefeuchter der Eltern

Lucas Oechslin, Jahrgang 1982, einer der beiden WG-Bewohner, hatte mittlerweile ein Biotechnologiestudium begonnen, die Manipulation von Mikroorganismen war sein neues Handwerk, und er fing an, mit Schimmelpilzen zu experimentieren. In einem schmucklosen Büro, von dem aus die beiden Freunde ihr Unternehmen Luma führen, erzählt Oechslin heute: «Die Idee versandete zwischendurch wieder, dann nahmen wir sie wieder auf. Es kam dazu, dass ich mich eigentlich gar nicht selbstständig machen wollte, sondern eine gut bezahlte Karriere in der Pharmabranche anstrebte.»

Sein WG- und heutiger Geschäftspartner Marco Tessaro, geboren 1981, hingegen träumte schon immer von den Freiheiten, die eine eigene Firma ermöglichte: Man investierte also 420 Franken in einen Rindsrücken, fand aber keinen Metzger, der Kühlfläche zur Verfügung stellen wollte, damit das Start-up-Duo mit seinen Schimmelpilzkulturen experimentieren konnte. Schliesslich erhielten sie doch noch Zu-



*Freundliche Eroberung:* Firmengründer Oechslin (l.) und Tessaro.

gang zu einem Kühlraum, das notwendige Klima simulierten die beiden leidenschaftlichen Surfer mit einem Luftbefeuchter aus dem elterlichen Hausrat: Zum Wachsen benötigt der Luma-Schimmelpilz eine Temperatur von zwei Grad Celsius und eine Luftfeuchtigkeit von 85 bis 90 Prozent.

«In der ersten Zeit haben wir gleich noch eine Schnellbleiche im Metzgerberuf erhalten», erzählt Quereinsteiger Oechslin, dessen Namen

durchaus eine Zugehörigkeit zum Fleischgewerbe andeutet. Seine Familie ist schon seit Generationen Mitglied der Metzgerzunft. Die Luma-Gründer hielten erste Blinddegustationen im Freundes- und Verwandtenkreis ab. «Unser Fleisch erzielte selbst bei Leuten, die keine Ahnung von Gastronomie hatten, einen Wiedererkennungswert von 94 Prozent», erzählt Tessaro. Kurz: Das kontrolliert

gereifte Luma-Beef hatte einen unverkennbaren, einzigartigen Geschmack – das war der Startschuss zu einem freundlichen Eroberungsfeldzug durch die Schweizer Fleischbranche.

«Die Schweiz ist eigentlich kein Rindfleisch-Land», sagt Lucas Oechslin, «die Aufzucht der Kühe basiert auf Milchwirtschaft, aber für eine hohe, gleichbleibende Fleischqualität ist die Futterqualität entscheidend.» Mit Ausdauer und einem unerschütterlichen Optimismus überzeugten sie Rinderzüchter, bestimmte Standards einzuhalten. Die beiden wurden in Schlachthöfen vorstellig, um dafür zu werben, mit anderen Schnitten mehr aus einem Tier herauszuholen. Und schliesslich schafften sie es nach und nach, Spitzenköche von der Qualität ihrer Produkte zu überzeugen: Ivo Adam, damals im «Seven» in Ascona, bestellte schon kurz nach dem Start 2010 gleich mal sechzig Kilo Rindschulter pro Woche – was Oechslin/Tessaro vor erste Lieferprobleme stellte. Marcus G. Lindner, der zu jener Zeit im «Mesa» in Zürich auf dem Weg zum zweiten Stern war, bestellte nach einer ersten Degustation ebenfalls vom Fleck weg.

André Jaeger, Lichtgestalt der Schaffhauser Gastronomie («Fischerzunft») und in den achtziger Jahren Miterfinder der «Eurasischen Fusionsküche», war bereits in die Entwicklungs-



*Luma-Beef.*

**Sie schafften es, Spitzenköche von der Qualität zu überzeugen.**



phase der ersten Luma-Beef-Stücke involviert: «Ich war sehr skeptisch, musste jedoch eingestehen, dass das Rindfleisch ausgezeichnet schmeckte. Der Geschmack und die Konsistenz unterschieden es von anderen Produkten. Auch beim Garen musste man sehr behutsam vorgehen, damit das Fleisch nicht zu trocken wurde, besonders wenn es sich um ein mageres Stück handelte», erzählt der Spitzenkoch.

Jaeger sieht die Leistung des Luma-Duos in dessen Bewusstsein für Qualität, aber er betrachtet die beiden vor allem als wichtige Impulsgeber: «In Anbetracht der heutigen Industrialisierung ist die Leistung von Luma umso bedeutender. Mit ihren *second cuts* geben sie vielen Köchen neue Anstösse und ermutigen sie, auch mal was anderes als Filet auszuprobieren.» *Second cuts* sind wenig bekannte Zuschnitte, die eine vergleichbare Qualität wie Filet und Entrecote haben, aber trotzdem nicht als Edelstücke gelten. Zum Beispiel das Flank Steak von der hinteren Seite des Rinds, ein hervorragendes Stück, das nur ein paar Minuten auf den Grill gehört und dann, *medium-rare* gegessen, eine kleine Offenbarung darstellt.

### Gutes Gespür fürs Marketing

Was uns zu einer zentralen Frage bringt: Ist eine Fleischfirma für Jungunternehmer in Zeiten von Chia-Samen, Sojamilch und Seitan-Steaks nicht ein völliger Anachronismus? «Der in den Medien sorgfältig gepflegte Vegetarier- und Veganer-Trend ist aus unserer Sicht nicht spürbar», sagt Lucas Oechlin. «Die Statistiken zeigen ja auch keinen Rückgang beim Fleischkonsum in der Schweiz», ergänzt Marco Tessaro. Bei der Luma Beef AG arbeiten heute zwölf Leute, 2016 haben sie achtzig Tonnen Fleisch verkauft, 60 Prozent davon aus Schweizer Zucht.

Ihren Erfolg verdanken die Unternehmer nicht nur einem hohen Qualitätsanspruch, sondern auch einem guten Gespür fürs Marketing: Fleisch wird höchstetisch dargestellt, gleichzeitig erzählt man nachvollziehbare Geschichten über artgerechte Tieraufzucht und erreicht mit einer persönlichen, direkten Ansprache ein junges Zielpublikum, das sich sein Fleisch auch mal vom Velokurier liefern lässt, statt es im Supermarkt zu kaufen.

Vorwiegend über den Online-Shop verkauft Luma Delikatessen, Rinds-, Kalbs- und Schweinefleisch nach eigenem Reiferezept, aber auch trockengereifte Enten und Hühner, «Old Cow» aus Spanien, und die beiden gehören zu den wenigen offiziellen Schweizer Importeuren von Kobe-Rind aus der gleichnamigen japanischen Provinz. «Ich finde, man sollte weniger Fleisch essen, dafür die bessere Qualität wählen», sagt Oechlin zum Schluss. Als Biologe sehe er es so: Der Mensch sei grundsätzlich ein Fleischesser. Darauf zu verzichten, müsse man sich auch erst mal leisten können. Aus Sicht des Hobbykochs sieht es so aus: Sich das Luma-Fleisch zu leisten, lohnt sich auf jeden Fall. ○

## Justiz

# Ohrfeige für die Uni Zürich

**Das Bundesgericht sieht klare Anzeichen für unzulässige Dumping-Praktiken eines Instituts der Universität Zürich. Es geht um einen Auftrag zur Analyse des SRG-Online-Angebots.**

Kürzlich haben die obersten Richter in Lausanne ein brisantes Urteil gefällt: Wenn der Staat einen Auftrag öffentlich ausschreibt, dann dürfen Bewerber, die ebenfalls staatlich sind, in der Regel nur dann berücksichtigt werden, wenn sie kostendeckend offeriert haben. Was eher technisch klingt, ist ziemlich bedeutsam. Das Bundesgericht verbietet damit, dass im Beschaffungswesen staatliche Firmen private Konkurrenten aus dem Markt drängen, indem sie ihre Privilegien als öffentliche Organisation, beispielsweise die Finanzierung durch den Steuerzahler, ausnutzen.

Konkret hatten die Richter einen politisch explosiven Fall zu beurteilen. Im Januar 2015 hatte das Bundesamt für Kommunikation (Bakom) den Auftrag zur Analyse des Online-Angebots der SRG zwischen Juli 2015 und Mai 2019 ausgeschrieben. Den Zuschlag erhielt das Institut für Publizistikwissenschaft und Medienforschung (IPMZ) der Universität Zürich, welches die Analyse für 688 188 Franken offerierte. Neben der Universität hatte sich auch das private Forschungsunternehmen Publicom beworben, dessen Offerte leicht teurer war.

Die private Firma analysierte den Bakom-Entscheid. Legt man den von der Uni Zürich offerierten Preis auf die Projektstunden um, dann resultiert ein sehr tiefer Stundenlohn, wie es ihn für anspruchsvolle akademische Aufgaben kaum geben kann. Der Verdacht: Verkauft die Uni Zürich ihre Dienstleistungen zu einem Preis unterhalb der eigenen Kosten (vgl. «Professor Biagsam», *Weltwoche* Nr. 24/15)? Also focht Publicom den Vergabeentscheid vor dem Bundesverwaltungsgericht an. Am 13. April 2016 entschieden die Richter in St. Gallen, dass das Bakom zu prüfen habe, ob die Offerte der Universität Zürich wettbewerbsneutral sei, also insbesondere kostendeckend (vgl. «Professor Dumping», *Weltwoche* Nr. 16/16). Dieses Urteil zog das Bakom an das Bundesgericht weiter, wo es nun verlor. Alles deutet also darauf hin, dass das Bakom den Auftrag dem IPMZ entziehen muss.

Fragen wirft insbesondere das Verhalten der Universität Zürich auf. So verweigerte diese zunächst unter Hinweis auf das «Geschäftsgeheimnis» die Herausgabe der Offerte an Publicom, bis sie von den Richtern zur Offenlegung gezwungen wurde. Die Offerte barg

pikante Details. So etwa dieses: Die Stundenaufwände des Projektleiters, Professor Michael Latzer, waren mit null Franken veranschlagt. Dazu führten die St. Galler Richter aus: «In Bezug auf den Aufwand des Gesamtprojektverantwortlichen» sei zu bemerken, «dass die Zuschlagsempfängerin nicht kostendeckend verrechnet hat». Auch das Bundesgericht bestätigte die Gratisarbeit des Chefs: Die Vorinstanz habe in «verbindlicher Weise» festgestellt, «dass dessen Aufwand keinen Eingang in die Preiskalkulation fand».

Das ist nicht nur vergaberechtlich problematisch, sondern auch gemäss den internen Regeln der Universität. Laut Universitätsgesetz müssen «Dienstleistungen in der Regel kostendeckend in Rechnung» gestellt werden. Im Finanzreglement heisst es dazu, «die von Dritten», also beispielsweise dem Bakom, «im Rahmen von Dienstleistungen» zu verlangende Entschädigung «ist marktkonform und mindestens kostendeckend». Zu berücksichtigen seien insbesondere «Lohn- und Sozialversicherungskosten des beteiligten Personals».



Wissenschaftler Latzer.

### «Gemäss einheitlichem Standard»

Warum hat sich die Universität in diesem Fall nicht drangehalten? Auf Anfrage der *Weltwoche* schreibt ein Sprecher: «Wir möchten betonen, dass weder die Vorinstanz noch das Bundesgericht festgestellt hat, dass eine Einheit der Universität Zürich unter den Selbstkosten offerierte.» Es sei nun Aufgabe des Bakom, dies anhand der ursprünglichen Offerte zu überprüfen. Die fragliche Offerte sei «gemäss einheitlichem Standard erfasst» worden. Das Verfahren sei vom Offertsteller, also Professor Latzer, korrekt eingehalten worden. Es gebe ein internes Kontrollsystem.

Allgemein versucht die Universität, die Bedeutung des Falles herunterzuspielen. Man habe den juristischen «Aufwand in der Sache auf ein Minimum beschränkt», und auch der Rektor, Michael Hengartner, sei «nicht involviert» gewesen. Stefan Thommen, Geschäftsleitungsmitglied von Publicom, ist über diese Ausführungen verblüfft. Im erstinstanzlichen Verfahren sei die Uni Zürich «mit zahlreichen Eingaben in Erscheinung getreten». Mindestens eine Rechtsschrift sei vom Rektor persönlich unterzeichnet gewesen. Florian Schwab

# Schutzpatron der Nichteinmischung

Bruder Klaus als Ahnherr der Schweizer Neutralität? Schulhistoriker winken ab. Sie irren gleich doppelt: Der Nationalheilige prägte die Aussenpolitik der Eidgenossenschaft durch seine Worte und durch deren Deutungen im Lauf der Geschichte. *Von Paul Widmer*

Niemand hat einen so grossen Einfluss auf die Schweizer Aussenpolitik ausgeübt wie Niklaus von der Flüe. Der Einsiedler im Ranft wollte zwar der Welt entfliehen, aber es gelang ihm nicht. Selbst die Gesandten der Grossmächte suchten ihn in seiner Zelle im wilden Melchtal auf. Erzherzog Sigismund von Österreich, der Doge von Venedig und der Herzog von Mailand, sie alle wollten wissen, was Bruder Klaus von Krieg und Frieden hielt. Warum? Weil er ein Meinungsführer, eine moralische Instanz war. Der mailändische Gesandte Bernardino Imperiali berichtete seinem Fürsten: «Die Eidgenossenschaft bringt ihm grosses Vertrauen entgegen.»

Was machte Bruder Klaus derart interessant für die damaligen Grossmächte? Vor allem zwei Dinge: Zum einen riet er den Eidgenossen zu aussenpolitischer Zurückhaltung, zum Verzicht auf kriegerische Eroberungen, zum andern ermahnte er sie, einen Streit gütlich beizulegen und nur im Notfall vor den Richter zu bringen. Er empfahl somit ein Verhalten, das sich an Neutralität und Schiedsgerichtsbarkeit orientierte. Das beeindruckte nicht nur seine Zeitgenossen. Mit seinem Rat hat er die Schweizer Aussenpolitik bis auf den heutigen Tag beeinflusst.

## Geistiger Vater der Neutralität

So sah man es lange landauf, landab, im Bundesrat und in der Geschichtswissenschaft. Bundesrat Max Petitpierre zweifelte nach dem Zweiten Weltkrieg nicht daran, dass die Neutralität dem Gedankengut von Bruder Klaus entsprungen ist. Und Staatssekretär Albert Weitnauer schrieb Anfang der 1980er Jahre in seinen Memoiren: «Die Neutralität ist der lebendige Ausdruck dessen, was der schweizerische Nationalheilige Niklaus von der Flüe mit seiner allbekannten Mahnung schon zur Zeit der Burgunderkriege ausdrückte: «Mischet euch nicht in fremde Händel!»»

Aber Achtung! Das ist angeblich Schnee von gestern. Wer heute solches sagt, bekommt von

Schulhistorikern nur ein müdes Lächeln. Längst sei, sagen sie, nachgewiesen, dass Bruder Klaus mit der Neutralität nichts am Hut hatte. Ihre Argumentation verläuft etwa so: Erstens stamme der Ausspruch «Mischet euch nicht in fremde Händel» nicht von ihm selbst, sondern vom Luzerner Chronisten Hans Salat. Dieser habe den Spruch erst im Jahr 1537 dem Eremiten in den Mund gelegt. Zweitens hätte Salat mit seiner Schilderung keinen Aufruf zur Neutralität, sondern eine Verurteilung der Berner wegen der Eroberung der Waadt bezweckt. Drittens sei die Verknüpfung der Neutralität mit dem Wirken von Bruder Klaus ein Machwerk nationalistischer Geschichtsschreibung des 19. und 20. Jahrhunderts. Kurz: Bruder Klaus zum Stammvater der Schweizer Neutralität zu erheben, sei Geschichtsklitterung.

Ist dem wirklich so? Ich bin davon nicht überzeugt und suche im Folgenden zu erklären, weshalb. Gewiss,

das Wort Neutralität nimmt Bruder Klaus nicht in den Mund – konnte er auch gar nicht. Das Konzept der Neutralität brach sich damals erst Bahn. Die mittelalterliche Weltordnung mit Papst und Kaiser an der Spitze war am Zerbrechen. Solange sie einigermassen intakt war, gab es keine Neutralität. Für die Christen war es, zumindest in der Theorie, heilige Pflicht, sich für den obersten Herrscher der Christenheit einzusetzen. Seine Kriege waren gerecht, gegen ihn zu kämpfen, war Sünde. Das änderte sich erst mit dem Aufkommen von souveränen Nationalstaaten. Nun standen sich gleichberechtigte Herrscher gegenüber. Ein Dritter konnte in einem Krieg für die eine oder andere Seite Partei ergreifen – oder abseitsstehen.

In dieser Welt von souveränen Staaten entstand die aussenpolitische Neutralität – aber nicht von einem Tag auf den andern. Wie der grosse Historiker Reinhart Koselleck gelehrt hat, bilden sich Begriffe in einem langen Prozess, wie ein Destillat. Verschiedene Sachverhalte fliessen zusammen und formen die Wesensmerkmale für einen ganzen Bedeu-

tungszusammenhang. Nur weil etwas noch nicht begrifflich fassbar ist, heisst das aber nicht, dass es nicht schon Sachverhalte gibt, die den Begriff vorwegnehmen. Folglich müssen wir uns fragen: Hatte Bruder Klaus wirklich keine Vorstellung von dem, was wir heute Neutralität nennen, nur weil er weder das Wort verwendet noch den Begriff gekannt hat? Schauen wir die Einwände genauer an.

Die Aufforderung, sich nicht in fremde Händel zu mischen, kann sehr wohl als Aufruf zu neutralem Verhalten verstanden werden. Niemand bestreitet das. Aber die Kritiker verneinen, dass Bruder Klaus sich so geäussert habe. Der Ausspruch stamme nicht von ihm, sondern sei ihm erst fünfzig Jahre nach seinem Tod untergeschoben worden. Gegen diese Ansicht spricht einiges, namentlich Zeugnisse von Zeitgenossen, die dem Schweizer Schutzpatron eine Geisteshaltung attestieren, die sich am Gebot der Nichteinmischung orientierte.

## «Habsucht und Herrschgier»

Der erste Biograf von Bruder Klaus heisst Heinrich von Gundelfingen. Er war Chorherr zu Beromünster und Professor an der Universität Freiburg im Breisgau. In seiner Schrift, die bereits 1488, ein Jahr nach dem Tod des Eremiten, erschien, meinte er, man halte allgemein dafür, dass die Ratschläge des heiligmässigen Mannes den Eidgenossen, wenn sie diese befolgten, zu grossem Heil gereichten. Und was waren diese Ratschläge nach Gundelfingen? Sich nicht von ausländischen Herrschern korrumpieren zu lassen, die Ehre höher zu achten als materielle Vorteile, sich weder in fremde Konflikte zu verwickeln noch die Nachbarn mit Krieg zu überziehen. Das sind Ratschläge, die nicht im Widerspruch zur Neutralität stehen; sie sind vielmehr eine Vorbedingung für deren erfolgreiche Umsetzung.

Noch deutlicher drückt sich – worauf kürzlich der ehemalige Staatsarchivar von Obwalden, Angelo Garovi, hingewiesen hat – der hochgebildete Humanist Johannes Trithemius aus. Der Abt des Klosters Sponheim hatte Niklaus von der Flüe im Jahr 1486 besucht. In seinem Bericht zu Beginn des 16. Jahrhunderts, also rund dreissig Jahre vor Salat, legte er Bruder Klaus folgende Ratschläge in den Mund: «Wenn ihr in euren Grenzen bleibt, kann euch niemand überwinden, sondern ihr werdet euren Feinden zu jeder Zeit überlegen sein und siegen. Wenn ihr aber, verführt von Habsucht und Herrschgier, eure Herrschaft



Niklaus von der Flüe.

## Der Heilige im Ranft war in seiner Anschauung sehr konsistent.

nach aussen zu erweitern anfängt, wird eure Kraft nicht lange währen.» Trithemius schreibt somit Bruder Klaus die gleiche Mahnung zu wie Salat. Und er ist nicht allein. In der derben Sprache der politischen Auseinandersetzung heisst es 1522 auf einem Zürcher Flugblatt: «Bruoder Clauss hatt gesprochen, man solle auff unsserm Myst bleyben.»

### Stillsitzen als grösster Dienst

Nun könnte man einwenden, das möge ja stimmen, aber Bruder Klaus hätte auch Ratschläge erteilt, die gerade auf das Gegenteil hinausliefen. Doch dem ist nicht so. Der Heilige im Ranft war in seiner Anschauung sehr konsistent. Stets betonte er den Frieden, nie riet er zu militärischen Eroberungen, auch vom Reislafen hielt er nicht viel. Wie das Stanser Verkommnis von 1481 beweist, lehnte er die Erweiterung der acht alten Orte nicht grundsätzlich ab. Aber solches musste friedlich geschehen, nicht mit Waffen. Dank seinem Vergleich konnten Freiburg und Solothurn der Eidgenossenschaft beitreten.

Keinen Eroberungskrieg zu beginnen und keine Kriegspartei militärisch zu unterstützen, diese Grundsätze machen den Kern der Neutralität aus. Bruder Klaus riet zu beidem. Ob der Ausspruch «Machet den Zaun nicht zu weit» tatsächlich von ihm stammt, ist zweitrangig.

Dass die Auffassung, die dahintersteckt, seinem Gedankengut entspricht, ist durch mehrere Überlieferungen bezeugt. Somit spricht weit mehr für Bruder Klaus als den Stammvater der Schweizer Neutralität als dagegen.

Die Warnungen von Bruder Klaus fielen freilich zuweilen auch auf taube Ohren. Schon 1512 schrieb der Chronist Anton Tegerfeld von Mellingen, Bruder Klaus hätte vor vielen Jahren schon den Eidgenossen geraten, auf das Reislafen zu verzichten. Leider hätte man seinen Rat in den Wind geschlagen. Nach Marignano (1515) war das Fiasko dann offensichtlich. Die Eidgenossen waren nicht in der Lage, grosse Eroberungskriege zu führen. Dazu fehlte dem losen Bündnisgeflecht von ländlichen und städtischen Orten eine zentrale Befehlsgewalt. Sie zogen aus der Niederlage den richtigen Schluss: Verzicht auf Grossmachtpolitik. Nie mehr gingen sie ein Offensivbündnis ein. Lieber bewahrten sie die grossen Freiheiten in den einzelnen Orten, als diese einem zentralistischen Machtstreben zu opfern. Ein zeitgenössisches süddeutsches Spottgedicht meinte, dass den Eidgenossen die Schmach von Marignano erspart geblieben wäre, hätten sie den Rat von Bruder Klaus befolgt.

So wichtig die Ratschläge des Eremiten waren, darf man doch bezweifeln, ob sich die

## DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

### Val Mora

**Christoph Blocher, Politiker, Unternehmer**

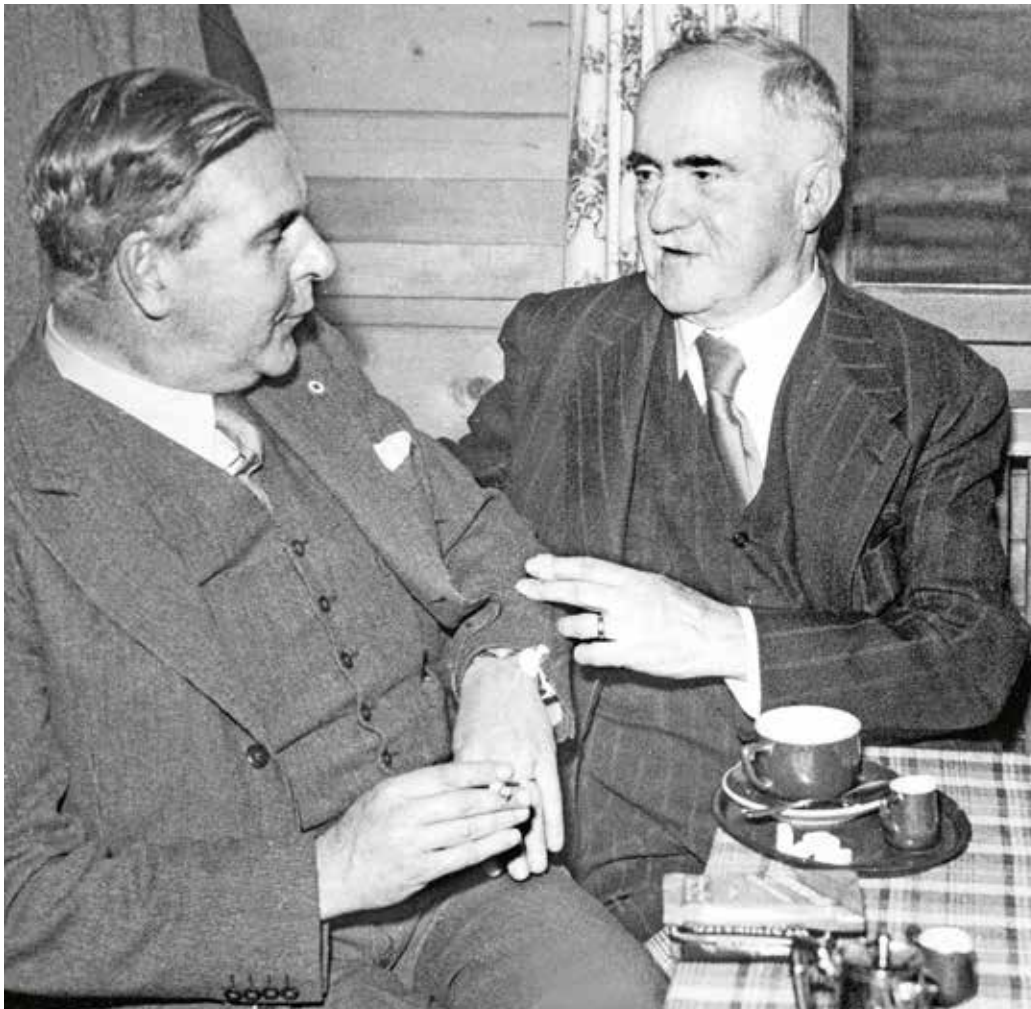
In Bünden liegt ein stiller Ort, Val Mora geheissen. Gesehen habe ich dort noch niemanden. Erreichbar ist er nach einem längeren Fussmarsch, sei es von der Ofenpasshöhe oder vom Val Müstair aus. Auf dem höchsten Punkt liegt eine Hochebene mit wunderbaren flachen Seen: die Wasserscheide. Das Wasser weiss nicht recht, auf welche Seite es sich neigen soll – zum italienischen Lago di Livigno und schlussendlich ins Schwarze Meer oder zum Münstertal in den Rombach und letztlich in die Adria. Hier oben ist ein gutes Sein! Man spürt es: Die Schweiz ist Ausgangspunkt aller Internationalität.



Neutralität ohne die Reformation derart stark ins aussenpolitische Bewusstsein der Schweiz eingekerbt hätte. Mit der konfessionellen Spaltung wurde aussenpolitische Zurückhaltung nicht nur ratsam, sondern zu einer Überlebensfrage. Nach den beiden Schlachten von Kappel standen sich im Innern zwei gleich starke Lager gegenüber. Katholiken und Protestanten drängte es zwar zur Parteinahme in europäischen Konflikten. Aber das hätte politischer Selbstmord bedeutet. Den wollte man trotz allen Animositäten vermeiden. Letztlich stellte man das Schicksal des Landes über den Konfessionalismus.

Sehr schön geht dies aus einem Brief von Heinrich Bullinger an Philipp von Hessen, den Führer der Protestanten im Schmalkaldischen Krieg, hervor. Dieser hatte die reformierten Schweizer um Unterstützung gebeten. Der Zürcher Reformator lehnte das Gesuch ab. Denn wenn die Reformierten ihren Freunden zu Hilfe eilten, dann würden die Katholiken auf der anderen Seite das Gleiche tun. Deshalb sei «Stillesitzen» der grösste Dienst, den die Schweizer ihren Glaubensbrüdern erbringen könnten. Folgerichtig verbot die Tagsatzung schon vor Kriegsbruch (1546) den Durchzug von fremden Truppen und Waffen und verhängte eine strikte Neutralität.

Im Dreissigjährigen Krieg schliesslich verdichtete sich das Neutralitätsverständnis. Entschied man ursprünglich von Fall zu Fall über die Neutralität, so wurde daraus immer mehr eine Grundhaltung. So war es möglich, dass die Tagsatzung schon 1674 die Schweiz zum neutralen Stand erklären konnte. Und im Jahr 1782 schloss der Zürcher Gelehrte und Rats Herr Hans Heinrich Füssli den Kreis. An der Hauptversammlung der Helvetischen Gesell-



Ein kühner Wurf: IKRK-Präsident Max Huber (l.) mit Botschafter Paul Ruegger, November 1950.

schaft in Olten rief er der aufgeklärten Elite des Landes zu, die Schweiz müsse sich in ihrer Aussenpolitik, wie schon Bruder Klaus geraten habe, an die ewigwährende Neutralität halten. Die Verbindung von Niklaus von Flüe und der Schweizer Neutralität entstand somit Jahrzehnte, ja Jahrhunderte bevor die national eingetunkte Geschichtsschreibung sie erfunden haben soll. Auf dem Wiener Kongress (1814/15) erhielt die Neutralität dann die sehnlichst erwünschte völkerrechtliche Anerkennung.



*Friedliche Beilegung von Streitigkeiten:* Rudolf Bindschedler.

### Friedliche Streitbeilegung

Die Neutralität ist mit Abstand der wichtigste Grundsatz in der Schweizer Aussenpolitik. Bruder Klaus' Rat wirkt aber auch in einem anderen aussenpolitischen Bereich bis in die Gegenwart nach: in der friedlichen Streitbeilegung. In seiner berühmten Botschaft von 1482 («Fried ist allweg in Gott») riet er den Bernern, eine Streitsache friedlich beizulegen. Noch deutlicher äusserte er sich im gleichen Jahr gegenüber den Konstanzern. Er sagte ihnen, sie sollten ihren Streit gütlich beilegen – und die Sache nur, wenn es nicht anders möglich sei, vor den Richter bringen. Wichtiger, als zu wissen, wer recht habe, sei die Versöhnung. Nur so entstehe ein dauerhafter Frieden.

Die Ratschläge von Bruder Klaus entsprangen seiner tiefen religiösen Überzeugung. Sie schöpften aber auch aus dem, was in seiner Umgebung Brauch war. Die Eidgenossen kannten keinen zentralistischen Herrscher, der in ihrem losen Bundesgeflecht Gerichtsentscheide mit Gewalt durchsetzen konnte. Deshalb zogen sie es vor, einen Streit mit einem Schiedsspruch oder einem Vergleich beizulegen. Die Betroffenen sollten mit dem Beistand von Dritten selbst zu einer Lösung Hand bieten und den Willen zur Umsetzung mit einem Schwur vor Gott beteuern. Dieses Verfahren war so gebräuchlich, dass man im übrigen Reich nur vom «Gesetz der Eidgenossen» sprach.

Nach dem Ersten Weltkrieg, als sich die Schweiz anschickte, dem Völkerbund beizutreten, griff ein grosser Verehrer von Bruder Klaus auf dessen Gedankengut zurück. Max Huber, damals Rechtsberater im Politischen Departement (heute EDA), später Präsident des Ständigen Internationalen Gerichtshofs und des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (IKRK), schrieb im Auftrag von Bundesrat Motta eine Botschaft an die eidgenössischen Räte über die Grundsätze der Schweizer Schiedsgerichtspolitik. Es war ein kühner Wurf. Huber wollte mit dem Ausbau der friedlichen Streitbeilegung den Grundstock zu einer neuen Weltordnung legen. Das gelang ihm nicht. Der Versuch blieb schon in den Anfängen stecken. Aber die Schweiz schloss in der Folge eine beträchtliche Zahl von Schieds- und Vergleichsverträgen mit anderen Staaten ab.

In einer Rede an der Obwaldner Landsgemeinde von 1951 bekannte Huber, dieser überragende Völkerrechtler und Chefarchitekt der Genfer Rotkreuz-Konventionen, wie sehr ihn das Wirken von Bruder Klaus beeinflusst habe. Er wollte in der Schweizer Schiedspolitik nach dem Ersten Weltkrieg bewusst an das Vermächtnis des geistigen Landesvaters anknüpfen. Botschafter Paul Ruegger, Hubers Nachfolger an der Spitze des IKRK, bestätigte dies und reihte sich selbst in diese Tradition ein.

Doch damit nicht genug der Nachwirkungen. Als der Bundesrat Anfang der 1970er

Jahre beschloss, mit der Teilnahme an der Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) eine aussenpolitische Öffnung einzuleiten, griff der erste Delegationschef, Botschafter Rudolf Bindschedler, seinerseits auf Hubers Vorlagen zurück und brachte einen Entwurf für ein europäisches System der friedlichen Beilegung von Streitigkeiten ein. Jahrelang sorgte er dafür, dass das Thema in den grossen Ost-West-Verhandlungen nicht von der Tagesordnung verschwand. Das Interesse der Grossstaaten war allerdings, gelinde gesagt, gering. Man lächelte über das Steckenpferd der Schweizer Delegation.

Aber das Schicksal nahm eine ungeahnte Wendung. Nach dem Ende des Kalten Kriegs begann sich Frankreich für das Thema zu interessieren und schickte seinen Justizminister Robert Badinter vor. Nun war alles anders. Die KSZE (heute OSZE) verabschiedete 1992 in Windeseile ein Übereinkommen über Vergleichs- und Schiedsverfahren. Zu diesem Zeitpunkt war Bindschedler indes schon tot. Die Konferenz ehrte den Verstorbenen, indem sie eingestand, dass ohne den unerschütterlichen Einsatz des Schweizer Delegationschefs das Übereinkommen nie zustande gekommen wäre.

Der frühe Tod ersparte Bindschedler freilich auch eine bittere Enttäuschung. Der neue Mechanismus blieb nämlich toter Buchstabe. Bis heute ist im Sekretariat an der Avenue de France 23 in Genf kein einziges Gesuch zur friedlichen Streitbeilegung eingetroffen. Staaten unterwerfen sich eben nicht gern freiwillig dem Urteil von Dritten in internationalen Konflikten. Und wenn sie es ausnahmsweise einmal tun, dann betrauen sie damit nicht ein ohnmächtiges Gebilde wie die OSZE.

Bruder Klaus spielt in der heutigen Aussenpolitik eine bescheidene Rolle. Sein Name kommt in offiziellen Verlautbarungen kaum noch vor. Auch läuten an seinem Geburtstag die Glocken nicht mehr im ganzen Land wie anno 1917. In der breiten Bevölkerung ist die Erinnerung an den rechtschaffenen Landespatron jedoch nicht erloschen. Man weiss, dass er die Entwicklung der Schweiz zweifach beeinflusst hat: erstens durch das, was er gesagt hat, und zweitens – nicht minder wichtig – durch die Deutungen, die seine Worte über die Jahrhunderte erfahren haben. Ohne ihn wäre unsere Aussenpolitik in der Tat anders verlaufen.

Paul Widmer, Lehrbeauftragter für internationale Beziehungen an der Universität St. Gallen, stand von 1977 bis 2014 im diplomatischen Dienst. Er ist Autor mehrerer Bücher, jüngst erschien von ihm im NZZ-Buchverlag «Bundesrat Arthur Hoffmann. Aufstieg und Fall».



### Matrioschka-Gespräch

Zum Kern der Dinge vordringen

## VOM PARTNER ZUM PROBLEM – DIPLOMATIE IN SCHWIERIGEN ZEITEN

Gast: Pierre Helg, ehemaliger Schweizer Botschafter in Russland



Leitung: Wolfgang Koydl  
Redaktor Weltwoche, Buchautor

Hotel St. Gotthard, Zürich  
10. Juli 2017

Fr. 60.– / Gönner: Eintritt frei

18 Uhr: Beginn der Veranstaltung

Sprache: Deutsch

Anschliessend Apéro:

Hobelkäse-Buffer mit Zöpfe

Information: +41 44 261 19 71

Anmeldung:

info@swissrussianforum.org

Medienpartner

**DIE WELTWOCH**

# Kriege der Kinderkriegenden

Der *Tages-Anzeiger* thematisiert eine drohende Mehrheit kinderloser Bundesräte. Garantiert nur die Elternschaft eine verantwortungsvolle Zukunftspolitik? Unsinn. Aus dynastischen Gründen wurden schlimmste Kriege angezettelt. Von Christoph Mörgeli

Eine höchst eigentümliche Problemstellung wird ausgerechnet im Inlandteil des *Tages-Anzeigers* vorgetragen: Nach dem Rücktritt von Didier Burkhalter (drei Kinder) drohe die Wahl von Ignazio Cassis (null Kinder). Damit erobere die Fraktion der Kinderlosen mit Simonetta Sommaruga, Doris Leuthard und Guy Parmelin eine Mehrheit im Bundesrat. Noch schlimmer: Sollte auch Johann Schneider-Ammann (zwei Kinder) zurücktreten, könnte ihm Karin Keller-Sutter (null Kinder) nachfolgen. Ueli Maurer mit sechs Kindern wird bei seinem dereinstigen Ausscheiden eine ohnehin kaum ersetzbare Lücke in die bundesrätliche Nachwuchsstatistik reissen.

Die eigentümlich biologistische Themensetzung erstaunt. Der ansonsten der urbanen Modernität verpflichtete *Tages-Anzeiger* reitet auf einer neokonservativen Welle und zitiert rückwärtsgewandte Autoren, die bei kinderlosen Politikern das «Denken in Generationenkettens» vermissen. Will das Blatt für gehäufte Elternschaften demnächst wieder ein staatliches «Mutterkreuz» unseligen Andenkens verleihen?

Zitiert wird etwa der deutsche Philosoph Rüdiger Safranski, der über die «grassierende Kinderlosigkeit» gesagt habe: «Wenn diese Mentalität an die Macht kommt, ist keine Zukunftspolitik mehr möglich.» Nun steht hinter der Kinderlosigkeit von Paaren oder einem Single-Leben in vielen Fällen keine «Mentalität» und damit kein bewusster Entscheid, sondern vielmehr schlicht ein Schicksal – oft genug ein unfreiwilliges und schmerzliches dazu. Es bedarf einer ziemlich schiefen Optik, unseren Bundesrätinnen Sommaruga und Leuthard oder Bundesrat Parmelin zu unterstellen, sie seien kinderlos geblieben, um sich umso ausschliesslicher, eigennütziger und ehrgeiziger ihrer Politikkarriere zu widmen. Und entspricht es wirklich der Realität, dass Eltern verantwortungsbewusster und zukunftsgerichteter politisieren? Ein Blick in die Geschichte weckt Zweifel an dieser steilen These.

## Kriege für die Dynastie

Tatsache ist, dass unzählige Kriege geführt, Tyrannen errichtet und Menschen ermordet wurden, um die Macht langer Generationenfolgen von Herrscherfamilien zu erhalten und möglichst noch auszudehnen. Im angeblichen Interesse der jeweiligen Despoten und ihrer Nachkommenschaft kam es zu brutalsten, sinnlosesten Gewalttaten. Fragen der Thron-

folge und Strategien im Interesse von Sippe und Blutsverwandtschaft garantierten keineswegs eine friedliche Zukunftsplanung – im Gegenteil. Die beginnende römische Kaiserzeit mit so unerfreulichen Gestalten wie Caligula (zwei Kinder) oder Nero (ein Kind) nannte sich die julisch-claudische Dynastie. Der rücksichtslose Mongolenherrscher Dschingis Khan («Glück bedeutet, seine Feinde zu vernichten») zeugte so viele Kinder, dass er heute etwa 16 Millionen Nachkommen haben soll. Zar Iwan der Schreckliche, ein perverser Folterer und blutrünstiger Eroberer, war siebenmal verheiratet und Papa von acht Kindern. Verschiedenste europäische Herrscherfamilien zogen in zahlreiche Erbfolgekriege, immer mit dem Ziel, Macht und Prestige ihrer Dynastien zu mehren. Maria Theresia von Habsburg führte trotz ihrer sechzehn Kinder über viele Jahre Krieg in Europa. Der belgische König Leopold II. verantwortete gegen zehn Millionen Tote und beutete den Kongo nicht zuletzt so systematisch aus, um seinen vier ehelichen und zwei unehelichen Nachkommen Wohlstand zu sichern. Der türkische Kriegsminister Enver Pascha, Hauptverantwortlicher des Völkermords an den Armeniern, war liebender Vater dreier Kinder. Die Japaner begingen ihre Kriegsgräueltaten des 20. Jahrhunderts für das Heil ihres kaiserlichen Herrscherhauses. Als viel-

facher Vater fürchtete Diktator Mussolini seine Gattin und organisierte sich nebenbei etwa 400 Affären. Die Massenmörder und Kriegsverbrecher Mao Zedong, Stalin, Pol Pot, Idi Amin, Saddam Hussein oder Kim Jong Il haben allesamt Söhne und Töchter gezeugt. Seine mindestens 24 Kinder hielten den Terroristen Osama Bin Laden nicht davon ab, mit mörderischen Terrorakten das Gegenteil einer «Zukunftspolitik» zu betreiben.

Umgekehrt gab es kinderlose Herrscher und Politiker, die für die Zukunft Bleibendes geleistet haben. Die jungfräuliche Königin Elisabeth I. schuf die Grundlagen für Englands Weltmachtstellung. König Friedrich der Grosse sorgte auch ohne Nachkommen für Preussens Gloria. Politikerinnen wie Angela Merkel oder Ruth Dreifuss sind auch ohne eigene Kinder für die von ihnen repräsentierte Bevölkerung geradezu zum Inbegriff der Mütterlichkeit geworden. Oder will man all den bewusst zölibatär lebenden Priestern, Nonnen oder Diakonissinnen das soziale Wirken und eine nachhaltige Verantwortung für die Gemeinschaft absprechen?

Nein, unsere Welt wird mit Ignazio Cassis oder Karin Keller-Sutter im Bundesrat gewiss nicht schlechter. Aber wahrscheinlich auch nicht besser.

Der Autor ist Vater von zwei Kindern.



Im Visier der «Tagi»-Biologen: Bundesrätin Sommaruga.

# Rätselhafte Magie der Tesla-Blase

Beim Börsenwert hat Tesla General Motors und Ford überholt. Die Aktionäre glauben an einen rauschenden Erfolg der neuen Mittelklasse-Limousine Model 3. In der Vergangenheit war Firmengründer Elon Musk aber stets zu optimistisch. Finanzanalysten schlagen bereits Alarm. *Von Florian Schwab*

Tesla lässt Anlegerherzen höherschlagen: Wer vor fünf Jahren sein Geld in den Hersteller von Elektroautos investiert hat, sieht seinen Einsatz zum heutigen Zeitpunkt mehr als verzehnfacht. Ende Juni 2012 war die Tesla-Aktie rund 32 US-Dollar wert. Heute wird das Papier für 380 Dollar gehandelt. Allein im Jahr 2017 hat der Titel um zwei Drittel zugelegt. Beim Börsenwert hat Tesla damit die beiden Schwergewichte der amerikanischen Automobilindustrie, Ford und General Motors (GM), «abgehängt».

Wer allerdings versucht, diesen eindrücklichen Aufstieg anhand handelsüblicher Unternehmenskennzahlen zu erklären, kommt nicht weiter. Tesla hat bislang noch in keinem Jahr Gewinn ausgewiesen. Im Gegenteil, Jahr für Jahr resultierten dreistellige Millionenverluste. Letztes Jahr verbrannte Tesla 675 Millionen Dollar, im Jahr davor waren es 888 Millionen gewesen. Im Gegensatz dazu schrieben Ford und GM in den vergangenen Jahren zuverlässig Gewinne und schütteten Dividenden aus. Auch beim Umsatz spielt Tesla höchstens in der Juniorenliga. Im Jahr 2016 verkaufte GM Autos im Wert von 166,4 Milliarden Dollar, Ford nahm 151,8 Milliarden ein. Tesla hingegen setzte gerade einmal 4,6 Milliarden Dollar um.

Nein, es gibt gegenwärtig keinen klar auf der Hand liegenden Grund, warum ein Unternehmen, das Verluste schreibt und dessen Umsatz nur einen Bruchteil seiner Konkurrenten beträgt, an der Börse mehr wert sein soll als diese Konkurrenten. Die Erklärung muss also darin liegen, dass die Investoren daran glauben, dass Tesla in Zukunft viel mehr Autos verkaufen wird als bisher und traumhafte Gewinne einfahren kann. Sie glauben, mit anderen Worten, an Elon Musk, den südafrikanischstämmigen Technologiepionier aus dem Silicon Valley und Tesla-Gründer.

Musk ist kein Mann der kleinkarierten Zahlen, sondern der grossen Zukunftsvisionen. Anfang 2013 stand Tesla kurz vor dem Notverkauf an Google, weil die Firma Schwierigkeiten hatte, einen Kredit von 465 Millionen Dollar an das U.S. Department of Energy zurückzuzahlen. In letzter Minute retteten gute Verkaufszahlen die betriebswirtschaftliche Eigenständigkeit. Anfang 2015 legte Musk dem Publikum dar, seine Firma werde wohl bis 2020 keinen Gewinn erzielen. Auch 2017 wird das Resultat nach Einschätzungen des Unternehmens wieder tiefrot ausfallen: 1,2 Milliarden Dollar Verlust sind offiziell eingepplant.



Das hoffentliche Genie: Elon Musk.

Der wichtigste Grund für den Negativsaldo: Ab diesem Juli startet Tesla die Serienproduktion des neuen Model 3, einer Limousine im Mittelklassesegment, die ab Ende Jahr erhältlich sein wird. Bislang verkaufte Tesla nur Autos im Luxussegment. Model 3 wird für das Unternehmen den Lackmустest darstellen; zu beantworten ist die Frage: Sind die Elektroautos aus dem Silicon Valley massentauglich?

Die Investoren haben dem Visionär Elon Musk einen grossen Vertrauensvorschuss gegeben. Sie glauben an seine Fähigkeit, einen Markt zu schaffen und zu beliefern: jenen der Elektromobilität. Bei kaum einer anderen Firma ist die Wahrnehmung des Unternehmens so eng mit der Vision ihres Gründers verknüpft. Musk hat sich mit diversen erfolgreichen Start-ups einen entsprechenden Ruf erworben: Im Jahr 1999 verkaufte er seine Softwarefirma Zip2 für 300

Millionen Dollar an den Computerkonzern Compaq. Später fusionierte er seine Onlinebank X.com erfolgreich mit dem Zahlungsportal Paypal und wurde dann bei der Übernahme von Paypal durch Ebay fürstlich ausbezahlt.

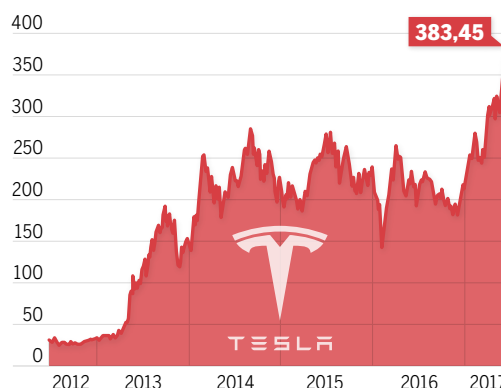
## «Tesla ist das neue Apple!»

In Musks Welt der technologischen Start-ups ist es nicht ungewöhnlich, dass die Marktbewertung ansteigt, auch wenn sich die Firmen tief in der Verlustzone bewegen. Amazon beispielsweise schrieb von der Gründung 1994 bis 2008 jeweils rote Zahlen. Auch Facebook verharrete von der Gründung im Jahr 2004 bis 2008 in der Verlustzone. Der nicht börsennotierte Anbieter der Taxi-Applikation Uber hat keine Mühe, Geld von Investoren zu bekommen, obwohl er jedes Jahr Milliarden verliert. Selbst die heute wertvollste Firma der Welt, Apple, krebste über weite Strecken ihres Bestehens in der Verlustzone herum, bevor Steve Jobs im Jahr 2007 mit dem iPhone das Telefon neu erfand.

Der amerikanische Technologie-Analyst Gene Munster ist sich sicher: «Tesla ist das neue Apple!» Auf der Investoren-Plattform Businessinsider schrieb er vor ein paar Wochen, dass «die Tesla-Story erst beginnt», und zeigte die Parallelen zwischen den beiden Unternehmen auf. Beide Firmen hätten es geschafft, eine unverwechselbare Marke zu kreieren. Er verweist auf die hohen Zufriedenheitswerte der Kunden bei Tesla. Angeblich würden 91 Prozent der Tesla-Besitzer «bestimmt» wieder ein Auto derselben Marke kaufen (im Vergleich dazu Porsche 84 Prozent, und Audi: 77 Prozent). Zudem habe Tesla eine mitreissende Coolness entwickelt, der sich Käufer schwer entziehen können.

## Aktienkurs

Entwicklung seit Juli 2012, in US-Dollar

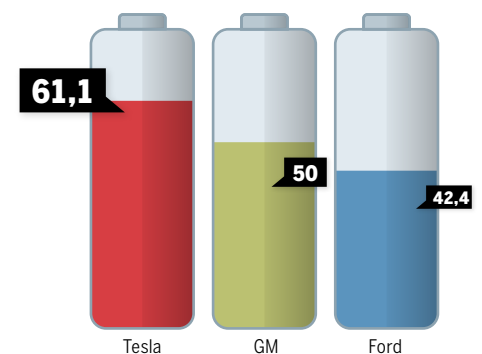


QUELLE: WWW.STOCKCHARTS.COM

«Beängstigend überbewertet»: Tesla-Kennzahlen...

## Börsenwert

Stand Ende Juni 2017, in Mrd. Franken



QUELLE: WWW.FINANZEN.CH

... im Vergleich mit General Motors...

Elon Musk von Tesla und Steve Jobs von Apple seien kongenial-visionäre Führungsfiguren. Wie bei einem Apple-Gerät seien auch bei einem Tesla die Hardware und die Software aufeinander abgestimmt und gegenüber Konkurrenten geschützt. Und schliesslich: Für Apple sei die Erfindung des iPhones die Zäsur gewesen, auf der der Erfolg des Unternehmens aufgebaut wurde. Für Tesla werde Model 3 diese Rolle übernehmen, das für den Massenmarkt konzipierte Mittelklasseauto, das im Gegensatz zu den heute verkauften Modellen S und X erschwinglicher sei: Für ein Model S muss der Kunde 68 000 Dollar in der Einstiegsversion aufwenden, beim neuen Model 3 sind es voraussichtlich lediglich rund 35 000 Dollar.

Die Tesla-Euphorie wird befeuert durch die solide Entwicklung der Verkäufe. Erzielte das Unternehmen 2013, im Jahr nach der Lancierung des Model S, noch einen Umsatz von 2,01 Milliarden Dollar, so waren es allein im ersten Quartal 2017 schon 2,7 Milliarden Dollar. Jeder Dollar, den Tesla zwischen 2012 und Herbst 2015 eingenommen hat, stammt aus dem luxuriösen Model S, das sich in Kreisen des ökologiebewussten Wohlstandsbürgers zu einer Art Statussymbol entwickelt hat. Rund 150 000 Exemplare dieses Autos hat das Unternehmen bislang verkauft. Seit September 2015 ist auch der Siebensitzer Model X erhältlich, ein Sports Utility Vehicle (SUV), das auf dem Model S aufgebaut ist. Im ersten Quartal 2017 hat Tesla gesamthaft gut 25 000 Autos verkauft, davon 13 450 Model S und rund 11 550 Model X – gegenüber dem Vorjahr bedeutet das eine Steigerung um fast 70 Prozent.

Trotz der hohen Wachstumsraten hat die Tesla-Gruppe aber ihr erklärtes Ziel, im Jahr 2016 zwischen 80 000 und 90 000 Autos zu verkaufen, verfehlt. Und von der von Elon Musk deklarierten

ten Vision, im Jahr 2018 gesamthaft 500 000 Autos zu verkaufen und im Jahr 2020 eine Million, ist das Unternehmen noch meilenweit entfernt. Die Anleger kümmert es jedoch wenig.

Jetzt also soll die Limousine Model 3 «abheben»: Im Juli will Tesla mit der Produktion beginnen und damit den Nimbus der beiden früheren Modelle in den breiten Massenmarkt hineinragen und von dort aus multiplizieren. Kann das gelingen? Kühle Rechner sind skeptisch. Der Investor John Wasik, der ein Buch über Elon Musk geschrieben hat und ein deklariertes Freund des Unternehmens ist («I love the car»), schrieb kürzlich auf *Forbes.com*, die Aktie sei «beängstigend überbewertet». Der frühere General-Motors-Spitzenmanager Bob Lutz sagte kürzlich zum US-Sender MSNBC, Tesla sei «zum Scheitern verurteilt». Wenn das Unternehmen im Luxussegment keine Gewinne eingefahren habe, «wie in aller Welt wollen sie dann mit einem 35 000 Dollar teuren Auto Geld verdienen?» Alle anderen Anbieter würden Elektroautos in diesem Segment mit Verlust verkaufen, so Lutz weiter. Ihm komme es vor, als sei «Elon Musk von einem anderen Planeten heruntergebeamt worden, um uns zu lehren, wie man ein Automobilunternehmen führt». Doch die Realität im Autogeschäft sei diese: Die Marktmacht der Anbieter sei beschränkt. Man könne nicht einfach jeden Preis festlegen, sondern es gebe eine harte Konkurrenz. Bei den Elektroautos hätten fast alle wichtigen Anbieter grosse Fortschritte gemacht. «Mercedes, BMW, Volkswagen, General Motors, Audi und Porsche kommen bald mit Elektroautos mit 300 Meilen Reichweite heraus.» Ein 35 000

Dollar teures Auto ist eben vielleicht doch kein iPod oder iPhone. Zudem versuchen chinesische Anbieter, den Markt mit preislich deutlich günstigeren Angeboten aufzurollen. >>>

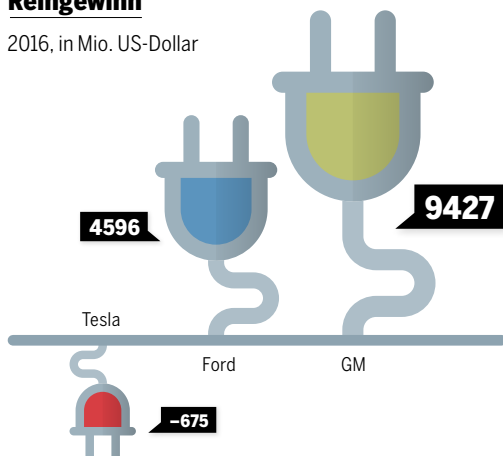


UBS-Analyst Langan.

Gemäss Langan müsste Tesla allein in den USA 7,5 Mia. Dollar in Elektro-Tankstellen investieren.

## Reingewinn

2016, in Mio. US-Dollar

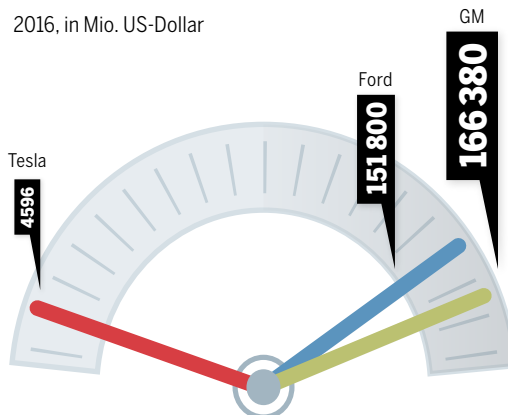


QUELLE: WWW.FINANZEN.CH

... und Ford.

## Umsatz

2016, in Mio. US-Dollar



QUELLE: WWW.FINANZEN.CH

## Mobilität

# Umweltsünden

## Bei der Batterien-Herstellung für Elektroautos entstehen Unmengen an Klimagasen.

Als sich Roger Schawinski vor drei Jahren einen Tesla S kaufte, hatte er ein gutes Gewissen. Er produziere den Strom für sein neues Elektroauto mit einer eigenen Fotovoltaikanlage, schrieb der Radiopionier im *Tages-Anzeiger*. Damit gehe «ein Menschheitstraum, nämlich mit Sonnenenergie und völlig schadstofffrei Auto fahren zu können», in Erfüllung. Nicht bedacht hatte er offenbar, dass schon bei der Produktion der Batterien für sein Fahrzeug CO<sub>2</sub> entstanden war – und das nicht zu knapp: Acht Jahre lang könnte Schawinski mit einem Auto mit Verbrennungsmotor unterwegs sein, bis ebenso viele Klimagase ausgestossen wären. Also noch bis ins Jahr 2022. Dies kann man aus einer Studie des schwedischen Umweltforschungsinstituts IVL ableiten.

### «Nicht grösser als notwendig»

Forscher des IVL haben die weltweit verfügbaren Zahlen zum CO<sub>2</sub>-Ausstoss bei der Batterienproduktion gesichtet und bewertet. Ergebnis: Die Energie, die für die Herstellung der Batterien benötigt wird, steigt ziemlich linear mit deren Kapazität. Die Forscher gingen davon aus, dass der verwendete Strom zur Hälfte fossil erzeugt worden ist – eine vorsichtige Annahme, denn die Batterienproduktion wird immer mehr nach China verlagert, wo überwiegend Kohlestrom gebraucht wird. Der CO<sub>2</sub>-Ausstoss für die Batterien des Kleinwagens Nissan Leaf etwa beläuft sich demnach auf 5,3 Tonnen. Für die Stromspeicher des sportlichen Tesla S fallen 17,5 Tonnen an. Das ist so viel, wie ein durchschnittlicher Schweizer während dreier Jahre insgesamt an Klimagasen produziert. «Man sollte nicht ein Elektroauto mit einer Batterie kaufen, die grösser ist als notwendig», kommentierte man seitens des IVL. Gemeint waren wohl besonders Tesla-Fahrer.

Bis jetzt konnten Elektromobilfans in der Schweiz darauf verweisen, dass der Strom in unserem Land weitgehend CO<sub>2</sub>-frei hergestellt werde und ihre Mobilität darum besonders umweltschonend sei. Die Batterienherstellung macht ihnen einen Strich durch die Ökorechnung – denn hergestellt werden die Elektromobile und ihre Batterien nicht in der Schweiz, sondern im Ausland. *Alex Reichmuth*

Dazu kommen Logistik-Schwierigkeiten bei Tesla. Der Start des Geländewagens war immer wieder verschoben worden. Ein tödlicher Unfall im Autopilot-Modus vor einem Jahr brachte die Produktion ins Stocken; gemäss Presseberichten soll der Fahrer während der Fahrt eine DVD des Zauberlehrlings Harry Potter angesehen haben. Tesla musste über die Bücher und geriet mit den Lieferungen in Verzug.

Bei der neuen Limousine bestehen auch Zweifel, ob die notwendigen Produktionskapazitäten zur Verfügung stehen. Laut Adam Jonas, Automobil-Analyst bei Morgan Stanley, reflektiert der Aktienkurs derzeit unrealistische Erwartungen. Er rechnet für das Jahr 2017 mit einem Verlust von 3,1 Milliarden Dollar. Tesla werde es höchstens schaffen, dieses Jahr ein paar tausend der neuen Limousinen auszuliefern. Im Jahr 2018 erwartet Morgan Stanley 90 000 verkaufte Model 3, was «deutlich unter den Markterwartungen liegt», so der Analyst.

### Beruhigungsmittel und Alkohol

Noch pessimistischer sind Experten der UBS. Das Automobil-Team unter Colin Langan hält längerfristig einen Aktienpreis von 160 Dollar für realistisch – und rechnet im schlimmsten Fall mit einem Sturz auf gut 40 Dollar. Vor wenigen Wochen hat Langan vorgerechnet, dass Tesla allein in den USA rund 7,5 Milliarden Dollar in ein Elektro-Tankstellennetzwerk investieren müsste, um den Erfolg des Model 3 sicherzustellen. Ansonsten bleibe die beschränkte Reichweite der Batterie (rund 350 Kilometer) für viele Käufer ein Killerargument. Ein Tesla lässt sich nämlich entweder an einer konventionellen Steckdose aufladen, was etwa vier Stunden dauert, oder aber an einer «Supercharger»-Tankstelle von Tesla, wo derselbe Vorgang in Minutenschnelle zu bewerkstelligen ist. Solche Stationen sind aber derzeit dünn gesät.

Eine weitere Achillesferse für den weiteren Unternehmenserfolg ist auch die Abhängigkeit der Verkaufszahlen von den in vielen Ländern bestehenden staatlichen Förderprogramme für den Kauf eines Elektromobils. In den USA subventioniert die Regierung den Kauf eines Tesla bislang mit 7500 Dollar. Erfahrungen aus Dänemark indes zeigen, dass ohne solche staatlichen Anreize Tesla kaum ein Auto verkauft. Im Jahr 2015, mit einem Förderprogramm der Regierung, verkaufte Tesla über 2700 Exemplare. Nachdem dieses Programm ausgelaufen war, im Jahr 2016, waren es nur noch 176 Fahrzeuge.

Elon Musk hält derweilen die Investoren mit Humor bei Laune. Auf die Frage eines Aktionärs, was er in seiner Freizeit treibe, antwortete er, «manchmal auf Twitter durchdrehen». Zudem: «Rotwein, alte Schallplatten, ein bisschen Ambien, Magie! Die Magie wird wahr.» Der Beipackzettel des Beruhigungsmittels Ambien, stellte das *Wall Street Journal* nüchtern fest, verbiete die gleichzeitigen Genuss von Alkohol. ○

## Hysterien

# Mücken-Fieber

Der Wirbel um den Zika-Erreger ist vorbei.

War die Angst um missgebildete Kindergehirne bloss eingebildet? Von Alex Reichmuth



Optische Täuschung? Gelbfiebermücke.

Kaum etwas löst so viel Mitgefühl aus wie der Anblick leidender Kinder. Vor Jahresfrist sorgten Bilder von Babys mit zu kleinen Köpfen für weltweites Entsetzen. Es waren Neugeborene, vorwiegend in Brasilien, die mit einer sogenannten Mikrozephalie zur Welt gekommen waren und ein Leben mit schwerer Behinderung vor sich hatten. Verursacht worden war die Schädelbildung durch Zika – angeblich.

Das Virus, das von der Gelbfiebermücke übertragen wird, galt lange Zeit als ungefährlich. 2015 aber schlug die brasilianische Gesundheitsbehörde Alarm: Es seien innert Jahresfrist 4000 Babys mit zu kleinen Köpfen geboren worden. In Wahrheit waren es nur Verdachtsfälle, von denen 732 untersucht worden waren. Eine Mikrozephalie diagnostiziert wurde nur in 270 Fällen. Davon konnte man lediglich bei sechs Babys einen Zusammenhang mit Zika belegen.

Für die Weltgesundheitsorganisation (WHO) gab es aber bald keinen Zweifel mehr. Im Februar 2016 rief sie nicht weniger als den globalen Notstand aus. In 33 Staaten vor allem in Süd- und Mittelamerika habe sich Zika schon ausgebreitet, so die WHO. In Brasilien sah man darauf Männer in Schutzanzügen, die Insektengift versprühen. Viele Leute verzichteten darauf, nach Südamerika zu reisen. Die Organisatoren der Olympischen Spiele in Rio diskutierten über eine Absage. In ganz Lateinamerika wurde von Schwangerschaften abgeraten. Frauen, die guter Hoffnung waren, gerieten in Angst. Nicht wenige trieben ihr Kind ab.

### Viele Abklärungen, viele Fälle

Doch dann war der Spuk schnell vorbei. Im letzten Herbst verzeichnete Brasilien weit weniger Mikrozephalie-Babys, als aufgrund der Zika-Fälle zu erwarten war. Im November

erklärte die WHO bereits wieder das Ende ihres weltweiten Gesundheitsnotstands. Zika bleibe «langfristig ein äusserst gewichtiges Problem», schob die Behörde nach, um nicht desavouiert dazustehen. Im Mai hat Brasilien seinen «nationalen Notstand» ebenfalls beendet. Nach den Fällen von Mikrozephalie waren auch Zika-Infektionen stark zurückgegangen. Die Schädelbildung sind inzwischen kaum mehr ein Thema.

Wie es scheint, war der Aufruhr um Zika übertrieben. Die Wissenschaft hat bis heute keinen Beweis für einen Zusammenhang mit den Mikrozephalie-Fällen. Dieses Fazit lässt sich unter anderem aus einem Bericht ziehen, der im April im renommierten *New England Journal of Medicine* erschienen ist. Darin wird Zika nur als eine mögliche Ursache für die missgebildeten Kindergehirne angeführt. Verschiedene Erklärungen seien möglich, «es lässt sich aber nach dem jetzigen Kenntnisstand keine ausschliessen oder bestätigen».

Möglicherweise war die Häufung von Mikrozephalie auch eine Art optische Täuschung. Die Missbildung trifft ganz normal 1,6 von tausend Kindern, sodass in Brasilien rein statistisch jährlich mit etwa 5000 Fällen zu rechnen ist. Weil aber im Rahmen der Zika-Warnungen viel mehr Neugeborene abgeklärt wurden, fand man auch mehr konkret betroffene Kinder. Zudem gibt es Hinweise, dass viele Ärzte den Kopfumgang von Babys falsch massen oder unzutreffende Vorstellungen über dessen normale Varianz hatten. Aus Panik sah man also überall Mikrozephalien. Das Problem mit den Köpfen war im Kopf.

Die WHO hat erheblich zur mutmasslichen Massensuggestion beitragen. Der Alarmismus gehört zur DNA der Gesundheitsbehörde mit Sitz in Genf. 2009 sah WHO-Direktorin Margaret Chan wegen der Schweinegrippe «die gesamte Menschheit bedroht». Passiert war dann kaum etwas. 2015 warnte die WHO vor dem Verzehr von Fleisch und Wurst, was bei vielen Ernährungswissenschaftlern zu Kopfschütteln führte. Im gleichen Jahr bezeichnete die Behörde Glyphosat als «wahrscheinlich krebs-erregend». Das meistverwendete Pflanzenschutzmittel der Welt ist allerdings nicht gefährlicher als Kochsalz oder Backpulver. Ende Juni tritt nun Direktorin Chan nach elf Jahren ab. Der designierte Nachfolger der Chinesin, der Äthiopier Tedros Adhanom, verkündete bereits, er wolle «die Gesundheit aller Menschen besser schützen». Wohlan!



# Das wilde Leben des Boris Becker

Ein britisches Konkursgericht erklärt den ehemaligen Tennis-Champion für bankrott. Seine Anwälte dementieren. Was ist mit dem ehemaligen Wunderkind nach der glänzenden Sportkarriere passiert?

Von Thomas Renggli

Bumbum! Als Boris Becker 1985 im Alter von 17 Jahren gegen Kevin Curren zum Wimbledon-Sieg stürmte, stand die Tenniswelt Kopf. Mit seiner Wucht, den Hechtröllen und der Unbekümmertheit verdrehte der rotbackige Jüngling aus dem badischen Leimen selbst den Briten den Kopf. Über Nacht wurde Tennis zum beliebtesten Sport Deutschlands – und Becker in seiner Popularität vor den «Kaiser» (Beckenbauer) und den Kanzler (Kohl) gespült.

Noch zweimal gewann er später an der Church Road – und daneben die Grand-Slam-Turniere von Melbourne (zweimal) und New York. Mit total 49 Titeln verdiente er 25 080 956 Dollar allein an Preisgeldern. Wie viel aus Sponsoren- und Werbeverträgen dazukam, ist nicht bekannt – und beschäftigt die deutsche Wirtschaftspolizei seit Jahrzehnten. 2001 ermittelte die Staatsanwaltschaft wegen angeblicher Steuerhinterziehung in der Höhe von 33 Millionen Mark. Becker residierte zwischen 1985 und 1993 zwar offiziell in Monaco. Doch seine Geschäfte sollen die Eltern Karl-Heinz und Elvira aus Deutschland geführt haben. Becker wurde zu zwei Jahren Haft auf Bewährung und zur Zahlung einer Busse von 500 000 Euro verurteilt. Doch die grosse Quittung erhielt er erst vergangene Woche. In London erklärte Richterin Christine Derret laut der Sportnachrichtenagentur SID nach einer kurzen Anhörung von Beckers Anwälten, es gebe keine glaubhaften Beweise dafür, dass der dreifache Wimbledon-Sieger «seinen substanziellen Schuldenbetrag» demnächst bezahlen werde.

Es war das vorerst letzte Game in einem epischen Match – zwischen Boris Becker und den Steuerfahndern. Bewegte sich der Deutsche auf dem Tennis court mit Leichtigkeit und Kraft, gab er auf dem wirtschaftlichen Parkett eine eher weniger gute Figur ab. Einen Überblick über seine beruflichen Engagements und finanziellen Investitionen zu gewinnen, ist ähnlich schwierig, wie mit sechs Tennisbällen gleichzeitig zu jonglieren. Unter anderem war Becker bis vor kurzem Besitzer von drei Mercedes-Garagen im Nordosten Deutschlands. Sein Vertrag als Markenbotschafter von Mercedes wurde aber vorzeitig gekündigt.

Die Spuren führen auch in die Schweiz. Hier gründete Becker in Küsnacht die Boris Becker GmbH und zusammen mit seinem langjährigen Geschäftspartner Hans-Dieter Clevin die Clevin-Becker-Stiftung. Nach dem Rücktritt von Becker als Stiftungsrat wurde sein Name aus dem Titel entfernt. Ausserdem war der Deutsche

an der Völkl Tennis GmbH beteiligt. Später gab er seinen Namen (und sein Geld) für das Internetportal Sportgate sowie für die New Food AG her. Beide Projekte erlitten Schiffbruch.

Die Frage stellt sich: Wie konnte sich Becker im Berufsleben derart verzooken, dass nun die ganze Welt über seinen Niedergang spekuliert? Immerhin war er lange Trainer des ehemaligen Weltranglistenersten Novak Djokovic. Und noch heute erklärt er als Experte beim Sportberichterstatte Eurosport der Menschheit die Tennisgeheimnisse. Von den früheren Geschäftspartnern und Angestellten will sich niemand



*Tragischer Held:* Tennis-Idol Becker.

öffentlich äussern. Aus den Gesprächen über Becker ergibt sich aber von ihm das irgendwie tragische Bild eines generösen und kumpelhaften Typs, der kaum einmal nein sagte.

## Hechtsprung

Am Ursprung allen Übels lag wohl sein grösster Erfolg – der fulminante Wimbledon-Triumph vor 32 Jahren. Ohne Vorbereitung und grosse schulische Ausbildung wurde Becker 1985 praktisch mit einem Schlag zur globalen Ikone – und zum Spielball von fremden Interessen. Das ging nur so lange gut, wie der rumänische Manager Ion Tiriac die Grenzen zog. Beobachter sprechen von «Selbstüberschätzung und Realitätsverlust», über die Becker abseits des Courts gestol-

pert sei. Zwei Ereignisse hätten ihn nachhaltig aus dem Gleichgewicht geworfen: der Tod seines Vaters (1999) und die Scheidung von seiner ersten Ehefrau, Barbara Feltus (2001).

Das unvorteilhafte Timing im Privaten zieht sich wie ein roter Faden durch sein Leben – mit dem Höhepunkt des Treppenhaus-Seitensprungs mit dem russischen Model Angela Ermakowa. Immerhin konnte sich Becker danach den Vaterschaftstest sparen: Töchterchen Anna soll schon kurz nach der Geburt die Becker-Faust geballt haben. Fazit seiner bisherigen Familienplanung: zwei Ehen, vier Kinder. «Boris Becker finanziert drei Familien», sagt ein Bekannter.

Zum Medienspektakel wurde vor allem die Trauung mit dem niederländischen Mannequin Lilly Kerssenberg am 12. Juni 2008 in St. Moritz.

---

**Es ergibt sich das Bild eines generösen und kumpelhaften Typs, der kaum einmal nein sagte.**

---

Das deutsche Privatfernsehen RTL berichtete eine Woche lang exklusiv aus dem Engadin. Die Welt verfolgte jeden Schritt des Traumpaars. Doch dummerweise machte Boris Becker die Rechnung ohne den Wirt – beziehungsweise ohne den Pfarrer. Der ewige Wimbledon-Sieger reiste ab, ohne das Honorar für die Eheschliessung beglichen zu haben. Gegen die Zahlungsaufforderung über den Betrag von 9600 Franken ging er gerichtlich vor – und musste nach abgewiesener Beschwerde die Gerichtskosten (2257 Franken) sowie eine Entschädigung an den Geistlichen (1988 Franken) bezahlen.

Ähnlich glücklos soll er laut Insidern beim Ausbau seines Anwesens auf Mallorca agiert haben, das er im Hinblick auf die Zukunft mit seiner (ersten) Familie für eine Million Euro gekauft hatte. Weil er den administrativen Weg abkürzte und das spanische Bewilligungsverfahren ignorierte, pochte die Regierung des Städtchens Artà auf Ersatzleistungen. Becker zeigte sich generös und spendierte der Gemeinde einen Tennisplatz. Doch kurz darauf standen Wahlen an – und die neue Regierung wollte vom Kuhhandel nichts mehr wissen. Becker musste einen Teil der Anlage zurückbauen. Seit 2007 sucht er einen Käufer für die Finca, die rund sechs Millionen Euro wert sein soll.

Beckers Anwälte dementieren die Meldung, der Tennisheld a.D. sei pleite. Es braucht aber wohl mehr als einen spektakulären Hechtsprung, um die Problemlage zu entschärfen. ○

# Emmangelinas Flitterwochen

Populisten gestoppt, Migration im Griff, Wirtschaft unter Dampf, die deutsch-französische Achse harmonisiert: So gut fühlte sich die EU schon lange nicht mehr. Aber Achtung: Es steckt noch viel altes Europa in der auf Vorrat beschwingten neuen EU. *Von Wolfgang Koydl*

Merkwürdig, dass man das Ereignis nicht an die grosse Glocke gehängt hat. Nur mit einer knappen Mitteilung bedankten sich Kommission, Parlament und Rat für den prestigeträchtigen Preis, den die EU soeben erhalten hat. Gut, es ist nicht der Friedensnobelpreis. Aber der Prinzessin-von-Asturien-Preis für Eintracht ist ebenfalls recht renommiert, ja er gilt als «Nobelpreis Spaniens».

Als der spanische Europa-Abgeordnete Jonás Fernández die EU nominierte, wollte er dadurch «Europas Kampfgeist wieder erstarben» lassen und einen «symbolischen Neustart» wagen. Sein Timing erwies sich als perfekt: So gut wie jetzt fühlte sich die EU schon lange nicht mehr.

Der Doppelschock von Donald Trumps irrlichternder Politik und dem britischen Tohuwabohu nach dem Brexit-Votum hat die Bürger Europas wieder enger um die blaue Fahne mit den Goldsternen zusammenrücken lassen: 42 Prozent der Befragten bekunden Vertrauen in die EU, ermittelte das Umfrageinstitut Eurobarometer. Nur 38 Prozent sehen die Zukunft der Union pessimistisch, derweil 56 Prozent voller Optimismus sind.

«Der Brexit war ein Weckruf für unseren Kontinent», meinte David McAllister, der Vorsitzende des aussenpolitischen Ausschusses im Europaparlament, im Gespräch mit der *Weltwoche*. Vielen Menschen sei deutlich geworden, dass Europas Einigung «ein schützenswertes hohes Gut» sei. «So viel Geschlossenheit gab es seit längerer Zeit nicht mehr», jubelte der Parlamentarier. Auch Ex-EU-Kommissar Günter Verheugen beobachtete eine «aufgehellte Stimmung»: «Das ist wichtig, weil Politik auch aus Emotionen besteht und nicht nur aus Fakten.»

## Unterwerfung unter Vorbehalt

Von diesem Optimismus liessen sich auch die Staats- und Regierungschefs anstecken. Auf dem jüngsten Gipfel in Brüssel zelebrierten sie geradezu ein Hochamt der Einigkeit und Zuversicht – und huldigten dem neuen Traumpaar Emmangelina – Emmanuel Macron und Angela Merkel. Viel hätte nicht gefehlt, und die beiden wären händchenhaltend zur gemeinsamen Pressekonzferenz wie zum Traualtar geschritten.

Diese Doppelspitze bestimmt Marschrichtung und Ton: «Es gibt keine relevanten Lösungen für die EU, wenn sie nicht für Frankreich und Deutschland relevant sind», dekretierte Macron. Mit anderen Worten: «Nur was gut ist für uns, taugt auch für die anderen.» Der Franzose knöpfte sich auch gleich die nervenden



*Hochamt der Einigkeit:* französischer Staatspräsident Macron, deutsche Bundeskanzlerin Merkel.

Schmuddelkinder aus Polen, Ungarn, Tschechien und der Slowakei vor und las ihnen die Leviten.

Freudig legen sich die Europäer dem *power couple* zu Füßen. Allerdings nicht alle: «Die Probleme sind nicht gelöst, sondern nur in der Warteschleife bis September», meinte ein hoher Diplomat aus der Kommission. Dann wird in Deutschland gewählt, und bis dahin kann die Kanzlerin keine Probleme gebrauchen. Verheugen sekundiert: «Die strukturellen Probleme wurden noch nicht einmal angepackt.»

Kaum einer wagt Kritik, eine Ausnahme ist Gregor Gysi, der Chef der europäischen Linken: «Nur ein gutes Verhältnis zwischen unserer

## Hinter Europas Überschwang steckt Hochmut. Gespeist wird er durch die Schwäche der britischen Regierung.

Kanzlerin und dem französischen Präsidenten reicht für eine neue EU weiss Gott nicht aus», sagte er lapidar zur *Weltwoche*. «Ein neuer französischer Präsident verändert nicht gleich die ganze Welt», maulte der niederländische Regierungschef Mark Rutte. Deutlicher wurde Ungarns Premier Viktor Orbán: «[Macron] glaubt, dass es die beste Form der Freundschaft ist, auf den mitteleuropäischen Ländern herumzutampeln. Das ist hier nicht die Norm.»

Doch solche Stimmen gingen unter im selbstgefälligen Schulterklopfen. «Noch nie habe ich so sehr geglaubt, dass sich die Dinge in eine bessere Richtung bewegen», stammelte Ratspräsident Donald Tusk. Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker zählte die guten Nachrichten auf: «Wir haben die höchste Beschäftigungsrate aller Zeiten. Das Budgetdefizit schrumpft; 2011 hatten wir 24 Länder mit extremem Defizit, heute sind es nur mehr vier Länder.» Allerdings erwähnte er nicht, dass sich darunter zwei der grössten Volkswirtschaften befinden: Frankreich und Italien.

Gleichwohl verweisen die Europäer unverdrossen auf Lichtblicke, die die Union hell erstrahlen lassen: Der Durchmarsch der Populisten wurde gestoppt. Weder Geert Wilders in den Niederlanden noch Marine Le Pen in Frankreich gelangten an die Macht. Auch der scheinbar unaufhaltsame Aufstieg der Alternative für Deutschland wurde gebremst. Die britischen Wahlen waren eine Ohrfeige für Brexit-Theresa.

## Muslimische Migration stoppen

Dabei wird ausgeblendet, dass Le Pen und Wilders ihren Stimmenanteil steigern konnten. Die AfD wird es bei der Bundestagswahl zwar nicht auf ein zweistelliges Ergebnis bringen, aber der Einzug ins Parlament ist ihr sicher.

Damit sässe erstmals eine Partei rechts von CDU und CSU im Bundestag. Sensationell daran ist, dass man das für selbstverständlich hält. Und 80 Prozent der Briten stimmten für Parteien, die die EU verlassen wollen.

Statt sich an den Zahlen von Eurobarometer zu berauschen, sollte Brüssel lieber die Resultate einer anderen Erhebung studieren, die der Londoner Think-Tank Chatham House vorgelegt hat. Sie zeichnet ein alles andere als rosiges Bild von der EU.

Zum ersten Mal unterscheidet eine Studie zwischen Elite und Volk: Neben 10 000 sogenannten einfachen Bürgern wurden gezielt 1800 Entscheidungsträger aus Politik, Medien, Wirtschaft und Gesellschaft befragt. Das Resultat ist erhellend, denn es hat den Anschein, als ob die Meinungsforscher in verschiedenen Ländern unterwegs gewesen wären. So vertraten 72 Prozent der Eliten die Ansicht, dass die EU ihnen persönlich genutzt habe; bei den Bürgern waren es weniger als die Hälfte: 34 Prozent. Dafür meinten 54 Prozent der «einfachen» Leute, dass es sich in ihrem Land vor zwanzig Jahren besser gelebt habe als heute.

Deutlich sind die Unterschiede auch bei der Einschätzung der Zuwanderung. Die Eliten gewinnen ihr zu 57 Prozent etwas Positives ab, beim Volk sind es nur 25 Prozent. Entsprechend kehren sich die Mehrheiten bei der nächsten Frage um: 56 Prozent der Bürger wollen die muslimische Migration stoppen; bei den Eliten sind es nur 32 Prozent. Besonders besorgniserregend für Eliten und Politik ist aber diese Zahl: Nur acht Prozent der befragten Bürger glauben, dass Politiker ihre Ansichten ernst nehmen. So viel zum Exitus von «populistischen» Parteien.

Zu dieser Spaltung gesellen sich andere Brüche: Jung und Alt, Arm und Reich, Stadt und Land, besser und schlechter ausgebildete, nördliche und südliche, östliche und westliche Mitgliedsstaaten. «Die EU gefährdet sich selbst, weil sie ihre Strukturen und ihre Politik nicht verändert», konstatiert Gysi. «Der Süden wird kaputtgespart und nicht aufgebaut. Dieser Kurs wird um keinen Deut verändert.»

Hinter Europas Überschwang steckt Übermut, ja Hochmut. Gespeist wird er durch die Schwäche der britischen Regierung. Das wird auch die Schweiz zu spüren bekommen, wie die Reaktion der EU-Kommission auf den Beschluss der SVP zeigt, mit der Personenfreizügigkeit die bilateralen Verträge zur Disposition zu stellen. «Wir vertrauen darauf, dass die Schweizer nicht die Briten Kontinentaleuropas werden wollen», erklärte Kommissionssprecherin Mina Andreeva auf Anfrage. «Denn das Vorbild des Brexit zeigt jeden Tag in der Praxis, warum man ihm nicht nachzueifern sollte.»

Es steckt doch noch recht viel altes Europa in dieser neuen EU. ○

Brüssel

## Scheidung auf Europäisch

Der Brexit wird kompliziert? Wie man's nimmt. Die EU will vor allem eines von den Briten: ganz viel Geld.



«Allianz zwischen Zahlern und Empfängern.»

Slavica Ecclestone war 23 Jahre mit ihrem Bernie verheiratet. Bei der Scheidung knöpfte sie ihm 1,2 Milliarden Euro ab. 31 Jahre hielt die Ehe des Medienzaren Rupert Murdoch mit seiner Anna. Nach der Trennung war die Ex um 2,1 Milliarden Euro reicher.

Madame Europa war 44 Jahre mit ihrem britischen Partner liiert. Nun will sich die gekränkte Gattin schadlos halten: Mindestens 65 Milliarden Dollar möchte sie. Ihre Anwälte wispern gar etwas von 110 Milliarden Vorauskasse.

Eigentlich sollte die *Brexit bill*, die Abrechnung gemeinsamer Verbindlichkeiten und Vermögenswerte, das kleinste Problem in den Trennungsverhandlungen sein. Selbst die genannten Summen verblassen angesichts der Wirtschaftsleistung Britanniens und der Union. Doch weil es nicht um Arithmetik geht, sondern um Stolz und Politik, wird es vom Geld abhängen, wie zivilisiert man auseinanderght.

Die Aussichten stehen nicht besonders gut. «In der Kommission gibt es viele, die die Briten zahlen lassen wollen für den Brexit», heisst es beim Europäischen Rat. «Man will vom ersten Tag darauf drängen, dass zumindest geregelt wird, wie man die Summe aufaddiert.»

Von konkreten Summen ist nämlich, zumindest offiziell, keine Rede, wie Zsolt Darvas sagt. Der ungarische Ökonom hat für den Brüsseler Think-Tank Bruegel die detaillierteste *Brexit bill* erstellt. «In keinem Brexit-Dokument steht eine Zahl, es heisst nur, dass «alle Verpflichtungen erfüllt» werden müssen.»

Die immer wieder genannten 65 Milliarden waren geleakt worden – wohl von Martin Selmayr, dem Kabinettschef von Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker. Der selbst nahm nie eine Zahl in den Mund. «Die Rechnung wird sehr gesalzen sein», meinte er. Und auf die Frage nach den 65 Milliarden erwiderte er kryptisch: «So in dem Dreh.»

### EU fühlt sich stark wie nie

Es wäre freilich falsch, mit dem Finger nur auf die Kommission zu zeigen. Die Staaten haben fast noch mehr Interesse, die Briten zur Ader zu lassen. «Es gibt eine Allianz von Zahlern und Empfängern», erläutert Darvas. Tritt Grossbritannien 2019 aus, verliert die EU ihren zweitgrössten Beitragszahler und acht Milliarden Euro im Jahr. Vieles davon ist bis 2025 budgetiert. «Es gibt nur eine Alternative: Die Armen

### Weil es um Stolz und Politik geht, wird es vom Geld abhängen, wie zivilisiert man auseinanderght.

kriegen weniger, oder die Reichen zahlen mehr», rechnet Darvas vor. Dazu sei aber niemand bereit, und deshalb sollen die Briten das Budget-Loch weiter stopfen.

Angesichts der britischen Chaostruppe fühlt sich die EU stark wie nie und plant bereits den nächsten Streich. Da es so gut wie ausgeschlossen sei, bis zum 31. März 2019 neben der Scheidung auch das neue bilaterale Verhältnis geklärt zu haben, strebe man eine mehrjährige Übergangslösung an, meint Darvas. Sie würde sich am norwegischen Modell anlehnen: Britanien verbleibe in Binnenmarkt und Zollunion, akzeptiere Personenfreizügigkeit und Hoheit des Europäischen Gerichtshofs und zahle weiter in die EU-Kasse ein. Der einzige Wandel: London könnte in Brüssel nicht mehr mitreden. Ein Traum für echte Euro-Föderalisten. *Wolfgang Koydl*

# Auch Amerikas Linke stürzt ab

Besser könnten die Zeiten für Demokraten nicht sein: Aus dem Weissen Haus schickt ein republikanischer Präsident Schockwellen durch die Welt; die Medien trommeln gegen ihn. Dennoch hinken die Demokraten von einer Niederlage zur anderen. Was ist faul mit der Partei? *Von Urs Gehrig*

Jung, dynamisch, gescheit und zu allem Überfluss auch toll aussehend: Jon Ossoff, dreissig, blickt drein wie der geborene Siegertyp. Eine Kraft, wie gemacht, den Demokraten wieder Glanz und Grösse zu verleihen. Als er vor vier Monaten in Georgia zur Nachwahl für einen Sitz im Repräsentantenhaus antrat, öffneten sich die Spendenschleusen. Es sollte die teuerste Nachwahl der US-Geschichte werden. Doch jeder investierte Dollar sei Gold wert, waren die Demokraten überzeugt. Und mit Donald Trump im Weissen Haus, der täglich Schockwellen durchs Land jagt, und mit einer Presse, die pausenlos zum Halali auf den Präsidenten bläst, war der Sieg so gut wie sicher.

Doch dann kam letzte Woche die Schreckensmeldung. Ossoff verlor gegen die Republikanerin Karen Handel, 55, eine mediokre Kandidatin ohne grosse Meriten. Es ist bereits die vierte Nachwahl – nach Kansas, Montana und South Carolina –, welche die Demokraten dieses Jahr verloren haben.

So desolat ist die Lage, dass sich nun Barack Obama berufen fühlt, einzugreifen. Freilich hat er sich – anders als sein Vorgänger Bush –

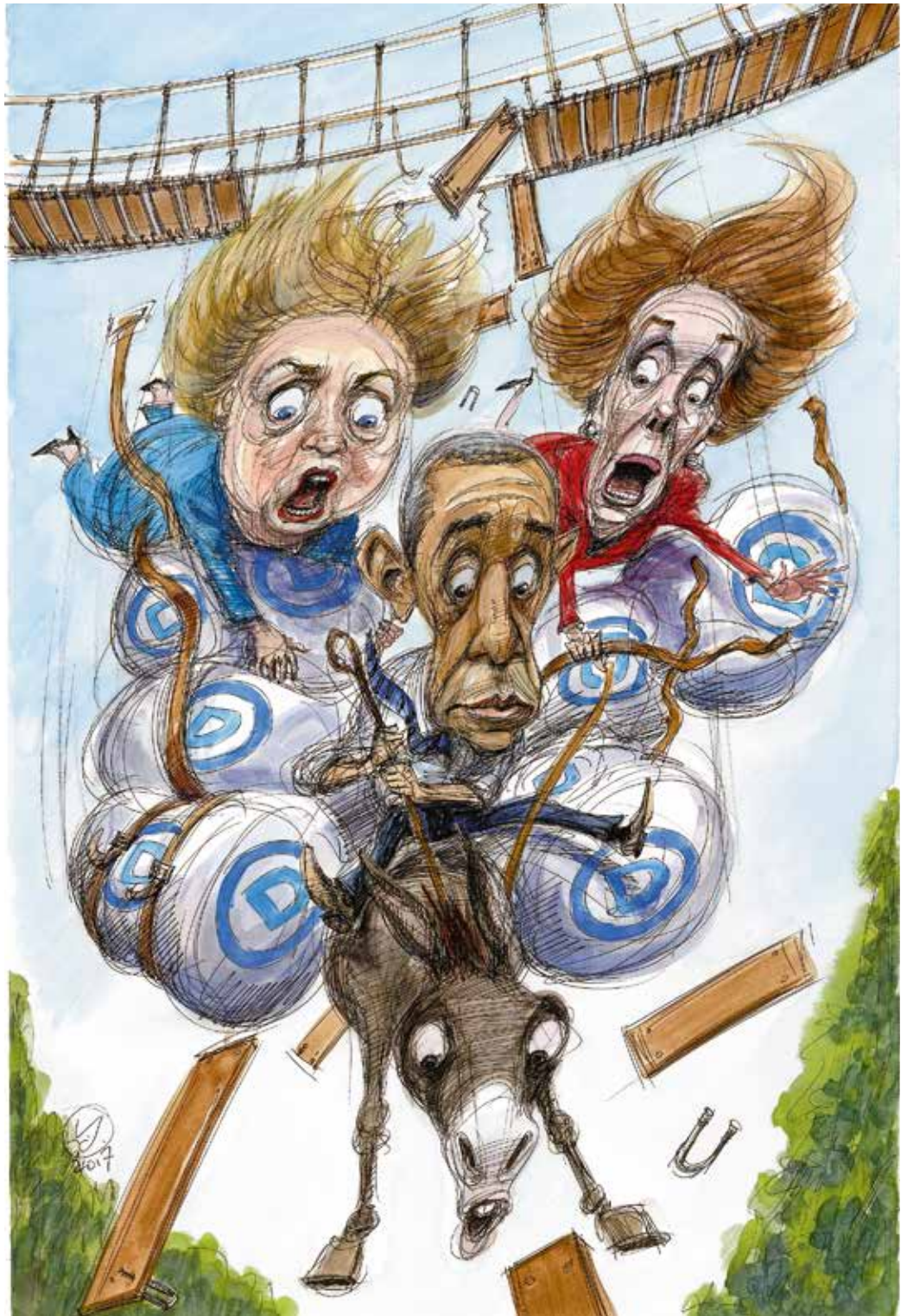
## Unter Obamas Ägide versank die Partei sukzessive in Grund und Boden.

nie ganz aus der Arena verabschiedet. Doch ging es bei seinen «Störmanövern» primär um sein Erbe, das Trump systematisch demonstert, oder um seinen Bruder im Geiste, Emmanuel Macron, den er den Franzosen wärmstens zur Wahl empfahl. Nun aber hat er angekündigt, seinen Demokraten unter die Arme zu greifen: In Virginia, wo Ralph Northam um das Amt des Gouverneurs kämpft.

### Egoistische Strategie

Dabei ist es ausgerechnet Obama, der immer deutlicher zur Hypothek für die Demokraten wird. Unter seiner Ägide versank die Partei sukzessive in Grund und Boden. In den Gliedstaaten verloren sie über tausend Parlamentssitze und Gouverneursposten. Bloss ein Drittel der Kongresse wird heute noch von Demokraten dominiert, die meisten liegen an den Küsten und in Metropolen. Nie in der modernen Geschichte Amerikas waren die Demokraten in einer schlechteren Verfassung als heute.

Barack Obama siegte dank einer auf ihn zugeschnittenen, brillanten Digitalmaschine,



«Hey, reden wir darüber!»: Demokraten Hillary Clinton, Barack Obama, Nancy Pelosi (v. l.).

welche punktgenau potenzielle Wähler ortete und rekrutierte. «Obama war fast wie ein Anti-Demokrat», sagte der ehemalige Vorsitzende der Demokratischen Partei, Tim Kane, dem Magazin *Rolling Stone*. «Der Präsident scherte

sich nicht um die Partei.» Er habe die Fünfzig-Staaten-Strategie vernachlässigt, die während der Bush-Jahre aufgebaut wurde und die Obama bei seinem Machtantritt zu demokratischen Mehrheiten im Kongress verhalf.

Einmal an der Macht, schien Obama vom Gedanken an seine Wiederwahl getrieben. «Obama investierte keine Ressourcen in die lokalen Parteien in den Bundesstaaten, ausser sie dienten seiner Mission, der Wiederwahl», so Kane. Statt in die Partei zu investieren, stärkte er die Graswurzel-Gruppe «Organizing for Action», welche als Kampfvehikel für seine Wahlkampagne gegründet worden war. «Sie war eine Parallelorganisation, die sich bloss um Obamas Mission kümmerte und die Partei schwächte. Es war eine egoistische Strategie.

«Die Strategie war simpel», bilanziert *The Atlantic Magazine*. «Eine demografische Welle – die sich lange und stetig aufbaut – würde die Partei von Sieg zu Sieg führen.» Die Welle würde dank wachsender Zuwanderung und ethnischer Durchmischung immer grösser und nicht mehr aufzuhalten sein. Zwar würde es dazwischen auf lokaler und regionaler Ebene Verluste geben, aber die Präsidentschaft würde den Demokraten auf Jahrzehnte hinaus sicher sein. Bei Kandidatin Hillary Clinton flackerten zwar Zweifel auf, aber die hatten eher mit ihrer Person und ihrem Image zu tun als mit der Strategie. Bedenken liessen sich in den Wind schlagen angesichts ihres Konkurrenten Donald Trump. Gegen einen Polit-Clown zu verlieren, daran war nicht zu denken!

Noch immer ist die Partei nicht erwacht aus der Schockstarre. Gefangen in der Anti-Trump-Todesspirale, hat sie es bis heute verpasst, sich ein neues Profil zu geben und Kräfte zu rekrutieren, die dereinst Trump im Weissen Haus herausfordern könnten. «Trumps fatale Schwäche besteht darin, dass er sich nicht vom Spiegel wegweissen kann», schreibt die scharfzüngige Kolumnistin Maureen Dowd in der *New York Times*. «Die Demokraten hingegen wagen es nicht, einen Blick in den Spiegel zu werfen und zuzugeben, was schiefläuft.»

Die Demokratische Partei ist tief gespalten. Da ist die Linke, die sich eine schöne neue Welt des progressiven Amerikas gezimmert hat, wo demnächst alle in elektrischen Autos herum-schwirren, jedes öffentliche Gebäude mit geschlechtsneutralen Toiletten ausgerüstet ist und Konflikte mit einem «Hey, reden wir darüber!» gelöst werden. Ihre Welt endet am Rand der urbanen Zonen.

### Problem: Religion

Das andere Lager orientiert sich nach der Mitte. Dort hofft man, eine «Roosevelt-Koalition» von ideologisch diversen Kräften zu bilden. Franklin D. Roosevelts Bündnis mit Progressiven aus dem Norden und Konservativen aus dem Süden schaffte es in den dreissiger Jahren, Lösungen bei der sozialen Sicherheit, bei den Gesundheitsvorlagen Medicare und Medicaid sowie bei den Bürgerrechten auszuhandeln. Diese demokratische Koalition vereinter Kräfte dominierte den

Kongress fast durchgehend bis zum Ende des 20. Jahrhunderts.

Zwei strukturelle Schwächen setzen der gespaltenen Partei besonders zu. Zum einen ist es die schwindende Anzahl Stimmen aus der Arbeiterschaft. Die Entwicklung begann in den sechziger Jahren. Je häufiger sie Rassen-themen ansprachen, desto mehr Arbeiterstimmen verloren die Demokraten unter den weissen Südstaatlern. Das war vorerst zu verkraften. Die Wellen der Immigration, die mit Johnsons Präsidentschaft (1963–1969) einsetzen, führten ihnen genügend neue Wähler zu, um das Fundament einer kosmopolitischen Partei zu legen. Ohne Arbeiter ist eine Präsidentschaft jedoch nicht zu gewinnen.

Das zweite Problem der Demokraten ist die Religion. Zwei Lager haben sich gebildet. Eine Gruppe von jungen Weissen, die nach säkulareren Vorstellungen lebt, und eine Schicht von älteren Wählern, welche religiös und sozial

### Gefangen in der Anti-Trump-Todesspirale, hat sie es verpasst, sich ein neues Profil zu geben.

konservativ eingestellt ist. «Ausserhalb von ein paar wenigen progressiven Distrikten gelingt es jungen, säkular orientierten Aktivisten nicht, das Vertrauen der Wähler zu gewinnen», schreibt Professor Daniel K. Williams, Autor von «God's Own Party».

Während bei Republikanern Religion ungebrochen eine zentrale Rolle spielt, hat sich dies bei den Demokraten im Lauf der letzten fünfzig Jahren grundlegend verändert. Eugene McCarthy und Robert Kennedy, die Anti-Vietnamkrieg-Kandidaten der Partei für das Präsidentialamt 1968, waren praktizierende Katholiken. Jimmy Carter war südlicher Baptisten-Diakon. Jesse Jackson ein geweihter Pastor. Auch Bill Clinton und Al Gore hatten tiefe Wurzeln in der südlichen Baptisten-Tradition und bekannten sich öffentlich dazu.

Anders die jungen, säkularen Demokraten. Sie versuchen, die progressiven Werte der Partei von den religiösen Traditionen zu trennen. Sie meiden die religiöse Sprache. Das hat fatale Folgen. Die meisten demokratischen Wähler sind nicht so säkular, wie die Aktivisten denken. Besonders bei Afro-Amerikanern hat der Glauben einen hohen Stellenwert. 81 Prozent identifizieren sich mit dem Christentum. Bei Latinos sind es 76 Prozent.

Trump mag kein gläubiger Christ sein, aber er huldigt den Werten der Strenggläubigen. Das reicht, um die wertkonservativen Kräfte bei der Stange zu halten. Überhaupt ist die republikanische Basis offenbar längst nicht so erschüttert, wie uns die Medien täglich ein-pauken. Wenn es drauf ankommt, ist die Basis der Republikaner – wie letzte Woche in Georgia – noch immer zuverlässig zur Stelle. ○



## Trumps Woche

### «Klarer Sieg»

Der US-Präsident attackiert Obama wegen Russia-Gate. Die Oberste Justiz gibt Trump recht.

Das Oberste US-Gericht hat Präsident Trump einen Sieg beschert. Es gab dem Antrag der Regierung in Teilen statt, die einstweilige Verfügungen gegen Trumps Einreisemoratorium für sechs Länder aufzuheben. Es handelt sich dabei um Libyen, Iran, Jemen, Syrien, Sudan und Somalia, deren Bürger während 90 Tagen nicht in die USA einreisen dürfen. Flüchtlinge jeglicher Herkunft, die noch keinen Asylstatus erhalten haben, dürfen 120 Tage lang nicht in die USA einreisen. Ausgenommen von dem Moratorium ist, so hält das Gericht allerdings fest, wer «echte» (bona fide) oder glaubhafte Beziehungen zu den USA nachweise. Wer genau zu dieser Kategorie gehört, ist umstritten. Denkbar sind Familienmitglieder, Studenten oder Mitarbeiter von US-Firmen. Drei der neun Richter warnten, die Bona-fide-Beschränkung könnte eine Flut von Klagen auslösen. Trump bezeichnete den Gerichtsentscheid als «klaren Sieg für unsere nationale Sicherheit». Das Gesetz soll am Donnerstag in Kraft treten.

Derweil hat Präsident Trump seinen Vorgänger Barack Obama für dessen Umgang mit der russischen Einflussnahme auf die Präsidentschaftswahlen 2016 heftig kritisiert. Die *Washington Post* hatte berichtet, dass der Geheimdienst CIA Obama im August 2016 über eine direkte Verwicklung des russischen Präsidenten Putin in eine Cyberattacke zur Wahlbeeinflussung informiert hat. Ein ehemaliges Mitglied der Obama-Administration sagte der Zeitung: «Nichts in meiner Regierungszeit ist schwieriger zu verteidigen als diese Angelegenheit. Ich habe den Eindruck, wir haben versagt.»

@realDonaldTrump reagierte via Twitter: «Der Grund, dass Präsident Obama NICHTS unternommen hat, als er von der CIA von der russischen Intervention erfahren hat, lautet: Er ging davon aus, dass Clinton gewinnen würde, und er wollte keinen Staub aufwirbeln. Er hat nicht <versagt>, er hat konspiriert oder sich quergelegt.» Und er forderte: «Ich habe eine Entschuldigung verdient.»

# Der Komet

Der saudische König hat überraschend die Thronfolge geändert. Kronprinz Mohammed bin Salman wird möglicherweise schon bald die gigantische Ölmonarchie regieren. Er gilt als kluger Kopf mit modernen Visionen. Doch er hat Charaktereigenschaften, die vielen riskant erscheinen. *Von Pierre Heumann*

Auf den ersten Blick wirkte der Vorgang beruhigend. Vor einer Woche, nach der Ernennung des 31-jährigen Mohammed bin Salman zum Kronprinzen, strahlte das saudische Staatsfernsehen Szenen der Eintracht aus, die Kontinuität signalisieren sollten: Gratulationen, Küsschen, Ehrbezeugungen. Selbst der abgesetzte Kronprinz schwor dem neuen Thronfolger die Treue.

Wie ein Komet stieg Mohammed über Nacht ans Firmament der Macht, so dass sich mancher erstaunt die Augen rieb. Niemand weiss zwar,

Auf Geheiss des Vaters musste er pro Woche ein Buch lesen; dieser prüfte, ob er die Schriften verstanden habe.

wann er die Nachfolge seines Vaters Salman antreten wird. Klar ist aber, dass sowohl die geistige als auch die körperliche Gesundheit des Monarchen, der im Dezember 82 Jahre alt wird, schwer angeschlagen ist. Vielleicht wollte er deshalb noch rechtzeitig sicherstellen, dass sein Sohn dereinst auf dem Thron sitzen werde.

Vor zwei Jahren, als Salman König wurde, wäre sein Sohn noch zu jung und zu unerfahren gewesen, um als Kronprinz in Frage zu kommen. Deshalb ernannte er damals seinen Neffen Mohammed ibn Naif zum Thronfolger, nachdem er Prinz Mukrin, den damaligen Kronprinzen, abgesetzt hatte. Schliesslich, mag sich Salman damals gesagt haben, müssen die Hierarchien berücksichtigt werden: Mukrin hat «bloss» eine jemenitische Mutter. Der soeben ernannte Thronfolger hat aber nicht nur einen adligen Vater, sondern auch eine Mutter aus einem einflussreichen Stamm, die sich für ihren Liebling einsetzte.

## Fehlende Loyalität der Stämme

Mohammed bin Salman, der bald schon König im wichtigsten arabischen Land sein könnte, hat allerdings Charaktereigenschaften, die riskant sind. Er delegiert nicht, zieht möglichst viele Kompetenzen an sich – und er sieht nicht, dass er damit überfordert ist. So waltet er nicht nur als Verteidigungsminister, sondern hat auch durchgesetzt, dass er stellvertretender Premier, Aufsichtsratsvorsitzender von Aramco sowie Chef des ökonomischen Reformprogramms «Vision 2030» wurde, um nur die wichtigsten Posten zu nennen.

Seine Jugend hat Mohammed bin Salman – Kürzel MbS – am königlichen Hof in der Nähe



«Prinz des Lichts»: König Salman (r.) mit Sohn Mohammed bin Salman.

seiner Eltern verbracht, wo Zucht und Ordnung herrschte. Erschien er zu spät zum Mittagmahl mit seinem Vater, war das ein «Desaster», erzählte Mohammed bin Salman einer Journalistenrunde vor einem Jahr. Auf Geheiss seines Vaters musste er pro Woche ein Buch lesen, und dieser prüfte regelmässig, ob der Sohn die Schriften auch verstanden habe.

Seine Mutter organisierte für den Nachwuchs mehrstündige Diskussionen, zu denen sie Intellektuelle einlud. Sie habe nie einen Fehler übersehen, erinnert er sich heute – und ist ihr dankbar dafür: Ihre Strafen hätten ihn gestärkt, ist er überzeugt.

Nun will der studierte Jurist MbS die Gesellschaft Saudi-Arabiens umkrepeln, ins 21. Jahrhundert führen. Experten sind skeptisch: «Er hat grossartige Ideen, aber kaum die Möglichkeit, diese auch umzusetzen», meint Shaul Yanai, Saudi-Arabien-Experte

am «Forum für das regionale Denken» der Universität Haifa. Denn der Kronprinz kenne zwar die Etikette im Königshaus. Bei den Stämmen in der Wüste, die die Grundlage der Herrschaft bilden, habe er aber nie längere Zeit verbracht, im Gegensatz zu anderen Prinzen. Seine Erziehung sei deshalb nicht vollkommen, sagt Yanai. MbS gehe ab, was ein altes arabisches Sprichwort als «die Weisheit der Wüste» beschreibt. Die Feinheiten der höfischen Kultur, die er sich erworben habe, reichten nicht aus, um sich die Loyalität der Stämme zu sichern, den Anker des saudischen Königshauses.

Zudem wurde MbS zu schnell und zu jung zum Kronprinzen ernannt. Ihm fehlt die politische Erfahrung, und er hat keinen überzeugenden Leistungsausweis, der ihm Respekt verschaffen würde. Der bisherige Kronprinz, der vor einer Woche entmachtet wurde, hatte als Innenminister mit Erfolg die Terror-

organisation al-Qaida bekämpft. Der jetzige König Salman hatte während fünf Jahrzehnten als Gouverneur die Provinz Riad regiert, das Machtzentrum der Herrscherfamilie, bevor er Verteidigungsminister und etwas später Thronfolger wurde. Erst danach bestieg er den Thron.

Doch MbS hat mit seinem jugendlich-forschen Vorgehen dem Land bisher nur neue Probleme beschert. So hat er Saudi-Arabien im Jemen in einen verlustreichen, 45 Milliarden Dollar teuren Krieg verstrickt. Seine aggressive Politik gegenüber dem Nachbarn Katar hat dazu geführt, dass der Iran und die Türkei ihr Engagement an der Grenze zu Saudi-Arabien verstärken. In der Ölpolitik verfolgt er einen Zickzackkurs, der ein gefährlich tiefes Loch in die Staatskasse reisst, weil die Erdölpreise abgesackt sind.

### Mehr Rechte für Frauen

Willkommen ist MbS mit seinen Ideen und Forderungen vor allem bei der Jugend des Landes, die zwei Drittel der Bevölkerung ausmacht. Blogger bezeichnen ihn als «Prinzen des Lichts». Die unter 35-Jährigen setzen auf den jungen Adligen, weil er versprochen hat, die Politik, die Gesellschaft und die Wirtschaft des erzkonservativen Königreichs zu modernisieren.

Sein vor einem Jahr angekündigter Reformplan «Vision 2030» nimmt sich auf dem Papier zwar gut aus. Aber Fortschritte sind noch nicht zu verzeichnen. Zahlreich sind die Hürden und Widerstände, die er in den nächsten dreizehn Jahren überwinden muss. So wehrt sich das mächtige religiöse Establishment gegen die Absicht von MbS, Frauen mehr Rechte zu geben oder an Gerichten statt der religiösen Gesetze das Zivilrecht anzuwenden.

Um all seine Ziele zu realisieren, fehlt dem angehenden König die Machtbasis, auf die er sich stützen kann. MbS ist jetzt zwar Kron-

### Am Hof wird gemunkelt, dass der junge Prinz von seiner ehrgeizigen Mutter gesteuert wird.

prinz. Aber die Nachfolge des Königs werde er nicht automatisch antreten können, sagt Yanai. Ein Rat der königlichen Familie wird vorerst einen Konsens suchen, das religiöse Establishment und die grossen Stämme werden ebenfalls konsultiert werden müssen. Falls MbS bis dann keinen überzeugenden Leistungsausweis vorzuweisen hat, könnte die Thronfolge nochmals geändert werden. Zumal man am Hof und in den Elitezirkeln munkelt, dass der junge Prinz nach wie vor von seiner ehrgeizigen Mutter gesteuert und dominiert werde. In der Machogesellschaft der Beduinen ist das ein Gerücht, dessen rufschädigende Wirkung kaum überschätzt werden kann. ○



Brief aus ...

## Ischia

Fährt man von Neapel eine gute Stunde westwärts durch das azurblaue Wasser, kommt man nach Ischia. Die Vulkaninsel steht im Schatten des glamourösen Capri. Völlig zu Unrecht, denn es gibt Thermalquellen auf Ischia, die aus unheimlichen Tiefen heilendes Wasser an die Oberflächen gurgeln, es gibt zauberhafte Naturgärten, und es gibt eine rustikale Küche, die niemand besser zubereitet als Gioconda, die Köchin in der «Pensione Di Lusto».

Mit Augen wie glühende Kohlen mustert Gioconda, den Kopf aus der Küche reckend, den ungebetenen Gast. «Sie sind bestimmt wegen Truman hier», schnauzt sie mit rostiger Stimme. Gioconda war Truman Capotes Dienstmädchen. Sie hat für ihn gekocht, gewaschen, geputzt. «Da oben auf der Dachterrasse gab er krachende Feste und raubte mir nächtelang den Schlaf.»

Als Capote 1949 hier abstieg, war er 24 und hatte mit «Andere Stimmen, andere Räume» eben sein Roman debüt gegeben, das die Kritik als literarische Sensation feierte. Gioconda, damals neunzehn, hatte freilich keinen blassen Schimmer, wer dieser Lebemann war. Schliesslich stiegen viele Ausländer in der Pension ab, die ihre affektierte Erscheinung mit der Berufsbezeichnung «artista» rechtfertigten. Gemeinsam mit Capote kam ein gewisser *novelliere* namens Thomas (Tennessee) Williams, der allerdings bereits nach fünf Tagen wieder abreiste. Capote blieb drei Monate.

Capote verehrte Gioconda. Er schwärmte von ihrem «vollen Haar» und ihren «freundlichen mediterranen Augen», allerdings war ihre Schönheit stimmungsabhängig, wie er bald feststellte.

«Wenn sie schlechte Laune hat, was leider viel zu oft der Fall ist, sieht sie aus wie ein Napf kalter Haferschleim.»

Ist es ihr langer Arbeitstag? Sind es die Strapazen am Herd? Schliesslich glaubt Capote die Antwort für Giocondas Launen gefunden zu haben: «Die tiefere Ursache von Giocondas ganzem Elend ist der Brief aus Argentinien», auf den sie mit schmerzlicher Ungeduld wartet und der nie ankommt. «Steckt ein treuloser Liebhaber dahinter? Ich weiss es nicht, sie spricht nicht darüber.»

Der Schriftsteller versuchte, Gioconda aufzuheitern. Er buk mit ihr «amerikanische Plätzchen», erzählte ihr Witze, kaufte ihr Parfüm. «Oh, Truman war extravagant! Er trug einen Armreif mit Glöckchen dran. Immerzu machte er so.» Gioconda hebt einen Arm in die Luft und schüttelt keck das Handgelenk, sodass ihr müdes Fleisch wackelt wie Pudding.

Bevor Capote aufbrach, habe er eine rauschende Party gegeben, zu der er die schönsten Fischer der Insel einlud. Als er am nächsten Morgen reisefertig am Quai stand, habe sie bitter geweint. «Mein Herz fühlte sich an wie eine kahlgefressene Wiese», sagt Gioconda. Hatte Gioconda nicht gemerkt, dass der flamboyante Tausend-sassa ausschliesslich mit Männern verkehrte?

Kurz nach Capotes Abreise fand ihr ausgezehrt Herz Zuflucht beim Hotelbesitzer, mit dem sie vier Kinder zeugte. Von Truman habe sie zeit lebens nichts mehr gehört. Auch einen Brief habe er ihr nie geschrieben. Erst zwanzig Jahre später habe sie erfahren, dass er ihr in der Kurzge-

schichte «Ischia» ein Denkmal gesetzt hat.

«Und der geheimnisvolle Liebhaber, ist er jemals aus Argentinien zurückgekehrt?», wagen wir zu fragen. «Liebhaber?», brummt Gioconda. «Das war mein Bruder. Er suchte in Argentinien Arbeit.» Er sei längst zurückgekehrt und gestorben. Genau wie ihr Ehemann. Und wie Truman. Die Ihren sind in der Vulkanerde von Ischia begraben. Der andere eingäschert in Los Angeles.

Gioconda aber, 87-jährig, hält Stellung in ihrem Revier und zieht eine Schnute. Heute kocht sie *ragù*. Wie jeden Montag seit siebzig Jahren.

Urs Gehriger



Köchin Gioconda.



Schriftsteller Capote.

# Der Anfang vom Ende in Syrien?

Von Hansrudolf Kamer — Der Untergang des Islamischen Staates eröffnet den Kampf um Syrien und die neue Ordnung im Mittleren Osten. Welche Rolle Amerika dabei spielt, ist offen.



Der Abnutzungskrieg in Syrien, der als friedlicher Protest gegen das Regime 2011 begann, scheint in eine neue Phase zu treten. Eine F/A-18 Super Hornet schießt einen syrischen Su-22-Kampfbomber ab, der in der Nähe von Raqqa Kämpfer der von den Amerikanern unterstützten Miliz bombardiert hatte. Im Gegenzug drohten die Russen, sie würden künftig Flugzeuge der Anti-Terror-Koalition westlich des Euphrat angreifen.

Der Iran seinerseits feuerte Boden-Boden-Raketen in das umkämpfte Ostsyrien, wo sich die amerikanischen Spezialkräfte zusammen mit den Kriegern der kurdischen SDF (Syrian Democratic Forces) aufhalten. Ein israelischer Kampfjet flog einen Vergeltungsangriff auf den Golanhöhen gegen syrische Regierungsstellungen, nachdem kurz zuvor in der Region mehrere Geschosse eingeschlagen hatten.

Das alles hängt damit zusammen, dass der Islamische Staat (IS) zurückgedrängt wird und sein Territorium schrumpft. Eine Teilung Syriens zeichnet sich ab, eine Arrondierung des Terrains der verschiedenen Gruppen, deren Schutzmächte sich für die neue Etappe rüsten. Davon direkt betroffen sind der Irak, die Türkei, der Iran, Libanon und Israel, während die übrige muslimische Welt um Einfluss ringt.

Es ist ein bemerkenswertes Schauspiel, klassisches Beispiel dafür, wie sich ein Konflikt über Jahre hinzieht, weil sich die Kämpfer im Innern die Waage halten und die Grossmächte ihre Klienten jeweils alimentieren. Ihren eigenen Einsatz kalibrieren sie genau, um eine grössere Eskalation zu vermeiden, so lange wenigstens, bis sie eine Öffnung für den entscheidenden Schachzug sehen. Die Russen unterscheiden sich hier kaum von den andern.

## Defensivstrategien

Der Islamische Staat verliert seine beiden Hochburgen Mossul im Irak und Raqqa in Syrien. Die Sprengung der Al-nuri-Moschee ist das Fanal des Scheiterns. Als unabhängige territoriale Einheit im Mittleren Osten wird der IS wohl verschwinden. Als Terrororganisation und ideologischer Rattenfänger kann er überleben.

Der Kampf gegen den IS war aber das mehr oder weniger einigende Element unter den

äusseren Mächten. Fällt er weg, beginnt eine Konfrontation mit neuen Fronten, in der die Diplomatie wiederum kaum eine Rolle spielen wird. Der Konflikt betrifft die Zukunft Syriens, den Zusammenhalt des Iraks, den hegemonialen Anspruch des Irans und die Rollen Russlands und Amerikas.

Das Assad-Regime und seine Protektoren Russland und Iran versuchen, ihre Einflussbereiche auszudehnen, stossen aber auf neuerstarkten Widerstand der prowestlichen kurdischen und arabischen Kräfte, die gegenwärtig auf ein stärkeres Engagement der Amerikaner zählen können. Ob das so bleibt, ist die grosse Unbekannte.

Wird Trump klein beigegeben, eine geopolitische Machtverschiebung mit schwer kalkulierbaren Folgen einfach akzeptieren? Noch unter Obama wurde der Militäreinsatz sukzessive verstärkt, eine Entwicklung, die von der Administration Trump fortgeführt wird. Für den Kampf um Mossul wurden weitere Einheiten in den Irak verlegt. Neue Pläne des Pentagon sehen eine weitere Aufstockung vor, so dass die Gesamtzahl der amerikanischen Truppen in beiden Ländern die Grenze von 10 000 übersteigen wird, alles im Dienst des Kampfes gegen den IS.

Trump will aber, sofern man das von aussen beurteilen kann, keine dauerhafte amerikani-

sche Präsenz in Syrien und im Irak. Sein Dilemma ist, dass dann der Iran seine Hegemonie vom Golf bis zum Mittelmeer ausdehnen könnte und Syrien wie auch die Levante kaum zur Ruhe kommen werden. Das gilt auch für die Staaten am Persischen Golf und Saudi-Arabien, die gegenwärtig gegen Katar vorgehen und im Jemen kämpfen.

Mit ins Bild gehört das Referendum über die kurdische Unabhängigkeit am 25. September. Unklar ist, welche Gebiete im Irak unter das Referendum fallen sollen – insbesondere die gegenwärtig von den Peschmerga kontrollierten Ölfelder um Kirkuk.

Die Kurden im Nordosten und Nordwesten Syriens beteuern, sie seien nur an Autonomie interessiert und würden ausserhalb des Kurdenstaates bleiben. Das ist der Preis für das Stillhalten der Türkei, die die syrischen Kurden als Bundesgenossen der Arbeiterpartei Kurdistans (PKK) ansieht, welche als Terroristen bekämpft werden.

Die Amerikaner bleiben, Trump hin oder her, in einer Schlüsselrolle. Nur sie können das Kurdenproblem im Irak und in Syrien entschärfen, den Rumpf-Irak stabilisieren und die sunnitischen Araber zurückbinden. In Syrien werden sie wohl versuchen, Assad und die Russen einzugrenzen, ohne militärisch in grossem Stil selber zu intervenieren.

Die Gefahr besteht jedoch, dass Trump den Sieg über den IS erklärt und dann Leine zieht. Eine «saubere» Lösung der mittelöstlichen Probleme gibt es nicht, Ruhm kann er hier nicht einheimsen. Nur unspektakuläre Knochenarbeit und kluge Defensivstrategien sind möglich. Bisher hat der Präsident die Ratschläge seiner Generäle befolgt. Es ist zu hoffen, dass das so bleibt.



Einsatz kalibrieren: Kurdische Scharfschützin in Raqqa, Juni 2017.



# Viva il Cavaliere

Silvio Berlusconi ist wieder da: Er bleibt der einzige italienische Politiker mit Charisma und Format.

Von Nick Farrell

Silvio Berlusconi und die italienische Rechte sind von den politischen Toten auferstanden und melden sich zurück – rechtzeitig für die Parlamentswahlen, die spätestens im Mai kommenden Jahres durchgeführt werden müssen.

Bei den Bürgermeisterwahlen in Dutzenden italienischen Städten am letzten Sonntag verdrösch seine Forza Italia gemeinsam mit der Lega Nord und den Fratelli d'Italia nicht nur den linken Partito Democratico von Ex-Regierungschef Matteo Renzi, sondern auch die Fünf Sterne, die von dem Komiker Beppe Grillo geleitete Protestbewegung.

Sie besiegten die Linke sogar in Genua, einer Stadt, die seit dem Zweiten Weltkrieg rot wählte und wo es bis zum Ende der Sowjetunion die grösste Kommunistische Partei des Westens gab.

Die drei führenden italienischen Tageszeitungen, die alle linksgerichtet sind, gaben zähneknirschend zu, dass die Linke im Land ein Problem habe und dass die Erklärung dafür nicht auf der lokalen, sondern auf der nationalen Ebene liege. Dito die Konsequenzen.

## «Politisch unsterblich»

Seit Berlusconi 2011 wegen des Bunga-Bunga-Skandals zurücktreten musste, hatte Italien vier linke, nichtgewählte Ministerpräsidenten. Keinem ist es gelungen, die desolote Wirtschaft des Landes aus ihrer mehr oder weniger permanenten Rezession zu reissen. Keinem ist es gelungen, die biblische Flut von Migrant\*innen, die über das Mittelmeer von der libyschen Küste nach Italien schwappt, einzudämmen.

Die jüngste Schlappe der Linken seit dem verlorenen Referendum letzten Dezember über eine Verfassungsreform und dem Rücktritt von Renzi war eine «einschneidende und schmerzhaft\* Niederlage» (Stefano Folli, *La Repubblica*). «Für die gesamte italienische Linke hätte es nicht schlimmer kommen können» (Riccardo Barenghi, *La Stampa*). Die «multikulturelle und tolerante» Linke ist «in allen ihren Versionen eine Verliererin» (Stefano Politi, *Il Corriere della Sera*).

Aber auch Grillos Fünf-Sterne-Bewegung ist eine grosse Verliererin: Fast überall, sogar in Grillos Heimatstadt Genua, erzielten ihre Kandidaten nicht einmal genügend Stimmen, um in die zweite Abstimmungsrunde zu gelangen.

Und doch ist es erst genau ein Jahr her, dass Grillos Kandidaten bei ähnlichen Lokalwahlen in Turin und Rom triumphierten – auf Kosten der Linken. Angefeuert wurden sie durch ihren Kampfruf «Vaffa!» (Verpiss

euch!), der sich gegen die endemische politische Korruption im Lande richtete. Aber in Rom steht Grillos Bürgermeisterin Virginia Raggi demnächst vor Gericht – wegen Korruption. Raggi, eine Glamour-Anwältin, war wegen des blauäugigen Versprechens gewählt worden, die gigantischen Müllprobleme der Ewigen Stadt zu lösen. Sie scheiterte.

Berlusconi aber, achtzig Jahre mittlerweile, kann sich freuen. Er ist «politisch unsterblich», stöhnte Stefano Folli von der *Repubblica*.

Nachdem er 2013 wegen Steuerhinterziehung zu einer vierjährigen Haftstrafe verurteilt worden war (wegen Italiens undurchschaubaren Gesetzen musste er nicht hinter Gitter), wurde dem milliardenschweren Medienmogul für sechs Jahre jedes politische Amt verboten. Er zog den Fall vor den europäischen Menschenrechtsgerichtshof in Strassburg, doch der wird sein Urteil erst im Mai kommenden Jahres fällen. Berlusconi wird also nicht fürs Parlament kandidieren dürfen, geschweige denn Premierminister werden.

Aber so unglaublich es klingt: «Il Cavaliere», der Ritter – wie ihn seine Anhänger nennen –, bleibt der einzige Politiker mit dem notwendigen Charisma, um die entscheidenden Strömungen der italienischen Rechten zum Sieg zusammenzuführen – wenn auch diesmal nur als Galionsfigur.



Galionsfigur: Ex-Ministerpräsident Berlusconi.

Türkei

## Wie krank ist Erdogan?

Die Schwächeanfälle des türkischen Präsidenten provozieren Gerüchte.



Rundum versorgt: Erdogan im Juni in Istanbul.

Als der türkische Staatspräsident Recep Tayyip Erdoğan am Sonntag beim Beten in einer Istanbuler Moschee einen Schwächeanfall erlitt, gab das alten Gerüchten über seinen Gesundheitszustand Auftrieb. Schon im Jahr 2006 war er einmal zusammengebrochen, ebenfalls im Fastenmonat Ramadan. Er war damals versehentlich eingeschlossen in seiner Staatskarosse und musste mit einem Vorschlaghammer daraus befreit werden. Experten rätselten: Epilepsie-Anfall? Unterzuckerung in der Fastenzeit? Diabetes-Krise?

Den neuesten Zwischenfall erklärte Erdoğan mit Blutdruckproblemen als Folge seiner Zuckerkrankheit. Im November 2011 und erneut im Februar 2012 musste er operiert werden, offiziell, um gutmütige Darmtumore zu entfernen. Aus Ärztekreisen sei aber durchgesickert, dass es Krebs im Anfangsstadium war, versichert ein Experte der *Weltwoche*, der nicht namentlich genannt werden will. Einvernehmen herrscht darüber, dass Erdoğan, falls er je Krebs hatte, heute frei davon ist.

Grosse Aufregung gab es auch im Sommer 2013, als er für längere Zeit von der Bildfläche verschwand. Es war auf dem Höhepunkt der Gezi-Proteste, die seine Macht zu erschüttern drohten, und es wurde spekuliert, ob der Stress ihn gesundheitlich angegriffen habe. Erdogans Wohnung, so weiss ein Insider, war auch in früheren Jahren ausgerüstet wie eine kleine Krankenstation. In seinem gigantomanischen neuen Präsidentenpalast ist er erst recht medizinisch rundum versorgt. Nicht zuletzt, um Krankenhausaufenthalte und die immer damit verbundenen Spekulationen in den Medien zu vermeiden.

Boris Kálnoky

# «Rückkehr ins Paradies»

Mit der dm-Drogeriekette hat Götz W. Werner eines der grössten Unternehmen Europas begründet. Heute denkt er über die Zukunft des Kapitalismus nach: ohne Steuern und mit einem Grundeinkommen für alle. *Von Wolfgang Koydl*

Normalerweise bewegt sich der freundliche alte Herr mit dem Fahrrad durch die Stadt, nur ausnahmsweise ist er mit dem Auto zum Treffpunkt gekommen, einem Hotel am Stuttgarter Hauptbahnhof. Schräg gegenüber liegt eine Filiale der dm-Drogeriemarkt-Kette, die der 73-jährige Götz W. Werner vor 44 Jahren begründete. Das ist kein Zufall: Die Chancen, irgendwo eine Zweigstelle zu finden, sind bei knapp 3400 Filialen in elf Ländern gross. Mit 56 000 Mitarbeitern und einem Umsatz von 9,7 Milliarden Euro ist «dm» der grösste Drogeriemarkt Europas. Inspiriert wurde der Schwabe Werner vom Schweizer Gottlieb Duttweiler: Von ihm übernahm er das Discounter-Prinzip und die Unternehmensphilosophie. Inzwischen geht er weiter als sein radikales Vorbild: Werner fordert die Abschaffung aller Steuern mit Ausnahme einer Konsumsteuer und ein bedingungsloses Grundeinkommen für alle. Ist er ein Kapitalist oder ein Sozialist? Weder noch: «Ich bin ein Realträumer.»

**Herr Werner, Ihr neues Buch heisst «Sonst knallt's». Was knallt?**

Es knallt, wenn wir in der Wirtschafts- und Steuerpolitik nicht radikal umdenken, wenn wir die Dinge lassen, wie sie sind. Der Mensch lernt bekanntlich durch Einsicht oder durch eine Katastrophe. Wenn alles weitergeht wie bisher, fängt die Gesellschaft an zu revoltieren. Sie verfällt Verführern – heute nennt man das Populisten – und tut unvernünftige Dinge. Wenn die Gesellschaft so unter Druck gesetzt wird, dass es existenziell wird, wird der Mensch zum Tier.

**Sie fordern die Abschaffung aller Steuern mit Ausnahme einer Konsumsteuer. Wie soll denn das funktionieren?**

Unser gesamtes Steuersystem wird heute noch regiert von der Idee des Zehnten. Je nachdem wie reich du vom lieben Gott beschenkt worden bist mit deiner Ernte, musst du etwas abgeben – an die Kirche, an den Fürsten, an den, der dich beschützt. Auch heute noch wird das Resultat meines Leistungsbeitrages besteuert.

**Zurück zu den Steuern beziehungsweise ihrer Abschaffung.**

Man muss sich fragen: Ist es richtig, den Leistungsbeitrag zu besteuern? Ist es nicht logischer, den Konsum zu besteuern? Wie



«Als Unternehmer ist man Realträumer»: Götz W. Werner.

richtig das ist, zeigt sich daran, dass unsere einzige Konsumsteuer, die Mehrwertsteuer, unsere erfolgreichste Steuer ist. Denn sie besteuert die Leistungsentnahme: Wir

**«Wer zahlt denn diese Steuern wirklich? Nicht ich, sondern meine Kunden.»**

arbeiten fleissig zusammen für andere. Wer mehr aus dem Wertschöpfungsgeschehen entnimmt, muss mehr bezahlen.

**Ist das nicht ungerecht? Mit 3000 Euro im Monat komme ich schnell an meine Kon-**

**sumgrenze, während ich bei 300 000 Euro gar nicht so viel konsumieren kann, wie ich habe?**

Ungerecht? Wie läuft es denn wirklich? Für mich war es ein Schlüsselerlebnis, als ich selbständig wurde und Erfolg hatte. Ich erkannte, dass ich als Folge des Erfolges viel Steuern zahlen muss. Aber: Wer zahlt denn diese Steuern wirklich? Nicht ich, sondern meine Kunden, weil diese Steuern vorher in die Preise einkalkuliert wurden.

**Sie treiben die Steuern bei den Kunden ein und überweisen sie an das Finanzamt?**

Im Grunde, ja. Wir müssen unterscheiden zwischen dem, der die Steuern einzahlt,

und dem, der sie trägt. Wenn Sie das durchdenken, kommen Sie zu einem einzigen Ergebnis: dass immer der Verbraucher die Zeche zahlt. Denn jedes Gut, das wir irgendwo auf der Welt herstellen, hat den Menschen zum Ziel. Ohne Menschen gäbe es keine Wirtschaft. Daraus ergibt sich, dass die Wirtschaft für die Menschen da ist, nicht die Menschen für die Wirtschaft. Das ist die Gretchenfrage: Ist der Mensch Mittel oder Zweck? Hier liegt der Denkfehler. All unsere gesellschaftlichen Nöte entstehen daraus. Wie schon Kant wusste: Der Mensch ist nie Mittel, sondern immer Zweck. Das schlägt sich sprachlich nieder bei den Worten Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Arbeitgeber kann nur der Kunde sein. Oder in Ihrem Fall als Journalist – der Leser.

#### **Sie haben auch ein Problem mit dem Begriff Personalkosten.**

Nur, wenn man es von aussen betrachtet, reduziert das Einkommen, das Mitarbeiter beziehen, das Ergebnis. Von innen gesehen, führen die Mitarbeiter das Ergebnis herbei. Nur weil man schneller einem Mitarbeiter kündigen als eine Maschine abbauen und verkaufen kann, reduziert man als Erstes Personalkosten. Das ist verführerisch. Man muss das Denken ändern. Wir sind gefangen in unseren Vorstellungsgefängnissen, aus denen wir nicht ausbrechen können. In unserer Zeit ist ein Mitarbeiter für mich kein Kosten-, Risiko- oder irgendein anderer Faktor.

#### **Sondern?**

Der Mitarbeiter ist unser Kapital.

#### **Sie fordern ein bedingungsloses Grundeinkommen für jeden. Da wird der Einwand erhoben, dass dann niemand mehr arbeiten würde.**

Das ist ganz leicht zu entkräften. Ich frage ganz einfach zurück: «Was würden Sie machen?» Ich habe noch niemanden getroffen, der gesagt hätte: «Ja, ich wollte mich schon immer zur Ruhe setzen, die Hängematte liegt schon gebügelt im Schrank.» Aber jetzt wird es tragisch. Denn die gleiche Person sagt im selben Atemzug: «Ich würde schon weiterarbeiten, aber die anderen ...» Das ist ein bekannter Effekt, dem wir auch anderswo begegnen: «Ich bin der Einzige, der Autofahren kann, die anderen sind verkehrsfährdend.»

#### **Also würden alle weiterarbeiten?**

Davon ist auszugehen. Arbeit ist mehr als Geld verdienen. Der Mensch ist nicht wie ein Tier determiniert. Er kann sich verändern. Er kommt auf die Welt, weil er sich verändern will. Wodurch verändert er sich? Durch das Arbeiten in der Gemeinschaft.

#### **Was wird dann aus «Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot verdienen»?**

Pflanzen, Tiere, Erde, Mensch – daraus besteht die Schöpfung. Das fünfte Schöpfungswerk hat der Mensch hervorgebracht: die Technologie. Maschinen und Methoden. Mit ihnen kann der Mensch paradiesische Zustände herstellen. Dort, wo wir rausgeflogen sind, um im Schweisse unseres Angesichts unser Brot zu verdienen, schlüpfen wir durch die Hintertür wieder hinein.

#### **Aber wie wollen Sie ein Grundeinkommen finanzieren? Sie sprechen von tausend Euro im Monat, multipliziert mit – in Deutschland – achtzig Millionen Bürgern.**

Wollen Sie die ganz kurze Antwort? Es ist schon finanziert. Denn Sie leben doch.

#### **Das müssen Sie erklären.**

Provozieren Sie sich doch selbst mal ein bisschen. Es muss finanziert sein, da wir doch nicht vom Geld leben, sondern von den Gütern. Das ist das Problem unseres Geldbegriffes. Wir meinen, Geld sei ein Wert an sich. (Zieht eine Fünfzig-Euro-Note aus seinem Portemonnaie.) Was meinen Sie, warum wir das einen Geld-Schein nennen? Er ist nur Schein. Weil wir ständig aufs Geld starren, sehen wir meist nur «Finanzierungsprobleme». Das ist die falsche Frage.

#### **Was wäre denn die richtige Frage?**

Bringen wir genügend Güter und Dienstleistungen hervor, dass wir 82 Millionen Menschen tausend Euro im Monat geben können? Das aber ist keine Frage mehr, sondern eine beobachtbare Tatsache. Sind wir bereit zu Freiheit, Gleichheit, Geschwisterlichkeit? Letzteres heisst ja nichts anderes, als dass der Mangel gerecht verteilt wird. Güter waren immer Mangelware. Die letzten 20 000 Jahre sowieso. Dass es keinen Mangel mehr gibt, erleben wir erst seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs.

#### **Abwesenheit von Mangel ist leider kein globales Phänomen. In anderen Weltgegenden herrscht durchaus Mangel.**

Den könnten wir sofort beseitigen, wenn wir das nur wollten. Der ehrliche Wille ist auch beim Grundeinkommen notwendig. Fragen Sie sich erst einmal, ob Sie das auch Ihrer bösen Nachbarin gönnen.

#### **Wenn das so einleuchtend ist, warum haben dann die Schweizer, die ja oft klüger sind als andere, das Grundeinkommen vor zwei Jahren so wuchtig abgelehnt?**

Was heisst hier abgelehnt? Zwanzig Prozent waren dafür. Das ist für mich sensationell, ich bitte Sie.

#### **Trotzdem wurde das Anliegen versenkt. Was braucht es, damit ein Grundeinkommen mehrheitsfähig wird?**

Umgekehrt gefragt: Was war nötig, dass der Schweizer Frau 1971 endlich das Stimmrecht zugebilligt wurde? Drei bis vier Volksabstimmungen. Was war notwendig, dass die

Mehrwertsteuer eingeführt wurde? Es gibt nichts Zukunftsweisendes, Utopisches in der Schweiz, wofür man nicht drei Volksabstimmungen brauchte. Das ist das Wesen der direkten Demokratie.

#### **Als Argument für ein Grundeinkommen führen Sie an, dass in den nächsten Jahren immer mehr Arbeitsplätze durch Automatisierung, Robotisierung und Algorithmen verschwinden werden. Leben wir dann bald in einer Gesellschaft der Musse?**

Das gab's doch schon. Im alten Athen.

#### **Deren Maschinen hiessen Sklaven.**

Genau. Und die alten Griechen hatten Musse. Unsere heutigen Sklaven sind unsere Maschinen und Methoden. Eine Rückkehr ins Paradies.

#### **Können wir mit so viel Musse zurechtkommen?**

Klar, wenn wir die Ideen dafür haben.

#### **Welche Ideen müssten das sein? Müssig-gang ist bekanntlich aller Laster Anfang.**

Das Grundeinkommen brauche ich, um überleben zu können. Aber die Arbeit brauche ich, um über mich hinauszuwachsen,

---

### **«Wir sind auf der Welt, um die Welt zu verändern, und das tun wir mit Arbeit.»**

---

weil ich nicht als der sterben will, als der ich geboren wurde. Man hat nie gesehen, dass aus einer Giraffe ein Löwe wird. Aber was aus einem Menschen alles werden kann, das erlebt man ständig. Wir sind auf der Welt, um die Welt zu verändern, und das tun wir mit Arbeit – mit gleichermaßen grossen Erfolgen wie Misserfolgen.

#### **Sprechen wir von Ihrem Unternehmen. Das wird auch anders geführt als andere Firmen, geleitet von Ihren anthroposophischen Vorstellungen. Ein Kernbegriff ist die «dialogische Führung». Was ist das?**

Egalité. Ich nehme den anderen ernst. Vor vielen Jahren hat mir mal ein Unternehmer, ein grossspuriger Typ, seine Firma gezeigt. Ein Grossraumbüro. Zwei Büros waren abgetrennt, eines für seinen Vater, eines für ihn. Dann sagte er: «Im Grossraum wird gemacht, in den Büros wird gedacht.» Das ist das Gegenteil von dialogisch.

#### **Wenn man Sie reden hört, fragt man sich: Sind Sie eigentlich noch ein Kapitalist oder doch eher ein Sozialist?**

Ich bin weder der einen noch der anderen Ideologie verfallen. Unternehmer orientieren sich idealerweise an den menschlichen und gesellschaftlichen Bedürfnissen. Als Unternehmer ist man Realträumer. Man sucht die Spuren der Zukunft in der Gegenwart und versucht passende Ideen und Produkte anzubieten, um das Leben besser zu machen. ○



*Da rauscht einem das Blut durch die Adern:* Paul Gauguins «Tahitische Landschaft», zirka 1893.



## Ikone der Woche

# Ewiger Sommer

Von Claudia Schumacher

**E**in einfacher Mann, wohl ein Wanderer oder Landwirt, geht einen Pfad entlang, der in der Sonne rotgolden schimmert. Vorbei führt ihn sein Weg an Palmen und einem üppigen Blütenmeer in Lila-Blau. Vor ihm liegt ein kleiner Berg aus sonnengebackenem Felsgestein. Welche Kraft liegt in diesem Sommer! Er strahlt in satten Grundfarben, Rot, Blau, Gelb. Die Hitze wird beim Betrachten spürbar und kontrastiert spannungsvoll mit dem kühlen Blau des Himmels. Paul Gauguins «Tahitische Landschaft» (zirka 1893) wurde einst vom *Guardian* unter die zehn grandiossten Sommerbilder der Kunstgeschichte eingereiht – zu Unrecht nur auf Platz neun, wie wir finden. Auf die vorderen Plätze schafften es die üblichen Verdächtigen, Claude Monets «Mohnblumenfeld» (1873) kam auf Platz eins. Dabei verkörperte kein Künstler den Geist des Sommers so umfassend und gnadenlos wie Paul Gauguin.

### Der Sonne entgegen

Schon seine Biografie erzählt von einem, der auszog, den Sommer zu finden. Was er zu leben wagte, bleibt für die meisten Menschen eine durchgeknallte Angestelltenfantasie: Börsenmakler verlässt Familie, schippert auf Bananenboot nach Tahiti, findet dort exotische Früchte und Sex, um beides, die Früchte und die Fruchtbarkeitsgöttinnen, mit denen er schlief, auch auf Leinwand zu bannen – und berühmter zu werden als sämtliche Börsenmakler der Welt, mit Ausnahme vielleicht von Bernie Madoff, wobei den in ein paar hundert Jahren wohl keiner mehr kennt. Gauguin schon.

Die Farbintensität seiner Bilder, auf denen in letzter Konsequenz nie etwas anderes zu sehen ist als der Sommer, warf seine Zeitgenossen um. Da rauscht einem das Blut durch die Adern, schaut man seine knallbunten Landschaften und nackten Schönheiten an, das kannte man damals in einer Zeit ohne Billigfluggesellschaften noch nicht, und so inspirierte Gauguins Farbenfieber die jungen Pariser Maler seiner Zeit zum Fauvismus. Dass die Jagd nach dem ewigen Sommer Gauguin bereits im Alter von nur 54 Jahren das Leben kostete, braucht uns nicht davon abhalten, rauszugehen und diesen glühenden Sommer da draussen bei den Hörnern zu packen. Denn Gauguin erfasste, wie man das Leben auskostet: «Das Leben hat keine Bedeutung, ausser man lebt es mit einem Willen, der mindestens an die Grenzen der eigenen Willenskraft geht. Werte, das Gute und das Böse, sind nichts als Worte, bis man sie auseinandernimmt und etwas Eigenes daraus bildet.»

## «Es ist nur eine Frage der Zeit, bis wir SRF 1 überholen»

Dominik Kaiser ist mit seiner 3+-Sendergruppe zum ernsthaften Gegenspieler von SRF geworden. Der König des Schweizer Privatfernsehens spricht über den kulturellen Wert von «Die Bachelorette», den Start einer eigenen Schweizer Fernsehserie und darüber, wie die SRG ihn beim Sport ausbootet. *Von Rico Bandle*

Sie haben mittlerweile einen Status wie früher die Miss-Schweiz-Wahlen: die «Bachelor»- und «Bachelorette»-Sendungen auf dem Privatsender 3+. Eben ist wieder eine Staffel zu Ende gegangen, gegen 200 000 vorwiegend junge Leute schauten Woche für Woche fast zwei Stunden lang zu, wie Eli Simic unter 21 muskelbepackten Jünglingen ihren «Traummann» suchte.

Eigentlich dürfte es diese Sendungen gar nicht geben: Lange galt die Schweiz als unmögliches Pflaster für grosses Privatfernsehen. Der Medienkonzern Tamedia scheiterte mit seinem Sender TV3 ebenso wie Medienpionier Roger Schawinski mit Tele 24 oder RTL/Pro Sieben Schweiz. Doch dann kam Dominik Kaiser. Der Unternehmer hat in den letzten Jahren ein stetig wachsendes, kleines Fernsehimperium geschaffen und ist damit zum ernstzunehmenden Kontrahenten für die übermächtige SRG geworden: Die Gruppe mit den Sendern 3+, 4+ und 5+ schnappt SRF nicht nur Marktanteile weg, sondern konkurriert mit ihr auch beim Erwerb von Sport- und Unterhaltungsrechten.

Der Sitz von 3+ ist im fünften Stock eines wenig repräsentativen Gewerbebaus in der Industriezone von Schlieren untergebracht. Rund 55 Mitarbeiter arbeiten da in unklimateisierten Büros. Chef und Firmengründer Dominik Kaiser ist leger gekleidet, der sportlich-schlanke Mann wirkt mit seinem braungebrannten Gesicht und seinem blonden Haar eher wie ein lässiger Surflehrer als wie ein Medienmanager.

**Wenn Sie zu Hause einen Fernsehabend machen, welche Sendungen bevorzugen Sie?**

Ich zappe gerne rum. Natürlich berufsbedingt, ich bin neugierig, was die anderen machen. Um abzuschalten, schaue ich gerne Serien wie «Lethal Weapon», die man einfach mal eine halbe Stunde schauen kann, und die Geschichte ist schön abgeschlossen: Alle Bösen sind im Gefängnis, das Gute hat obsiegt. Wenn ich Zeit habe, um mich auf etwas zu konzentrieren, schaue ich auch gerne Serien, die fortlaufend sind. «Game of Thrones» zum Beispiel ist fantastisch. Nachrichten hingegen schaue ich keine, ich informiere mich vor allem online.

**Wenn man das Programm auf 3+ anschaut, so fällt auf: Da kommen gleich vier oder fünf Folgen einer Serie am Stück.**

Im deutschsprachigen Raum waren wir die Ersten mit dieser Programmplanung. US-Sender machen das schon lange. Als Sender versucht man den *audience flow* zu optimieren. Das heisst: Wenn man einmal einen Zuschauer auf dem Sender hat, so will man ihn möglichst lange halten. Der nächste Sender ist ja nur einen Knopfdruck entfernt. Der Grossteil der Fernsichtnutzung erfolgt oft zufällig; nur eine Minderheit schaut im Programmheft, wann eine bestimmte Sendung beginnt.

**Wenn eine neue Folge derselben Serie folgt, schalten die Leute weniger um?**

Die Wahrscheinlichkeit, dass die Leute abspringen, ist dann am tiefsten. Zumindest sollte die nachfolgende Sendung ähnlich gelagert sein, ein ähnliches Publikum ansprechen. Wir testen dazu konstant, was am besten zusammenpasst, nichts in der Programmplanung ist dem Zufall überlassen. Wenn man es richtig macht, so gewinnt man während des Tages laufend mehr Zuschauer hinzu.

**«Ich frage mich, ob Roger de Weck den Service-public-Begriff richtig versteht.»**

**Sie fischen bei den Leuten, die mit der Fernbedienung ziellos herumzappen.**

Genau. Wir wissen, dass jeden Tag viele hunderttausend Zuschauer bei uns vorbeizappen. Unser Job ist es, davon so viele wie möglich möglichst lange an unser Programm zu binden.

**Weshalb lassen Sie dann nicht den ganzen Tag nur eine Serie laufen?**

Die Bedürfnisse der Zuschauer verändern sich über den Tag. Wie auch das Programm unserer Konkurrenten. Am Nachmittag haben die Zuschauer andere Bedürfnisse als am Vorabend oder am Hauptabend. Am Hauptabend, um 20.15 Uhr, kommen bei uns die Sendungen, für die man uns auch bewusst einschaltet: die Eigenproduktionen wie «Bachelorette» oder «Bumann der Restauranttester», Blockbuster-Filme oder Erstaussstrahlungen von Serien.

**Roger Schawinski sagte einmal, das Geschäftsmodell von 3+ und vor allem Ihrer anderen Sender 4+ und 5+ basiere darauf, dass die Leute beim Durchzappen zufälligerweise von der Quotenmessung erfasst würden. Richtig zuschauen tue bei diesen Sendern kaum jemand.**

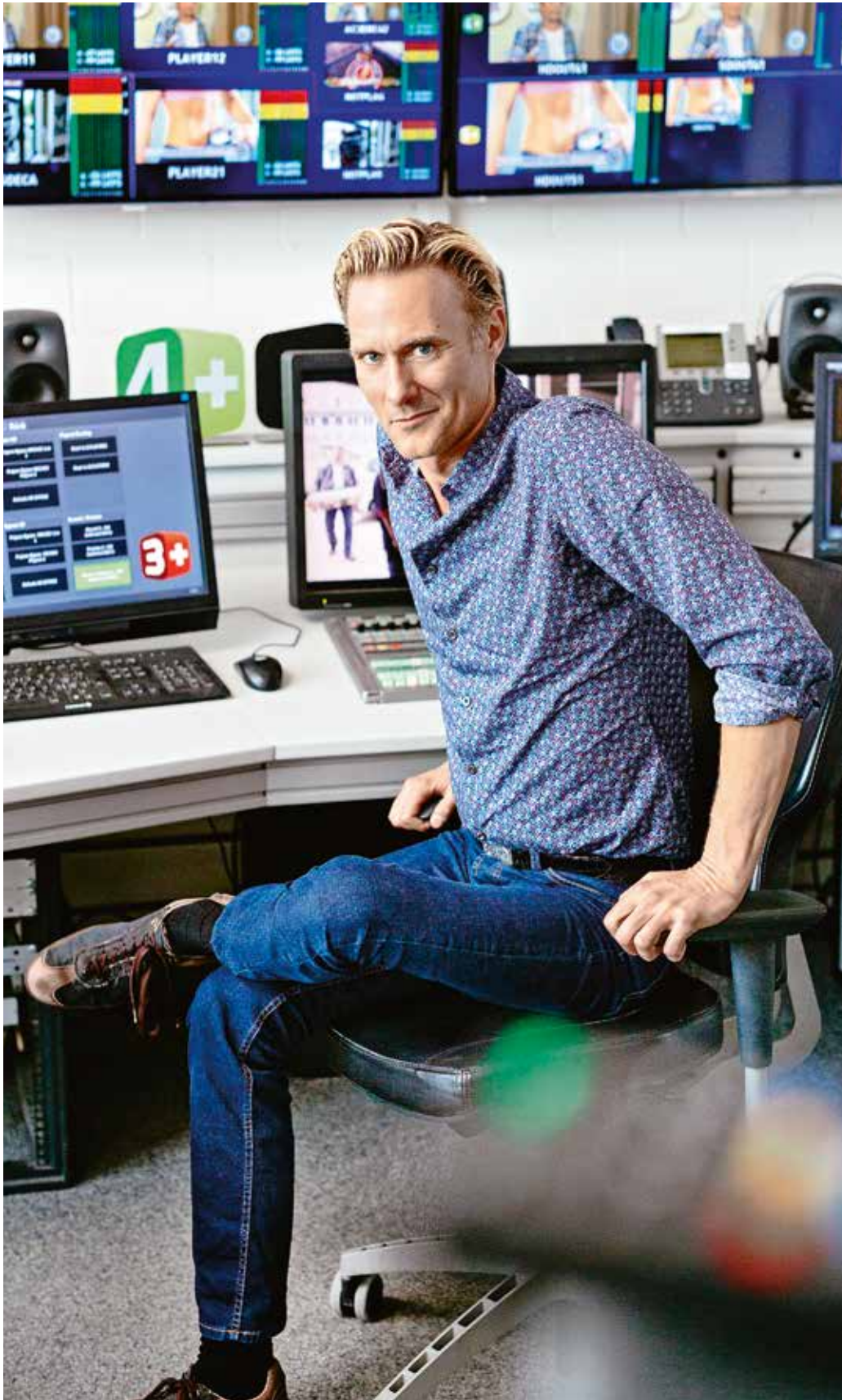
Schawinski mag seine eigene Meinung haben. Tatsache ist aber: Schawinski hatte mit seinem Tele24 weniger Zuschauermarktanteil als wir mit unserem kleinsten Sender 5+. Ob das ein guter Leistungsausweis ist oder nicht, kann jeder selber entscheiden. Es ist nicht ganz einfach, Sendungen zu machen wie «Bauer, ledig, sucht ...» oder «Die Bachelorette», die einen durchschnittlichen Marktanteil über viele Folgen von um die 20 Prozent erreichen. Schawinski ist dies mit Tele 24 nie auch nur annähernd gelungen.

**Die plötzliche Explosion an Schweizer Privat-TV-Sendern, die mehrheitlich Konserven senden, ist aber schon bemerkenswert. Sie haben neben Ihrem Hauptsender 3+ vor einigen Jahren 4+ und 5+ gestartet, die AZ Medien TV24 und TV25, die Pro-SiebenSat.1-Gruppe Puls 8. Ist da nicht etwas dran, dass sich heute mit dem endlosen Abspulen billiger Serien sehr einfach Geld verdienen lässt?**

Die Erklärung für die vielen neuen Sender ist simpel: Nach dem Scheitern von Schawinskis Tele24, dem Tamedia-Sender TV3 und RTL/Pro Sieben Schweiz dachte man lange Zeit, dass sprachregionales Privatfernsehen in der Schweiz nicht zu machen sei. Wir haben bewiesen, dass es doch geht. Es war dann eine Frage der Zeit, bis unser Businessmodell mindestens teilweise kopiert wird. Zum Teil sind es gar Ex-Mitarbeiter von uns, die nun bei der Konkurrenz arbeiten.

**Viele Leute sagen dem klassischen linearen Fernsehen den Tod voraus. Nur die Übertragung von Events, ob Sportereignisse oder künstliche Wettbewerbe wie «Bachelorette» oder «Dschungelshow», habe eine Zukunft. Serien und Filme schaue man bald nur noch auf Plattformen wie Netflix.**

Schon bei der Einführung des Videorecorders wurde das klassische Free-TV totgesagt. Das war vor 30 Jahren. Erst recht, als die DVDs kamen, dann wieder beim Streaming. Trotzdem wurde das Fernsehen immer stärker: Die klassische Nutzung ist bisher mehr oder weniger stabil, die Inhalte werden aber zusätzlich auch noch online konsumiert. Klassisches Fernsehen und das Streaming via Netflix sind zwei völlig unterschiedliche Sachen: Bei Netflix wählt man sich bewusst einen Film oder eine Serie aus und schaut dies dann von Anfang bis Ende. Beim Fernsehen hingegen bleibt man oft nicht nur bei einer Sendung. Man schaltet hin und her,



«Wie Wellenreiten»: Fernsehunternehmer Kaiser.

guckt ein bisschen Krimi, ein bisschen News, ein bisschen Show, ein bisschen Dokumentation. Die Inhalte sind entsprechend anders: Komplexe Serien wie «House of Cards» sind auf Netflix angeblich erfolgreich. Angeblich darum, weil Netflix keine Zuschauerzahlen bekanntgibt. Fakt ist, dass Serien wie «House of

Cards» im Free-TV total gefloppt sind. Sorgen macht uns vielmehr das Catch-up-TV, also dass die Weiterverbreiter wie die Swisscom oder UPC das TV-Programm mit einer sogenannten Replay-Funktion anbieten. Der Zuschauer kann das ganze TV-Programm sieben Tage zurückspulen. Das ist eine Schweizer Eigenheit und weltweit einmalig.

Die Leute überspringen dann die Werbung. Genau. Das gefährdet unsere relevanteste Einnahmequelle. Wir bekommen – anders als die SRG-Sender – keine Gebührengelder. Deshalb kämpfen auch alle Sender geschlossen dagegen.

Sie wollen, dass das Überspulen der Werbung technisch verunmöglicht wird.

Das wäre eine Möglichkeit. Eine andere wäre, dass die Telekom-Firmen, die diese Möglichkeit anbieten, uns eine angemessen hohe Entschädigung für unsere Inhalte bezahlen. Schliesslich verdienen die sehr, sehr viel Geld mit unseren Inhalten. Hier ist die Politik gefordert.

Das grosse Thema im Fernsehen ist der Sport, insbesondere Fussball. Weshalb machen Sie da nicht mit?

Wir würden gerne. Wir bieten bei der Vergabe von Sportrechten auch mit, allerdings nur bei Top-Veranstaltungen wie den Fussball-Nati-Spielen. Bisher sind wir aber von SRF mit seinen fast unbeschränkten Mitteln überboten worden.

Sie haben tatsächlich bei der Fussball-Weltmeisterschaft und der -Europameisterschaft mitgeboten?

Zuletzt haben wir bei den EM-Qualifikationsspielen der Fussball-Nati und der neuen Uefa-Nations-League mitgeboten. Nur schon um mitbieten zu können, mussten wir einen ziemlich dicken Vertrag unterzeichnen und belegen, dass wir die umfassenden Anforderungen auch erfüllen können. Wir haben gehofft, dass uns SRF ein paar Spiele der Nationalmannschaft abgibt, schliesslich nimmt die Anzahl Spiele durch den neuen Wettbewerb zu. Aber dazu besteht keine Bereitschaft. Das heisst: Nächstes Mal werden wir mehr bieten. Das wird zu einem Preiskrieg führen, am Schluss wird die SRG uns wahrscheinlich wieder überbieten und noch mehr für die Rechte bezahlen. Diese höheren Kosten zahlt dann schliesslich der Gebührenzahler, also wir alle. Ein schon etwas eigenartiges System.

Vor einigen Jahren haben Sie bereits beanstanden, die SRG habe Sie bei der Vergabe der Rechte für die Castingshow «The Voice of Switzerland» überboten. SRG-nahe Kreise behaupteten nachher, Sie wären gar nicht in der Lage gewesen, eine solch grosse Kiste alleine zu stemmen.

Anfangs schlugen wir SRF vor, die Sendung gemeinsam zu produzieren. Sie wäre abwechselnd bei SRF und bei uns gelaufen, die Kosten hätten wir uns geteilt. SRF wollte dies unter keinen Umständen, also kam es zu einem Wettbieten. SRF hat uns dabei überboten. Was richtig ist: Wir hätten aus Kostengründen nicht wie die SRG selber ein Studio gebaut, sondern das bestehende der deutschen Ausgabe von Pro Sieben genutzt. Weil wir den Zuschlag nicht erhielten,

haben wir dann begonnen, «Bachelor» zu machen. Und mittlerweile mit mehr als dreimal so vielen Eigenproduktionen wie damals auch klar bewiesen, dass wir in der Lage sind, teure und grosse Projekte zu stemmen.

**Ist es für Sie eine Beleidigung, wenn SRG-Direktor Roger de Weck sagt: ««Bachelor» empfinde ich als frauen- wie männer-verachtend.» Er spricht der Sendung auch jeglichen Service-public-Charakter ab.**

In so einem Augenblick frage ich mich, ob de Weck überhaupt je eine Folge gesehen hat. Und wenn ja, ob er den Service-public-Begriff richtig versteht. «Bachelor» und «Bachelorette» sind meines Wissens die einzigen Sendungen, die die moderne Multikulti-Schweiz abbilden. Wir bringen auf unterhaltende Art verschiedene Bevölkerungsgruppen und Kulturen zusammen. Das ist bester Service public. Interessant ist auch, dass SRF unterdessen Ausschnitte unserer Sendung mit eigenem Logo schmückt und online stellt. Und die wunderschöne ländliche Schweiz pflegen wir ja auch, bei «Bauer, ledig, sucht...».

**Sie sind ein Genie im Adaptieren internationaler Formate: Ihre Schweizer Versionen von «Bachelor» oder «Bumann der Restauranttester» sind weit unterhaltener als die deutschen Pendanten.**

Das sagen sogar die Erfinder der Sendungen. Das Konzept von «Bachelor» lautet eigentlich: Zwanzig schöne Frauen kämpfen um einen gutsituierten, etwas steifen, aber eleganten und eloquenten Mann. Als wir mit Vujo Gavric einen etwas wilderen und wortgewaltigen Secondo als Bachelor einsetzten, stiessen wir am Anfang beim Lizenzgeber auf Widerstand. Der fand, dass wir damit die Positionierung des Formats veränderten. Im Nachhinein gratulierte er uns zur Wahl, die Sendung war ein dermassen grosser Erfolg. Im Vergleich zur US-Ausgabe oder jener der Skandinavien ist unsere Version origineller, emotionaler, lustiger. Die deutsche «Bachelorette» hat unterdessen übrigens viele unserer kreativen Anpassungen am Format und bei der Erzählweise übernommen und läuft seither auch erfolgreicher.

**Schon immer spürten Sie zielsicher die geschmacklichen Bedürfnisse der jungen Leute auf. Schon mit sechzehn Jahren haben Sie Computer importiert und den Gaming-Trend vorweggenommen.**

Ich importierte Atari-ST- und Commodore-Amiga-Computer. Im *Tages-Anzeiger* schaltete ich kleine Inserate und bot die Kisten billiger an als die Konkurrenz. Meine Mutter drängte mich, trotzdem eine Lehre zu machen, als Fernseh- und Radioelektriker. Meine Einkünfte aus dem Importgeschäft übertrafen den Lehrlingslohn um ein Mehr-



«Moderne Multikulti-Schweiz»: «Bachelorette»

faches. Kürzlich habe ich einen Aufsatz gefunden, wo ich mit dreizehn Jahren schon geschrieben habe, wie die Computer die Welt erobern werden. Das war lange vor der Internet-Zeit, und Computer hatten damals die wenigsten zu Hause. Ich glaube, ich habe einen relativ massenkompatiblen Geschmack. Wenn mir etwas gefällt, gefällt es oft auch vielen anderen. Über die Jahre habe ich gelernt, mein Bauchgefühl mit Daten zu challengen und analytisch herauszufordern. Das hat mich auch schon vor Dummheiten bewahrt. Ein bisschen Glück gehört natürlich auch dazu.

**Als Techno-Musik im Trend war, gründeten Sie ein Techno-Plattenlabel, organisierten Techno-Partys mit über 10 000 Leuten und waren bei der Zürcher Street Parade involviert.**

Mir gefiel die Musik mit der ganzen Partykultur darum herum sehr. Und ich war mir sehr sicher, dass die elektronische Musik viele Menschen begeistern werde. Als ich mit Techno anfang, nahmen 10 000 Leute an der Street Parade teil. Ein paar Jahre später war es eine Million. Ich war damals auch auf der Suche nach einem Job. Und die Vorstellung, selber auf eigenes Risiko Partys zu organisieren und CDs zu produzieren, gefiel mir: Wenn die Party gut ist, kommen die Leute, sonst nicht...

**... wie jetzt beim Fernsehen.**

Es gibt einen entscheidenden Unterschied: Bei der Techno-Party bezahlen die Leute Eintritt. Das Fernsehpublikum hingegen zahlt nichts und hält darum auch sehr nervös die Fernbedienung in der Hand. Was ich über die Jahre gelernt habe: Sich im Unterhaltungsgeschäft zu bewegen, ist wie Wellenreiten. Man reitet auf sogenannten Trendwellen. Wenn man zur richtigen Zeit am richtigen Ort ist, dann wächst man mit der Welle. Die Kunst ist, sich von den Wellen tragen zu lassen. Die Gefahr runterzufallen, ist immer gross.

**Sie haben beeindruckenden Publikums-erfolg. Prestige bringen Ihnen Ihre Sendungen aber keines. Wie gross ist die Versuchung, auch mal etwas zu machen, das von der Kritik gelobt wird, das dann im Markt wohl floppt?**

Diese Art von Anerkennung interessiert mich nicht. Bei unserem Sendestart schrieb



«Andere Bedürfnisse»: «Bumann»

das Nachrichtenmagazin *Facts*: «Terroristen in aller Welt können das Programm bald als billiges Folterwerkzeug entdecken.» Das war immerhin lustig. Häme und Kritik damals aus allen Richtungen waren jedoch schon heftig. Mich hat immer nur der Konsument interessiert: Wer genau ist er? Was sind seine Bedürfnisse? Wie erreiche ich ihn? Ob das Resultat dann meinem Geschmack entspricht, ist eine andere Frage. Es ist viel schwieriger, ein Programm für die Masse zu machen als für eine kleine Nische.

**Es ist doch ein urmenschliches Bedürfnis, dass man gerne gelobt wird und Anerkennung erhält.**

Ich habe Freude, wenn die Zuschauerzahlen hoch sind, das ist meine Anerkennung. Wir

---

**«Unsere Version der «Bachelorette» ist origineller, emotionaler, lustiger als die US-Ausgabe.»**

---

feiern intern zusammen die guten Einschaltquoten. Wenn ich das jetzt so erzähle, fällt mir auf, dass wir das wieder einmal machen sollten. Wir haben uns schon so sehr an die vielen Sendungen gewöhnt, mit denen wir Marktführer sind, dass wir das Feiern ein bisschen vergessen haben...

**Welches sind die Zukunftspläne von 3+? Legen Sie den Fokus weiterhin auf lineares Fernsehen, oder steigen Sie auch in andere Geschäftsfelder ein wie Pay-TV?**

Oberstes Ziel ist, zu wachsen. Letztes Jahr erreichten wir in der Hauptsendezeit [Prime Time, 20 bis 22.30 Uhr] mit allen drei Sendern bei der werberelevanten Zielgruppe im Durchschnitt einen Marktanteil von knapp 8 Prozent. SRF 1 erreicht knapp 15 Prozent. Dieses Jahr werden wir mehr als 9 Prozent erreichen, und die magische Marke von 10 Prozent haben wir fest im Blick. Langfristiges Ziel sind etwa 15 Prozent. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis wir SRF 1 überholen werden. Um dieses Ziel zu erreichen, reinvestieren wir den grössten Teil unseres Gewinns: Wir produzieren mehr Schweizer Sendungen, stellen mehr Mitarbeiter ein, verbessern das Programm. Voraussichtlich Ende Herbst beginnen die Dreharbeiten für die





«Beste Sendung»: «Bauer, ledig, sucht ...»

Pilotsendung unserer ersten fiktionalen Produktion. Der nächste grosse Schritt für uns.

#### Sie drehen eine eigene Serie?

Ja, eine Krimiserie. Erst einmal produzieren wir eine Pilotfolge. Wenn sie funktioniert, werden wir nächstes Jahr eine ganze Staffel drehen mit sechs oder acht Folgen.

#### Fiktion ist das Teuerste, was man als Fernsehsender machen kann.

Wir mussten tatsächlich einen Weg finden, wie man zu erschwinglichen Preisen drehen kann. Das war eine Schwierigkeit, die wir nun aber gelöst haben – hoffe ich zumindest. Wir werden, was die Produktionslogistik angeht, neue Wege gehen. Die andere Knacknuss war, eine Geschichte zu entwickeln, die zu unserem Programm und unseren Zuschauern passt. Drei Mal haben wir wieder von vorne begonnen. Jetzt sind wir zufrieden.

#### Bekommt man für so etwas Subventionen?

Keine Ahnung. Dazu haben wir uns noch keine Gedanken gemacht. Unser Hauptfokus lag darauf, eine Serie so zu entwickeln, dass sie auf der einen Seite bei einem breiten Publikum ankommt und sie andererseits auch produktionstechnisch bezahlbar ist und toll aussieht. Ich glaube, es gibt auch für Schweizer Serien einen Produktionsfonds. Vielleicht könnten wir tatsächlich Subventionen beantragen.

#### Anders als früher Roger Schawinski, der voll Rohr gegen die SRG schoss, sind Sie eher zurückhaltend mit Kritik gegen den Gebührensender.

Wir haben ein unterschiedliches Naturell. Vielleicht bin ich weniger laut, unsere Forderungen sind aber auch deutlich: Man sollte endlich genau definieren, was Service public eigentlich ist. Heute fällt darunter einfach alles, was die SRG macht. Aus unserer Sicht müsste sich der Auftrag der SRG beschränken auf Meinungsbildung, Information, Kultur und Sendungen mit klarem Schweiz-Bezug. Dazu können auch Sportübertragungen gehören. Aber sicher nicht Champions-League-Spiele ohne Schweizer Beteiligung oder US-Serien und -Filme. Das können die Privaten zeigen, ohne dass es den Gebührenzahler etwas kostet.

In Kürze wird SRF-Direktor Rudolf Matter pensioniert. Im unwahrscheinlichen Fall, dass der SRG-Generaldirektor Sie anruft und Ihnen den Job anbietet, was antworten Sie?

Da sind wir nun sehr in der Fiktion! Ich würde mich geschmeichelt fühlen. Aber ich wäre völlig der falsche Mann. Einerseits verstehe ich nichts von News, dem meiner Meinung nach mit Abstand wichtigsten Bereich von SRF, andererseits möchte ich auf die Zuschauer fokussieren und nicht auf die Politik. Ich würde dankend ablehnen.

#### bleiben wir im fiktiven Bereich: Sie haben plötzlich ein Budget im dreistelligen Millionenbereich zur Verfügung, welche Sendungen würden Sie ins Programm holen?

Wir würden nicht so viel ändern. Sicher würden wir die Rechte für die Fussball-WM und -EM erwerben. Und wir würden mehr eigene Sendungen produzieren, auch mehr fiktionale Projekte starten. Vielleicht würden wir noch ein paar zusätzliche Sender gründen.

#### «Es ist viel schwieriger, ein Programm für die Masse zu machen als für eine kleine Nische.»

#### Sagen Sie uns zum Schluss ganz kurz: Welches sind für Sie die besten Fernsehsendungen der Welt? Im Bereich Fiktion:

Da muss ich nicht lange überlegen: «Game of Thrones» vor «Westworld» [eine Science-Fiction-Serie].

#### Bereich Show:

Ganz klar: «Bachelor» und «Bachelorette» auf 3+. Mit diesen Sendungen müssen wir uns wirklich nicht verstecken und sind weltweit an der Spitze!

#### Bereich Comedy:

«Saturday Night Live» des US-Senders NBC. Seit Donald Trump Präsident ist, macht das wieder richtig Spass. «The Daily Show», als sie noch von Jon Stewart moderiert wurde, war auch super.

#### Wäre eine solche Late-Night-Sendung auch ein Traum für Sie?

Ich war einmal bei einer solchen Sendung zu Besuch: Das ist eine Riesen-Kreativfabrik! Heerscharen von Autoren schreiben die Gags. Es ist enorm aufwendig, täglich richtig lustig zu sein. Das könnte man hier nicht bewerkstelligen, das wäre unbezahlbar. Aber um bei den besten Sendungen der Welt zu bleiben: Bei der Kategorie «Schweiz» wäre ich hin und her gerissen zwischen «Bauer, ledig, sucht ...» und «Bumann der Restauranttester». (Lacht)

Dominik Kaiser, 47, wuchs in Thalwil auf, sein Vater war Besitzer einer Sägerei. Er machte eine Lehre als Radio- und Fernsehelektriker, war Mitbesitzer von zwei Techno-Labels, Werber und Geschäftsführer des Musiksenders Viva Plus, bevor er 2006 den Sender 3+ startete.

## Theater

# Inklusion für alle

Das Zürcher Schauspielhaus wird zum Sozillabor.



«Diversität»: von Blomberg (l.), Stemann.

Das wichtigste Sprechtheater der Schweiz bekommt eine neue Führung: Nicolas Stemann und Benjamin von Blomberg übernehmen die Leitung des Zürcher Schauspielhauses. Die Medienmitteilung der Stadt hörte sich allerdings an, als würde in Schwamendingen ein neues soziokulturelles Gemeinschaftszentrum eröffnet. Das Haus soll in seiner «Diversität die unterschiedlichen Lebens- und Herkunftserfahrungen der Stadtbevölkerung» repräsentieren. Es werde ein Programm angestrebt, das «dem Anliegen einer wieder verstärkten kulturellen und gemeinschaftsbildenden Teilhabe vieler Menschen» entspreche. Der Theaterprozess soll «als eine im Kern partizipative und soziale Kunstform wieder erlebbar» gemacht werden. «Kooperative Führung» sei das «Leitungsmodell der Zukunft», heisst es, und doch tönt alles verdächtig nach 68er Mitmachtheater.

Natürlich soll die Bühne auch «politisch relevant» sein. Das heisst für das Leitungsduo aus Deutschland: «Wir wollen ein praktiziertes Zeichen gegen die Exklusion, die derzeit Konjunktur hat, setzen.» Was herauskommt, wenn deutsche Theaterleute in der Schweiz «politisches Theater» machen, hat man in jüngster Vergangenheit in Zürich erfahren: Leute mit der falschen politischen Haltung werden per Voodoo-Ritual verflucht (Neumarkt-Theater), oder ihnen wird das Podium verwehrt (Gessnerallee).

In Schweizer Medien wurde die Wahl Stemanns und von Blombergs vorwiegend positiv aufgenommen. Klartext spricht hingegen die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*: «Aber der Mann [Stemann], den sie jetzt allen Ernstes zum Intendanten am Züricher (sic!) Schauspielhaus gewählt haben, verkörpert alles, was das Theater im Moment nicht brauchen kann, was es sogar gefährdet und klein macht: Selbstgefälligkeit, Hochmut und ungezähmten Zynismus.»

Natürlich soll man die beiden nicht schon abschreiben, bevor sie begonnen haben. Messen wird man sie allerdings nicht an gutgemeinten Inklusionsprojekten, sondern einzig am Resultat auf der Bühne.

Rico Bandle



## Die Bibel

### Stille als Quelle

Von Peter Ruch

**Z**u Gott allein ist meine Seele still, von ihm kommt meine Hilfe (Psalm 62, 2). Das klingt herüber wie alte Musik. Gibt es zwischen Computern, Maschinen und Robotern noch Seelen? Seele – *näfäsch* im biblischen Hebräisch, hiess ursprünglich «Kehle» und «Schlund». Daraus erwachsen die Bedeutungen «Hauch» und «Atem» sowie «Verlangen» und «Gier». *Näfäsch* ist das, was ein Wesen lebendig macht. Also keine Sonde im Körper oder im Hirn, wohl aber alles, was belebt, was Gefühle und Gedanken ermöglicht.

Der Spruch führt uns in die Stille. Und die Stille führt mich zu mir selber. Bedenke, du hast eine Seele! Auf deinen Körper gibst du acht und bemühst dich um ihn. Auch die Seele erfordert Aufmerksamkeit und Sorgfalt, damit du nicht eines Tages aus dem Lebenstaumel als verwehtes Blatt erwachst. Deshalb, hab acht auf deine Seele!

Das ist leicht gesagt. Wer kann sich dem Puls des modernen Lebens entziehen? In der Stille geht kostbare Zeit verloren. Aber es wird auch Zeit gewonnen. Prioritäten werden geklärt, der Blick schärft sich. Still werden heisst nichts mehr tun und sagen. Das vorübergehende Schweigen ist ein Wert. Still sein heisst warten, und warten heisst wachen. Stille zu Gott – ich gebe ihm Raum. Vielleicht benützt er ihn. Die unruhige Geschäftigkeit rührt daher, dass wir befürchten, nicht zu genügen. Gesellschaftlich, beruflich, sportlich, vielleicht intelligenzmässig. Die Besorgnis treibt uns in die Hektik. Hektik muss manchmal sein. Doch der Mensch braucht Lücken und Oasen, wo er hinaustreten kann. Die Bibel fordert keine ständige Stille. Sie leitet uns an, Ruhe und Aktivität richtig zu gewichten, damit wir weder als Untätige versauern noch als Rastlose verglühen. Die Stille braucht keine besonderen Orte oder Einrichtungen. Es genügt, die Hände und alles mal ruhenzulassen, sich 25 Minuten hinzusetzen und auszuhalten, was vor sich geht. Die Stille vor Gott bietet die unschätzbare Chance, sich und die Welt besser zu verstehen. *Die Erkenntnis Gottes ist unsere Selbsterkenntnis* (Calvin).

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Schwerzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

## Ethik

### «Ich werde nie ein tödliches Mittel verabreichen»

Der Eid des Hippokrates war während Jahrhunderten die verpflichtende Richtschnur ärztlichen Handelns. Inwieweit kann sich ein Berufsstand heute noch an 2500 Jahre alten Grundwerten orientieren? Von Kurt Steinmann

**H**ippokrates, der Begründer der rational-empirischen Medizin, ist heute vor allem als Urheber des ärztlichen Eides bekannt. Dass er den Eid tatsächlich selbst verfasst hat, ist allerdings keineswegs unbestritten. Noch 1969 schrieb der Altphilologe Ernst Tabeling, es sei «nicht möglich, die genuin hippokratische Herkunft auch nur einer einzigen Schrift mit zwingenden Argumenten zu beweisen», und dies gelte auch für den im «Corpus Hippocraticum» überlieferten Eid. Dagegen protestierte sein Berufskollege Charles Lichtenthaeler in seiner umfassenden Eidstudie von 1984: «Der Eid ist wahrscheinlich ein Werk des Hippokrates selbst.» Er datiert den berühmten Eid in die Jahre 420 bis 400 v. Chr. und behauptet im Widerspruch zum überwiegenden Teil der Forschung, er sei nicht am Ende, sondern zu Beginn der Ausbildungszeit geleistet worden.

Im Originaltext umfasst der Eid nicht mehr als 250 Worte. Er ist ein nach Komposition und Stil vollkommen durchgearbeitetes Stück Kunstprosa, enthält nicht weniger als zwanzig rhetorische Figuren mit über sechzig Einzelbeispielen und ist ein sprachliches Meisterwerk, wie die folgende Analyse zeigt.

#### DIE SCHÖNSTEN ORTE DER WELT

##### Loretowiese, Solothurn

Chris von Rohr, Musiker, Autor

Es dauerte eine Weile, bis ich es checkte: Ich wohne an einem der schönsten Flecken dieser Welt. Umgeben von Feldern, Wildblumen, Beeren und uralten Lindenbäumen. Die Loretowiese wird mit ihrer kleinen Kapelle, mitten im Siedlungsgebiet, von drei Klöstern umringt, dazu im Norden die Jurakette und im Süden die Türme der Altstadt: Das ist schon einmalig. Ich liege hier, blicke in einen vieltausendjährigen Himmel und atme aus. Es gibt im Sommer keinen besseren Ort. Das perfekte Stückchen Erde, an dem ich meine Ruhe finde. Genau das, was ich brauche, um der «busy-going-nowhere»-Falle zu entkommen.



#### Anruf der Schwurgottheiten

«Ich schwöre bei Apollon dem Arzt und Asklepios und Hygieia und Panakeia und allen Göttern und Göttinnen, sie zu Zeugen anrufend, dass ich erfüllen werde nach meinem Können und Urteil diesen Eid und diesen (Lehr-)Vertrag.»

Eine viergliedrige Götterfamilie wird angerufen als Zeugen, Bürgen und Richter dieses Eidritus. Apollon wird als Arzt angerufen, was zu seinem Wesen als Gott der Reinigung, der Ordnung und Harmonie gehört. Auch sein Sohn Asklepios ist Heilgott, Hygieia und Panakeia sind ihrerseits Töchter des Asklepios. Beide tragen redende Namen: «Gesundheit» und «Allheilerin». Der Schwörende verspricht, seinen Schwur vollauf zu erfüllen, allerdings in den Grenzen seiner persönlichen Möglichkeiten und Urteilsfähigkeit.

#### Lehrvertrag

«(Ich schwöre,) den, der mich diese Kunst gelehrt hat (oder: meinen künftigen Lehrer in dieser Kunst), gleich zu achten meinen Eltern und das Leben mit ihm zu teilen und, wenn er das Notwendige benötigt (= in Not ist), ihm (an meinem) Anteil zu geben und seine Nachkommenschaft meinen Brüdern (...) gleichzustellen und sie diese Kunst zu lehren, wenn sie diese erlernen wollen, ohne Entgelt und Vertrag, an Regeln und mündlichem Unterricht und dem ganzen übrigen Lernstoff Anteil zu geben meinen Söhnen und den Söhnen dessen, der mich unterrichtet hat (oder: unterrichten wird), wie auch Schülern, die den Vertrag unterzeichnet und auch sich eidlich verpflichtet haben nach ärztlichem Brauch, sonst aber niemandem.»

Wie der Anruf der Schwurgottheiten ist auch dieser Abschnitt durch die historische Entwicklung weitgehend ausser Kraft gesetzt worden. Der Eidleistende verspricht, dass er seinen Lehrer gut versorgt, wie seine Eltern achtet und dessen Söhne wie die eigenen Brüder behandelt. Der Kerngedanke dieses Passus des Eides findet im Genfer Arztgelöbnis, entstanden 1948 als Reaktion auf die Verbrechen der NS-Ärzte, immerhin seinen Niederschlag in der Formulierung: «Meine Kollegen sollen meine Brüder sein.»

#### Sittenkodex

«Diätetische Massnahmen werde ich treffen zum Nutzen der Kranken nach meinem Können und Urteil, vor Schädigung und Unrecht aber sie bewahren.»



«Heiliges Geheimnis»: Arzt Hippokrates (sitzend, geboren um 460 v. Chr., gestorben um 370 v. Chr.).

Der Arzt hat den Leidenden unter allen Umständen zu nützen – vergleiche die berühmte Stelle im I. Buch der hippokratischen «Epidemien»: «Nützen oder wenigstens nicht schaden» – und dazu die Pflicht, jeden Schaden von ihnen abzuwehren, woher immer er komme, ob von den Patienten selbst oder ihrer Umgebung. Auch hier gilt wie im 1. Abschnitt das Versprechen nur im Rahmen menschlicher Beschränkung.

«Nie werde ich irgendjemandem, auch nicht, wenn man mich darum bittet, ein tödliches Mittel verabreichen oder auch nur einen derartigen Rat erteilen, ebenso werde ich keiner Frau ein keimvernichtendes Vaginalzäpfchen verabreichen.»

Die Gewährung aktiver Sterbehilfe und der Schwangerschaftsabbruch werden dem Arzt strikt verboten. In der heutigen Zeit sind diese beiden Themen die wohl umstrittensten in den Diskussionen über ethisches Verhalten des Arztes (neben den Überlegungen, das Wirtschaftlichkeitsgebot des Bundesgesetzes über die Krankenversicherung KVG zu einer ethischen Grundlage der Medizin zu machen). Wie der Suizid war auch die Fruchtabtreibung in der griechischen Antike häufig und weder mit einer gesellschaftlichen noch mit einer rechtlichen Ächtung verbunden. Die Ethik des Eides ist somit nicht Durchschnittsethik, sondern forderte als Zeugnis einer Minorität die übrigen Ärzte zum Widerspruch heraus. Dem Eid kam keine öffentlich-rechtliche Verbindlichkeit zu.

«Lauter und redlich werde ich bewahren mein Leben und meine Kunst.»

Der Eid verlangt vom Arzt auch eine Vorbildfunktion in Verhalten und Lebensführung. Der Geist der Reinheit und der Sinn für das Rechte und Billige sollen sein Tun bestimmen.

«Nie und nimmer fürwahr werde ich (Blasen)stein- kranke operieren, sondern sie abschieben zu werkenden Männern, die sich in diesem Gewerbe auskennen.»

Es ist umstritten, ob damit die gesamte Chirurgie aus dem Aufgabenbereich des Arztes ausgeschlossen werden soll oder nur dieser damals sehr risikoreiche Eingriff, der unvereinbar mit dem Gebot schien, unter allen Umständen zu nützen. Natürlich ist dieser «urologische» Abschnitt überholt, aber vielleicht nicht in seinem tieferen Sinn, gemäss dem man nicht alles tun darf, was man rein technisch tun könnte.

«In wie viele Häuser ich auch eintrete, einkehren werde ich zum Nutzen der Kranken, mich fernhaltend von jedem vorsätzlichen Unrecht sowie jeder sonstigen Schädigung, insbesondere von sexuellen Beziehungen, sowohl mit weiblichen wie mit männlichen Personen, seien sie frei oder Sklaven.»

Der Arzt darf seine privilegierte Stellung in keinerlei Weise missbrauchen. Er hat sich fernzuhalten von jedem vorsätzlichen Unrecht, insbesondere von sexuellen Übergriffen, ohne Unterschied des Geschlechts oder der sozialen Stellung. Zum ersten Mal in der Geschichte wird der Gedanke ausgesprochen, dass die Menschen, insofern sie Leidende sind, einander gleich sind.

«Was immer ich bei der Behandlung (der Patienten) sehe oder höre oder auch ausserhalb der Behandlung im Leben der Menschen, was man niemals ausplappern darf, darüber werde ich schweigen, da ich solches als heiliges Geheimnis achte.»

Dies ist das erste Zeugnis der ärztlichen Schweigepflicht in der gesamten Medizingeschichte. Der Bereich, der der Schweigepflicht

unterliegt, ist hier ungleich weiter gespannt als für heutige Ärzte.

«Wenn ich also diesen Eid erfülle und nicht verletze, so möge mir beschieden sein, mich meines Lebens und meiner Kunst zu erfreuen, gerühmt bei allen Menschen bis in ewige Zeiten; wenn ich ihn aber übertrete und falsch schwöre, das Gegenteil von alledem.»

Der Eid endet mit einem Segenswunsch des Arztes und der Selbstverfluchung für den Fall, dass er den Eid bricht.

Sosehr sich die ärztliche Technik und das Berufsbild des Arztes in den 2500 Jahren verändert haben, der humane Gedanke des hippokratischen Eides, dass das ärztliche Tun einer hohen sittlichen Verantwortung untersteht, gilt noch immer. In der Schweiz hat eine Kommission in den letzten Jahren einen Vorschlag für einen zeitgemässen Eid verfasst. Auch dieser ist bestimmt vom hippokratischen Gedanken, dass im Zentrum der ärztlichen Berufstätigkeit immer das Wohl der Patienten stehen soll.

Kurt Steinmann ist Altphilologe und einer der renommiertesten Übersetzer aus dem Altgriechischen im deutschsprachigen Raum. 1999 erschien von ihm im Diogenes-Verlag «Das Leben des Diogenes von Sinope». 2007 veröffentlichte er im Manesse-Verlag seine vielgerühmte Neuübersetzung von Homers «Odyssee», demnächst erscheint Homers «Ilias». Seine Dramenübersetzungen («König Ödipus», «Antigone») sind als Reclam-Taschenbücher erhältlich.

**Hippokrates:** Der Eid des Arztes. Neu übersetzt und herausgegeben von Kurt Steinmann. Insel-Taschenbuch, 1996 (vergriffen).

Der neue Ärzte-Eid der Schweizer Stiftung Dialog-Ethik ist nachzulesen unter: [www.dialog-ethik.ch/der-eid](http://www.dialog-ethik.ch/der-eid)



«Sich selbst sein»: BB (l.) und Kat von Back:n:Black.

## Idole

# «Wir wollen nicht rocken wie 60-jährige Männer»

Begegnung zweier Rock-Generationen: Krokus-Gitarrist Fernando von Arb trifft BB, die Frontfrau von Back:n:Black, der erfolgreichsten AC/DC-Coverband Europas. Ein Gespräch über Malcolm Youngs rechte Hand, zerrissene Netzstrümpfe und Feminismus im Rock'n'Roll. *Von Higi Heilinger*

**D**er eine gehört zu den Rock-Pionieren in der Schweiz und feierte mit seiner Band Krokus weltweit Erfolge. Sie ist Rhythmus-Gitarristin und Managerin von Back:n:Black, einer AC/DC-Coverband, bestehend aus Frauen, die in ganz Europa für Furore sorgt. Die *Weltwoche* bringt die beiden zusammen, das Treffen findet im Pink-Studio in Zuchwil statt, wo bereits Krokus, Polo Hofer und Gotthard Platten aufnahmen.

**Wann seid ihr AC/DC erstmals begegnet?**

**BB:** Angus Young habe ich zum ersten Mal während ihrer Tour 2009 in Zürich getroffen. Die Songs von AC/DC hörte ich aber schon als Teenie im Kollegenkreis – ich war zuerst etwas irritiert über die krei-

schende Lead-Stimme, dann aber fasziniert von der Wucht ihres Sounds. Ich begann, Song um Song, *chord* um *chord* und *lick* um *lick* herauszuhören und auf der Gitarre nachzuspielen. Beim Riff am Ende von «It's a Long Way to the Top» bat ich meinen Gitarrenlehrer um Hilfe beim Heraushören der Rhythmusgitarre. Der hörte sich den Part kopfschüttelnd an und meinte: «Der spielt ja immer nur denselben A-Dur-Akkord.» Er konnte die subtilen Rhythmuswechsel im Gitarrenspiel nicht hören. Da wusste ich, dass ich den Unterricht beenden und selbst heraushören musste, was Malcolm Youngs rechte Hand da macht. 2010 stellte meine amerikanische Freundin und Sängerin Janie Dixon für einen Auftritt an einem Festival

eine AC/DC-Tribute-Band zusammen, die sie nach ihrem Lieblingssong Back:n:Black nannte. Als sie in die USA zurückkehrte, habe ich die Band unter demselben Namen weitergeführt – als Hommage an das geniale AC/DC-Album «Back in Black».

**Von Arb:** Ich war schon zu den Anfangszeiten von Krokus angefressen von AC/DC. Da ich mir kein Album kaufen konnte, zog ich mir «High Voltage» bei jeder Gelegenheit im Solothurner Plattenladen «Musigturm» rein und war fasziniert vom Zusammenspiel von Gitarre, Drums und Bass. Die Offenbarung kam 1978, als ich mit Chris [von Rohr] ins Zürcher Volkshaus ans AC/DC-Konzert pilgerte. Wir waren wie weggeblasen von der Energie, die von der Bühne kam. Bon Scott

aus nächster Nähe zu erleben, das war das Grösste. Rock'n'Roll in Reinkultur – ohne das ganze Drumherum und den Zirkus, wie es heute oft der Fall ist. 1980 traten Krokus in Cincinnati als Vorband von AC/DC auf. Nach unserem Gig nutzte ich die Gelegenheit, ihre Show unmittelbar hinter Drummer Phil Rudd mitzuerleben. Unglaublich. Mitunter schien mir, als würde die Bühne zu schweben beginnen, um beim letzten Abschlag wie ein Raumschiff wieder zu landen. Seitdem ist für mich klar: AC/DC mit Phil Rudd an den Drums sind schlichtweg unerreichbar. Okay, man kann versuchen, ihre Songs zu covern. Aber AC/DC bleiben die *one and only rock'n'roll band*...

**BB:** ... und es macht verdammt viel Spass, diese Songs vor einem begeistert mitgehenden Publikum zu spielen!

**Von Arb:** Zweifellos. Beim Anschauen eurer Live-Videos sehe ich, dass ihr zusammen mit eurem Publikum richtig viel Fun habt. Aber ich frage mich: Warum spielt ihr nicht «Welcome to the Jungle»? Das würde mehr zu eurer Körpersprache passen. Oder: Warum spielst du nicht eine Gretsch Jet Firebird, die doch den Sound von AC/DC prägt?

**BB:** Wie du selbst schon gesagt hast, sind AC/DC unimitierbar. Kommt dazu: Wir wollen nicht spielen wie 60-jährige Männer. Wir spielen mit dem Respekt, den wir vor der Musik haben. Das ist Rock'n'Roll: sich selbst sein, ohne irgendwelchen auferlegten Regeln zu folgen. Deswegen spiele ich auch keine Gretsch, sondern eine Gibson Les Paul, meine Lieblingsgitarre. Angus Young trat zu Beginn im «Super-Ang»- und im Gorilla-Kostüm auf, bevor er die Schuluniform als sein Bühnenoutfit festlegte. Bei uns trägt niemand eine Schuluniform, das wäre uns zu anbiedernd.

Wir wollen auch nicht die «beste» AC/DC-Tribute-Band sein. Was bedeutet das überhaupt? Viele Bands investieren viel Zeit und Geld, um andere zu kopieren. Was Back:n:Black tut, ist etwas anderes. Für uns gibt es nur eine AC/DC-Band, und wir würden uns nicht wohl dabei fühlen, sie kopieren zu wollen. Uns geht es darum, den Moment und die Liebe zur Musik mit dem Publikum zu teilen.

**Was sagen Sie zum oft gehörten Vorwurf, die Lyrics von AC/DC seien sexistisch?**

**BB:** Ob jemand etwas als sexy oder sexistisch empfindet, das kommt drauf an, in welcher Rolle sich diese Person sieht. Nehmen wir die Zeile «Let me put my love into you». Es sagt ja niemand, dass die Empfän-

gerin – angenommen, es sei eine Frau – nicht genau das möchte. Wenn es respektvoll ist und für beide Seiten stimmt, sehe ich nichts Sexistisches daran. AC/DC hatten nie den Anspruch, tiefeschürfend-literarische Texte zu singen. Ich finde ihre Lyrics vor allem lustig. Wenn sich jemand dabei als Opfer sieht, so ist das seine Sache. Wie «Givin' the Dog a Bone»: Wenn ein Mann denkt, er habe die Kontrolle, wenn er einen Blowjob bekommt, sollte er sich dies vielleicht nochmals überlegen...

**Sie bezeichnen sich als Feministin und treten in Hot Pants und zerrissenen Netzstrümpfen auf. Ein Widerspruch?**

**BB:** Ich bin Rock'n'Rollerin mit feministischer Sichtweise. Für mich bedeutet Feminismus die Freiheit, das tun zu können, was ich will – ungeachtet des Geschlechts. Ich finde es jedoch wichtig, ein gutes Beispiel abzugeben für junge Frauen und Mädchen. Ich wünschte, wir wären schon weiter und müssten gar nicht mehr darüber reden. Ich werde oft gefragt, warum wir eine All-Girl-



«Gutes Beispiel für junge Frauen»: Krokus-Gitarrist von Arb, BB.

Band sind. Aber wann hat letztmals jemand eine Männer-Band gefragt, warum keine Frauen dabei seien? Kürzlich wollten wir mit einer befreundeten Band in England ein paar Co-Headliner-Shows buchen. Die meisten Klubs sagten: «Nein, zwei Frauen-Bands an einem Abend sind zu viel.» Als ob es eine Kategorie «Frauen-Band» gebe! Was wäre dann die Kategorie «Männer-Band»? Traurig, dass wir in der Hardrock-Szene nicht längst darüber hinweg sind. Wenn Airbourne Vorband von AC/DC wären, würde ja auch niemand denken, dass da jetzt viele Männer auf der Bühne stehen... Und die zerrissenen Netzstrümpfe haben einen praktischen Grund: Sie bleiben jeweils an den Schrauben an der Rückseite

meiner Gitarre hängen und zerreißen. Und ich mag nicht für jedes Konzert neue Strümpfe kaufen.

**Von Arb:** Zum Thema «Sexismus»: Ich habe Bon Scott als grossen Rockpoeten mit witzigen, augenzwinkernden und selbstironischen Texten in Erinnerung. In «Ain't No Fun (Waiting Round to Be a Millionaire)»

**«Klar, würde ich am liebsten den ganzen Tag AC/DC-Songs spielen.»**

beispielsweise heisst es einleitend: «Das Folgende basiert auf einer wahren Geschichte. Nur die Namen sind geändert, um die Schuldigen zu schützen.» Damals hatte die ganze Diskussion um Political Correctness und Sexismus noch nicht stattgefunden. Die Jahre vergehen, mal kommt dieses Thema hoch, mal ein anderes. Was soll's? An unseren Problemen auf diesem Planeten ändert sich nichts. BB, ich habe da noch eine Frage: Welches sind eigentlich deine Ambitionen mit Back:n:Black?

**BB:** Die Möglichkeiten für Musiker und vor allem Musikerinnen haben sich massiv verbessert seit den Siebziger. Dank gebührt allen Leuten, welche diese Punkte immer wieder thematisieren und dafür kämpfen. Wir stehen auf deren Schultern und sind stolz weiterzumachen. Was die Ambitionen mit Back:n:Black betrifft, bin ich zufrieden mit dem, was wir erreicht haben – und was wir noch vor uns haben. Wir durften super Shows spielen, zum Beispiel am Montreux Jazz Festival oder dem Rock Oz'Arènes. Wir spielen unsere Lieblingsmusik, touren durch Europa. Klar, würde ich am liebsten den ganzen Tag AC/DC-Songs spielen. Die Realität ist jedoch eine andere. Ich bin Gitarristin und Managerin einer Band, deren Mitglieder teilweise im Ausland leben.

Wir mussten wegen Erkrankung unserer Bassistin eine neue suchen. Ich bin glücklich, dass uns das mit der Bernerin Lia Low gelungen ist. Als kleine Band hat man es nie einfach. Aber wenn wir es uns einfach machen wollten, wären wir keine Frauen, die lauten Rock'n'Roll spielen.

**BB, 29,** ist Gitarristin, Gründerin und Mastermind von Back:n:Black. Ihren richtigen Namen möchte sie nicht preisgeben. Sie kommt aus Visp und lebt heute in Zürich. Die Band startet ihre Europa-Tour im Juli mit Stationen in Frankreich, Belgien, der Slowakei, den Niederlanden, England, Wales und Schottland.

**Fernando von Arb, 64,** ist Gitarrist und Mitbegründer von Krokus, der erfolgreichsten Rockband der Schweiz. Er lebt in Solothurn.

# Ganz weit weg vom Alltag

In diesem Jahr feiert das Festival da Jazz in St. Moritz sein zehnjähriges Bestehen. Wir trafen den Festivalgründer Christian Jott Jenny auf einen Kaffee. *Von Claudia Schumacher*



«Auf jeden Fall noch eine Dekade!»: Unternehmer Jenny (r.), Sachs.

Ich glaube, jeder Jazzmusiker spielt lieber in einem Klub als in einer Konzerthalle», sagte US-Jazzpianist Chick Corea vor ein paar Jahren über das Festival da Jazz in St. Moritz. Der Grund: «Konzerthallen wurden für klassische Musik geschaffen.» Die «Jazz-Intimität» komme in kleineren Räumen aber besser zum Tragen. In Räumlichkeiten eben, wie Christian Jott Jenny und Rolf Sachs, die Veranstalter des Festivals in St. Moritz, sie bereitstellen. Ein originelles Konzept: jeden Abend genau ein Konzert; im kleinen, legendären «Dracula Club». Jazzstars in Wohnzimmeratmosphäre, fast zum Anfassen. Und zieht man sich später in sein Hotel zurück, trifft man die Musiker vielleicht noch an der Bar.

In diesem Jahr feiert das Festival «seinen zehnten Kindergeburtstag», wie Jenny es formuliert. Der Vater zweier Kinder und zahlloser Kulturprojekte steht im bunten Chaos seines «Amts für Ideen» am Zürcher Rindermarkt. Die Mitarbeiter sind ausgeflogen, schliesslich eröffnet das Festival bereits am 5. Juli; es tobt also der Sturm vor der Konzertruhe, während des Interviews klingeln nonstop die Telefone. Wie immer sieht Jenny trotzdem aus, als hätte es ihn gerade von einer französischen Strandpromenade hergeweht: beigefarbene Chino, aufgeknöpftes, lockeres Hemd in Blau-Weiss, Hipster-Sonnenbrille –

der Jenny halt. Man kennt ihn, den «unterhaltsamsten Zürcher Unternehmer», wie die NZZ ihn jüngst nannte.

## Nostalgischer Charme

Geht's gut? «Jaja», sagt er und lässt Espresso aus einer gelben Maschine laufen. Fragt man nach, ob's in der Geschichte des Jazzfestivals, die sich im schönen Jubiläumskatalog so glanzvoll präsentiert – immer grösser, immer besser! –, ob es in dieser Geschichte nicht auch Rückschläge gab, und wenn ja, wann sie besonders heftig waren, fängt Jenny an zu lachen. «Rückschläge? Wo soll ich denn da anfangen. Ich frage mich alle zwei Tage, ob es uns nächstes Jahr noch gibt. Und dieses Jahr war die Finanzierung besonders knapp. Aber wir haben uns jetzt entschieden: auf jeden Fall noch eine Dekade!»

Die Finanzierung setzt sich aus etwa 80 Prozent Privatgeldern und 20 Prozent Subventionen zusammen. Es ist Jennys sonnigem Klinkenputzercharme zu verdanken, dass er die öffentlichen Gelder so niedrig halten kann – und auch dem Türöffner Rolf Sachs, der Jenny in die Welt der Schönen und Reichen einführte. Sachs ist zwar mitveranstaltender Multimillionär, aber finanziell beteiligt er sich nicht am Festival. «Wenn mir Rolf jedes Jahr eine Million geben würde, wäre das alles auch kein Spass», meint Jenny. Der Thrill, die konstante Unsicherheit:

«Ich brauche das, damit es am Ende gut wird.» Und das wurde es bisher immer. Wenn dann diese ganzen Jazzgrössen kommen und wenn sie dann, wie der amerikanische Filmkomponist, Jazzpianist und Oscar-Preisträger Dave Grusin, unbedingt im Engadin mit Jenny wandern gehen wollen, gar einen neuen Berg besteigen, dann kann auch Jenny das langsam geniessen, was er möglich gemacht hat.

Für Nischen wie Jazzmusik werde es immer enger, meint Jenny, Montreux wandle sich ja auch zunehmend zum Pop-Event – «was für das Festival in St. Moritz von Anlage und DNA her aber gar nicht möglich ist». Kultur, das sei heute eben eher ein Abend mit Netflix, worauf sich alle einigen können.

Dass Jenny, der Tenor und Liederhumorist alias Leo Wundergut, der damals mit nur 27 Jahren ein Jazzfestival ins Leben rief, eine romantische Neigung fürs Vergehende hegt, zeigt auch das kleine Ding auf dem Tisch: ein altes Nokia anstelle eines Smartphones – auf dem Sektor habe er «den Anschluss» verpasst. Aber bei Jenny, dem Selbstironiker, stimmt immer auch das Gegenteil: Natürlich schlägt er auf Facebook ordentlich die Werbetrommel, «auch wenn die «Selfies» von mir immer andere machen müssen».

Ach ja, das Jammern über die Unwegsamkeiten des Kulturbetriebs gehört natürlich zum Künstler dazu – und Jenny lacht und strahlt selbst dann, wenn er sich beschwert. «Angesichts meines depressiven Lehrers vor vielen Jahren in Berlin habe ich eigentlich schon auch versucht, ganz der depressive Künstler zu sein», meint er schmunzelnd. Allein, es lag ihm nicht. Und so freut er sich auch gleich wieder, über das Festivalprogramm zu reden. Wie immer konnte er tolle Leute gewinnen: Da wäre das junge britische Energiebündel Jamie Cullum, Sänger und Pianist, ein Star. Oder die schüchterne Chanson- und Jazzsängerin Madeleine Peyroux. Für das Konzert von Earth Wind and Fire werden gleich mehrere TV-Sender aufmarschieren. Die Mischung runden junge Talente wie der 22-jährige Jacob Collier ab, der als Multiinstrumentalist auf Youtube auf sich aufmerksam machte.

Jenny erkennt Parallelen zu Bayreuth: Die Reise nach St. Moritz sei aufwendig, und dann sei das alles so teuer und exklusiv – auch wenn man dem in diesem Jahr mit einer grösseren Reihe an Gratiskonzerten entgegenwirke. «Nichtsdestotrotz erlebt man die Musik da oben in den Bergen in einer ganz anderen, geradezu meditativen Tiefe.» Überhaupt das Bergpanorama: Es ist mehr als ein malerischer Hintergrund, das ganze Festival atmet die Schönheit der Natur. Und dann nimmt Jenny einen grossen Konzertpianisten wie Fazil Say – und lässt ihn im kleinen Rahmen ein Waldkonzert spielen. Es könnte magisch werden. Auf jeden Fall wird der Alltag, da oben in St. Moritz, auch in diesem Juli wieder ganz weit weg sein.

# In der Ferne wummern die Kanonen

Sofia Coppolas Remake von «The Beguiled» ist ein reizvoller Kontrast zum Macho-Original, in dem einst Clint Eastwood spielte.

Von Wolfram Knorr

**E**in Mädchen geht vors Haus, ganz keusch und brav, einen Korb am Arm, um Pilze im Wald zu sammeln, da fällt sein Blick auf einen Mann, erschöpft an einem Baum mit subtropischem Blattwerk. Wie ein Rotkäppchen, das den Wolf nicht erkennt, bietet es seine Hilfe an, den verletzten Mann in eine Prachtvilla mit griechischen Säulen, bewohnt von einer Schar hellgekleideter Mädchen und Frauen, zu tragen.

Es ist nicht der Beginn eines Märchens, sondern eines schwülen Southern-Gothic-Melodrams mit allen Ingredienzen sinistrer, südstaatlicher Schauerromantik: sinnliche Glut unter hochgeschlossenen Kleidern. Dekadenz, die sich im Makabren entlädt.

Und in der Ferne wummern die Kanonen des amerikanischen Bürgerkriegs. Kaum berührt davon die Mädchenschule in der weissen Patriziervilla, in der das Parkett unter den Lüstern knarzt und an den hohen Fenstern die Gazevorhänge träge wehen. Nur noch fünf Mädchen zwischen zehn und achtzehn Jahren, die Leiterin Martha Farnsworth (Nicole Kidman) und die Lehrerin Edwina Dabney (Kirsten Dunst) beherbergt das grosse Haus. Der Rest hat sich in Sicherheit gebracht.

Der Verletzte, der von den Mädchen und Frauen neugierig und fast dankbar beäugt wird, ist der Nordstaaten-Korporal John McBurney

(Colin Farrell). Eigentlich ein Feind, weshalb Miss Martha zunächst Bedenken hat, doch dann überwiegt ihre Christenpflicht, und man hegt und pflegt ihn, bis die Pflege weit darüber hinausgeht, zur puren Begierde wird und die Frauen zu einer makabren Entscheidung zwingt.

Sofia Coppola («Lost in Translation») wagte das Remake des Macho-Klassikers «The Beguiled» (1971) von Don Siegel, mit Clint Eastwood in der Rolle des Yankees. Beiden haftete der Ruf der Frauenfeindlichkeit an, und beide hielten in ihren Filmen auch nicht damit hinter dem Berg. Siegel beschränkte sich aber nicht auf die Frauen. Sein «Beguiled», nach dem Roman «A Painted Devil» von Thomas Cullinan, blieb der Vorlage ziemlich treu: Die Frauen holen sich den Teufel ins Haus, und McBurney belügt und betrügt die Frauen nach Strich und Faden.

Sofia Coppola drehte den Spieß um. In ihrer Version ist der Fremde im Pensionat das genaue Gegenteil, eine Art Erlöser, der Neugier und Abwechslung ins triste Leben der züchtigen Schülerinnen bringt. Bei einem Essen fragt Miss Martha ihre Mädchen streng, was der Verletzte ihnen bringe, worauf eines sagt: «Dass es noch etwas anderes gibt ausser Lernen.» Sofia Coppola verzichtet bewusst auf die Psychologisierung ihrer Figuren, sie beschränkt sich auf die Ritualisierung einer ein-

geschworenen Gemeinschaft, die nur einmal durch den männlichen Gast auf die Probe gestellt wird und an den sinnlichen Bedürfnissen zu zerbrechen droht. Erst durch einen sanft bizarren, aber kultiviert vollzogenen Schluss gelingt es den Mädchen und Frauen wieder, die Reihen zu schliessen. Und in der Ferne wummern die Kanonen. ★★★★★

## Weitere Premierieren

**Transformers 5: The Last Knight** — Neuer Triumph des Hollywood-Irrsinns. Die fünfte Folge der Blechriesen verschlang 260 Millionen Dollar, und Regisseur Michael Bay, der Kracher-König, setzt entsprechend das Metallgetöse derart ausufernd ins Bild, dass man die dämliche Story zum Glück vergisst und nur noch rammdösig die optischen Destruktionen beglottzt. Mark Wahlberg spielt mit und redet mehrheitlich nur wirres Zeug. Deshalb meine Frage: Kann man nicht im nächsten Sequel ganz auf Menschen verzichten? Würde nicht das Metallgeknirsche und -gekrache reichen? Wird natürlich ein Riesenhit, aber ohne Mimen würde der Film ein Superhit. Ächz. Knirsch. ★☆☆☆☆

**Whitney: Can I Be Me** — Die Sängerin Whitney Houston, die im Februar 2012 im Alter von 48 Jahren an einer Drogen-Überdosis starb, wird in der Dokumentation von Nick Broomfield und Rudi Dolezal als tragisches Opfer einer rücksichtslosen Musikindustrie enthüllt. Ein beeindruckendes Porträt. ★★★★★

**Rough Night** — Fünf Collegefreundinnen treffen sich nach Jahren wieder und lassen die Sau raus. Im «Hangover»-Stil, und genauso nervig, laut und überkandidelt. Was Scarlett Johansson dazu veranlasst hat, in diesem Ringelpiez mit Anfassen mitzuspielen, bleibt ein Rätsel. Nur was für Hardcore-Fans. ★☆☆☆☆

## Knorrs Liste

1	<b>Wonder Woman</b> Regie: Patty Jenkins	★★★★★
2	<b>Une vie</b> Regie: Stéphane Brizé	★★★★★
3	<b>Sage femme</b> Regie: Martin Provost	★★★★★
4	<b>Everything, Everything</b> Regie: Stella Meghie	★★★★★
5	<b>Es war einmal in Deutschland</b>	★★★★☆
	Regie: Sam Gabarski	
6	<b>Churchill</b> Regie: Jonathan Teplitzky	★★★★☆
7	<b>Alien: Covenant</b> Regie: Ridley Scott	★★★★☆
8	<b>Mummy</b> Regie: Alex Kurtzman	★★★☆☆
9	<b>King Arthur: Legend of the ...</b> Regie: Guy Ritchie	★★★☆☆
10	<b>Baywatch</b> Regie: Seth Gordon	★★☆☆☆



Südstaatliche Schauerromantik: Nicole Kidman in «The Beguiled».

# «Lügen ist ein besonderes Talent»

Er berät Geheimdienste und ist die Vorlage für eine TV-Serie-Figur: Paul Ekman gilt als weltweit führender Experte auf dem Gebiet der Täuschungsforschung. Wann ein Mensch lügt, weiss der Amerikaner genau. *Von Franziska K. Müller*

**D**er Anthropologe und Psychologe Paul Ekman ist mit 83 Jahren noch ein vielbeschäftigter Mann: Der Lügenforscher betreibt ein Unternehmen, das Kurse zur professionellen Analyse des Gesichtsausdrucks anbietet. Unter anderem arbeitet Ekman mit der CIA, dem FBI und dem israelischen Geheimdienst zusammen.

Seine Karriere startete der Amerikaner in den 1960er Jahren als Schüler des bedeutenden Psychologieprofessors Silvan Tomkins. Dieser hatte eine besondere Fähigkeit: Er konnte die Bewegungen, die Körpersprache und die leise Interaktion von Rennpferden analysieren – und somit ihre Gewinnchancen im Wettbewerb abschätzen. Ekman liess sich davon inspirieren und wandte sich dabei dem Menschen zu – genauer gesagt: dem lügenden Menschen, den er anhand von Körpersprache, Stimme und Gesichtsausdruck zu entlarven lernte. Längst interessieren sich Richter, Polizisten und Geheimdienstler für dieses Wissen – und auch die Filmindustrie. Der Lügenspezialist fungierte als Berater beim Verfassen der Drehbücher zur amerikanischen Erfolgsserie «Lie to Me» (2009–2011). Zudem ist er die Vorlage für den Protagonisten der Serie, Dr. Cal Lightman, der ebenfalls Strafverfolgungsbehörden bei der Entlarvung von Lügern hilft.

**Professor Ekman, ist die Lüge im Zeitalter der Fake News salonfähig geworden?**

Die Aufmerksamkeit der Presse für Unwahrheiten ist sicher gewachsen, gleichzeitig stehen die Medien selbst unter erhöhter Beobachtung, Stichwort «Lügenpresse». Heute hält jeder jeden schnell für einen Lügner. Gleichzeitig sind wir – rein theoretisch und auf einer übergeordneten Ebene – mehr denn je auf der Suche nach Wahrheit. Wo finden wir sie, wer verrät sie uns?

**Haben Sie eine Idee?**

Leider nein.

**Muss man zwischen der bösartigen und der weissen Lüge unterscheiden?**

Es gibt Leute, die altruistische Gründe für das Lügen als Rechtfertigung vorbringen.

Geschieht die Lüge nicht auf ausdrücklichen Wunsch des Opfers – zum Beispiel, weil es den Arzt darum bittet, ihm die Wahrheit über seinen Gesundheitszustand nicht zu erzählen –, bleibt es trotzdem eine Lüge.

**Erleichtern das Internet und die sozialen Medien die Lüge?**

Das Internet macht es einfacher, zu äussern und zu zeigen, was man denkt oder zu denken vortäuscht – ohne dafür Rechenschaft ablegen zu müssen.

**Warum lassen sich so viele Menschen widerstandslos aufs Glatteis führen?**

Oft wollen Menschen die Wahrheit gar nicht wissen. Etwa der Ehemann, der allen Anzeichen zum Trotz angeblich nichts von der Affäre seiner Frau weiss. Oder der Kunde, der einem Anbieter offensichtlich erfundene Werbeversprechen einfach abkauft. Aber auch das Volk, das an Wahlversprechen glauben will, die sich nie erfüllen lassen.

**Zwischen welchen Formen der Lüge unterscheiden Sie?**

Dem Verheimlichen und dem Verfälschen. Beim Verheimlichen werden Informationen unterschlagen, beim Verfälschen werden bewusst Falschinformationen als Wahrheit dargestellt.

**Welche Art der Täuschung ist besonders verbreitet?**

Das Verheimlichen, denn es ist leichter. Man muss keine komplizierten Geschichten erfinden – die auffliegen, weil man sich später nicht an die Details erinnert. Das Verfälschen ist anspruchsvoller und nur für Fortgeschrittene geeignet.

**Gibt es Berufe, wo man die Fortgeschrittenen besonders oft findet?**

Ja, sie arbeiten gerne als Strafverteidiger, Unterhändler, Schauspieler, Verkäufer, Spione oder Diplomaten. Sie sind jedoch nicht immer ohne Skrupel. Daher kann es vorkommen, dass sie aus reiner Scham und Reue anfangen, Fehler zu machen – und sich selbst zu Fall bringen.

**Sie beschreiben in einem Ihrer Bücher die Lügenskandale amerikanischer Politiker, darunter Bill Clinton, dem Sie im Rahmen der Lewinsky-Affäre sogar Ihre Hilfe anboten. Hatten Sie bereits Kontakt mit Donald Trump?**



«Ein Hinweis auf eine mimische Täuschung ist die Asymmetrie eines Gesichtsausdrucks.»

Nein. Ich wähle genau aus, wem ich beim Lügen helfen will.

**Wie schätzen Sie die Talente des amerikanischen Präsidenten beim Täuschen ein?**

Ich äussere mich nie zu Personen, die in einem politischen Amt sind.

**Gibt es in der Rhetorik öffentlicher Personen Anzeichen dafür, dass Inhalte nicht wahr sind?**

Tiraden sind verdächtig, verbale Ausrutscher, Weitschweifigkeit und die indirekte Rede können darauf hinweisen, dass getäuscht, verfälscht und verheimlicht wird.

**Riskieren Politiker, die lügen, automatisch einen Imageschaden?**

Nicht unbedingt. Verlogene Politiker können als Psychopathen oder als Lichtgestalten gelten, je nachdem ob man die Werte, aufgrund deren sie lügen, teilt oder nicht.

**Legitimieren ideologische Überzeugungen die Lüge?**

In den Augen der Verursacher? Auf jeden Fall. Wenn der Betrüger nicht die Wertvorstellungen seines Opfers teilt, wird er auch nicht viel Schuldbewusstsein für den Betrug empfinden.

**Welche nonverbalen Emotionen und welche nonverbalen Handlungen können den Lügner verraten?**

Der Körper, die Mimik und die Stimme liefern viele Hinweise: Es gibt dabei aber keine fixen Gesten, keinen Gesichtsausdruck und kein Muskelzucken, auf das man sich hundertprozentig verlassen kann. Der professionelle Lügnermittler muss lernen, das Emotionale in Sprache, Stimme, Körper und Gesicht individuell zu analysieren, denn dort sind Lücken in der Selbstkontrolle zu finden.

**Wie zum Beispiel?**

Die geläufigsten stimmlichen Täuschungshinweise sind Pausen. Sie können zu lang oder zu häufig sein. Auch das Zögern zu Beginn einer Sprechphase kann verdächtig wirken. Der Klang der Stimme ist ebenfalls wichtig. Eine höhere oder lautere Stimmlage als sonst birgt Hinweise auf versteckte Emotionen wie Wut und Furcht. Stimmen diese Gefühle nicht mit dem gesprochenen Wort überein, wird mit ziemlicher Sicherheit die Wahrheit verschleiert.

**Welche Ausrutscher gibt es im Bereich der Körpersprache?**

In diesem Bereich spricht man von «Emblemen». Ein Emblem ist zum Beispiel ein Achselzucken oder ein Drehen der Hand-





Lücken in der Selbstkontrolle: Lügenforscher Ekman.

flächen nach oben. Werden solche und andere Gesten, die nonverbale Botschaften vermitteln, nur teilweise und nicht als ganze Aktion ausgeführt, wird sichtbar, dass die Person etwas verbirgt.

#### Was verraten Gesichter?

Fast alles, denn es gibt Tausende von Ausdrucksweisen, die auf versteckte Emotionen hinweisen. Mimische Täuschungsmanöver im Bereich der Augen, der Lippen und der Stirn sind für den Laien sehr schwierig zu entschlüsseln. Ein einfacher Hinweis ist die Asymmetrie eines Gesichtsausdrucks. Diese tritt fast immer auf, wenn die Mimik nur Pose ist, also nicht den wahren Gefühlen entspricht. Auch im Lügenbereich ungeschulte Menschen sind fähig, subtile Ungleichheiten der Gesichtshälften zu erkennen.

**Nach 9/11 finanzierte das US-Verteidigungsministerium zum ersten Mal Ihre Täuschungsforschung. Sie studierten daraufhin nicht mehr nur nonverbale Signale, sondern auch das Verhalten von Hunderten Personen. Mit welchen Ergebnissen?**

Die statistische Analyse förderte zwei wichtige Ergebnisse zutage. Erstens wurde ein sehr hohes Genauigkeitsniveau bei der Identifikation der Lügner erreicht, wenn alle Verhaltensquellen – Gesichtsmuskulbewegungen, Blicke, Kopfbewegungen, Gesten, Worte, Körpertemperatur und auch der Klang der Stimme – gleichzeitig gemessen wurden. Das zweite Ergebnis betraf eine einzelne Verhaltensquelle, die allein schon für siebzig Prozent der Ge-

nauigkeit verantwortlich war: die Gesichtszüge. Auf die Mikroexpression – jene feinen, kaum sichtbaren Regungen, die nur ganz kurz auftreten – konzentrierte ich mich in den folgenden Jahren. Mit dem Ergebnis, dass wir sie heute weitgehend entschlüsselt haben.

**Ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse dienten der amerikanischen Erfolgsserie «Lie to Me» als Grundlage. Entgeht Ihnen selbst keine noch so kleine Lüge?**

Im Gegenteil, im Alltag konzentriere ich mich nicht darauf, mein Gegenüber als Lügner zu erkennen. Aber auch in professioneller Hinsicht gilt: Rund zehn bis fünfzehn Prozent jener, die ich studiert habe, sind absolut perfekte Lügner. Sie täuschen Richter, Polizisten und Geheimdienstler. Manche üben natürlich. Aber es gibt auch solche, die intuitiv alles richtig machen.

**Lügen ist also ein Talent?**

So ist es. Forscher, die sich mit militärischen Täuschungsmanövern beschäftigten, beschrieben den geschicktesten Lügner: Er ist in der Lage, eine Betrugsstrategie genau zu planen und gleichzeitig den Gegner bei einer persönlichen Begegnung in die Irre zu führen. Er verfügt über viel Selbstbewusstsein und Selbstkontrolle und kann auch spontan und schnell überzeugende Antworten finden – auf Fragen, die er nicht erwarten konnte. Dies erfordert geistige Fähigkeiten und eine Abgebrühtheit, die nur wenige besitzen.

Paul Ekman: Ich weiss, dass du lügst. Rowohlt. 510 S., Fr. 17.90

## Jazz

# Ästhetische Correctness

Von Peter Rüedi

Was erfolgreich ist, kann nicht gut sein: Die gerade unter Jazzfans nicht selten verbreitete Ansicht, dass das Genie nur im Verborgenen blüht, ist ein verbiestertes Vorurteil. Diana Krall, eine überzeugende Sängerin und eine ziemlich gute Pianistin, ist ein Star mit Millionenauflagen, und das allein ist für Vertreter der New-Jazz-Fraktion Grund, ihre jüngste CD mit dem schönen Titel «Turn Up the Quiet» nicht mit der Zuckerzange anzufassen. *Too smooth*, zu wohlklingend, diese Sammlung von überwiegend weltbekannten Standards, einige davon (horribile dictu) mit Streicherarrangements (auch aus der Feder von Krall) unterlegt. Wer erinnert sich noch, dass Madame Anfang der Neunziger in der Bar des Zürcher Hotels «Central» als Entertainerin zu hören war? *Tempi passati*. Jetzt ist sie mit ihrer swingenden Intimkunst ein *big act*. Aber nach wie vor ist sie auch begnadet mit einem schlafwandlerischen Timing. Verführerisch, sexy, mehrheitsfähig, *but beautiful*.

Kralls grosses Vorbild ist Nat «King» Cole, als hinreissender Crooner von den Jazz-Hardlinern seinerzeit ebenso verachtet, als er sich in den fünfziger Jahren aus einem brillanten Pianisten in einen Popstar vom Zuschnitt eines schwarzen Sinatra verwandelte. Hinreissend, aber für sie «aesthetically incorrect». Eben ist der Mitschnitt eines bisher unveröffentlichten Konzerts im Zürcher Kongresshaus von 1950 erschienen. Auf dem nimmt sich Cole als Sänger zurück, erweist sich dafür, sprechen wir's aus, als entschieden brillanter funkelnader Pianist als Lady Krall: ungemein entspannt und doch immer auf dem Punkt, ein knisterndes Feuerwerk, in den Balladen seines schlagzeuglosen Trios wie in den schnellen Nummern mit zusätzlich dem Bongospieler Jack Costanzo. Grosse Kunst und blendende Unterhaltung – geht spielend zusammen, wie in dieser Kolumne immer mal wieder nachzuweisen versucht wird. Leser U. S. aus A. vermisst darin Beiträge über «Smooth Jazz». Falls er darunter nicht musikalischen Softporno versteht, muss ihm die eine oder andere Ausgabe der *Weltwoche* entgangen sein. Hoffentlich erreicht ihn diese.



Diana Krall: Turn Up the Quiet. Verve 006025557352177

Nat King Cole Trio: Zurich 1950. Swiss Radio Days Jazz Series 43. TCB 02432

# Ein Sommernachtstraum

Ob Ihre Nächte so heiss werden, wie Ihre Tage es sind, hängt vor allem von Schauplatz und Bühnenbild ab. Wir verraten Ihnen, wie Sie Ihr Stelldichein gekonnt inszenieren.

Von *Dominique Feusi*

Nie ist das perfekte Liebes-Setting so einfach wie jetzt, wenn sogar die Schweiz eine Brise mediterranes Lebensgefühl eingehaucht bekommt und sich überall lauschige Plätzchen auftun. Liebe liegt in der Luft, und das «Bachelor»-Feeling lockt ums nächste Eck. Lassen Sie sich gesagt sein: Für eine gelungene Liebesnacht ist das richtige Ambiente die halbe Miete. Manchmal sogar die ganze.

Nun gut, die Definition der «gelungenen Liebesnacht» fällt geschlechterspezifisch mitunter verschieden aus – etwa so: «mit Abschluss», sagte der P.; «dass es schön war», sagte die M. Und was vereinigt XX und XY? Genau: das richtige Ambiente.

## «Er hat eben ein Boot»

Ein ganz schön profaner Tipp? So einfach wie effektiv. Vielleicht haben Sie noch nicht sein ganzes magisches Ausmass erfasst. Fakt ist: Sie können ein miserabler Liebhaber sein, und dennoch besteht die Chance, dass die Dame es am Ende «total schön» fand. Na, interessiert?

Die M. kam eines späten Morgens zur Arbeit, im Gesicht dieses süffisante, leicht unzurechnungsfähige Après-Sex-Lächeln. «Echt jetzt, Meister Proper aus der Badeanstalt», fragte der Grafiker – «den du niemals ranlässt?»

Die M. schlug trotzig ihren Absatz ins Parkett – visualisieren Sie eine Frau aus einem Pedro-Almodóvar-Film, *vamos*, Sie haben das Bild, die M. hat so viel südländisches Temperament; wenn man neben der schläft, hört man noch im Ruhemodus die Kastagnetten klappern. Und die M. verteidigte ihren Entscheid zum Koitus mit folgender Argumentation (und viel spanisch-italienischem Einsatz von Händen und Füßen): «Aber es war total schön! Der Zürichsee in der Nacht... am anderen Ufer die Lichter der Stadt... und es hatte Lämpchen, ganz viele Lämpchen! Die haben sich so (*horizontale Fächerhand*) im Wasser gespiegelt!» Der Sex sei zwar schlecht gewesen, «m-i-s-e-r-a-b-e-l», sagte die M., «aber das Ambiente war halt so schön!» – «Tja», der Art-Director zuckte mit den Schultern, «klassischer Ambiente-Fick.» – «Habe ich schon die Lämpchen erwähnt?», strahlte die M. (*horizontale Fächerhand*).

Wir notieren: Lämpchen. Ganz wichtig. Bei Lämpchen gehen bei den meisten Frauen die Lichter an. Romantische Filmszene auf dem Hochhausdach ohne Lämpchen? Undenkbar. Zappt man irgendwo rein, und im Hintergrund hängen süsse Lichtchen rum, schreit mein Hirn: «*Romantic comedy!* Ja, ich will!».



Das richtige Ambiente ist die halbe Miete. Manchmal sogar die ganze.

Und der Mann sagt: «Auf keinen Fall, nicht immer solchen Dreck, auch mal was mit Inhalt. Und sowieso, heute ist Fussball.»

Richtig, willkommen in der Langstreckenbeziehung! Aber ruhig Blut, auch hier ziehen wir eine Lösung aus dem Hut: Was macht bei Fussball, Le Mans, Tour de France (laber, laber, Alpe d'Huez) et cetera beide glücklich? Genau, die moderne Technologie – iPad, Serien-Boom und Internet sei Dank – nach zwei Folgen von, sagen wir, «Good Behavior» mit Michelle Dockery als Letty und Juan Diego Botto als Javier: Yeezus, Javier! – Da geht bei den meisten Frauen deutlich mehr als nach neunzig Minuten plus Verlängerung. Über ein gemeinsames «Sportstudio» im Anschluss kann dann durchaus verhandelt werden – «Javier! Vamos!»

Doch gehen wir nochmals raus: Sternenhimmel, Wasser, Lichter, Sonnenuntergang, Dachterrasse, Strand – diese üblichen Verdäch-

tigen wurden in einer grossangelegten Umfrage im Bekanntenkreis als favorisierte Zutaten und Austragungsorte für amouröse Sommer-spiele genannt. Es fiel auch das Stichwort «Hängematte». Persönlich hatte ich mehrere organisationstechnische Fragen, wie der Liebesakt in der Hängematte anzugehen sei, aber die Antwort: Es erfordert grundlegendes turnerisches Geschick. Das heisst Forfait für mich.

Es fiel auch das Stichwort «Sportwagen». Auf den Einwand, mit 1,78 Meter Körpergrösse für solche Sperenzchen zu lang zu sein, lautete die Antwort: «Darling, mein Sportwagenabenteuer hatte ich mit einem Jockey – klein, wendig, durchtrainiert und absolut empfehlenswert!» Übrigens, Zürich hat neu einen Polo-Park. Okay, er ist in Seuzach, aber das sollte einem die Anreise schon wert sein.

Und natürlich Boote – das gängige Sommer-Accessoire, um klar Schiff zu machen:



Senkt sich die Sonne, erhöht sich die Kadenz.



«Diskussionen über grundlegende Logik».

Boote waren bei sämtlichen befragten Damen ganz hoch im Kurs. Ich bin ja eher der Festlandtyp, aber da wäre etwa Leonardo DiCaprio, der jedes Jahr die Mega-Jacht «Ecstasea» vor Saint-Tropez mit sämtlichen Topmodels dieser Welt befüllt und selbst im Mann ein gewisses Interesse für Klatschpostillen entfacht: «Ist Leos scharfes Schaben-Schiff schon drin?» Und da war etwa die K., die sich mit diesem Zahnarzt traf, der getrennt lebte und dem nur noch ein Kugelschreiberkringel zur Scheidung fehl-

te, der dann aber doch nicht so getrennt lebte und im Traum nicht an Scheidung dachte, und die K. sagte: «Voll das Klischee, aber er hat eben ein Boot. Und es ist Sommer. Haha, im Herbst mach ich Schluss!» Ungünstigerweise hat er sich dann aber schon vorher was Neues ins Boot geholt.

Ein Spaziergang am Strand bei Sonnenuntergang gilt als eines der Sinnbilder für Romantik schlechthin, an pittoresken Küsten wird geknutscht, gefummelt, geheiratet, bei Kerzenschein unterm Baldachin diniert, mit loveofmylife für Instagram posiert oder in Kuppel-Shows kopuliert, was das Zeug hält. Senkt sich die Sonne, erhöht sich die Kadenz. Dieses Bild scheint derart eingestanz in unsere Libido – Achtung, achten Sie beim Strandspaziergang in der Dämmerung stets auf querliegende Beine –, da fragt man sich schon mal: «Was war zuerst? Der Strand oder das sich vernünftige Liebespaar?» Okay, nur nicht aufregen, der viele Sand, jetzt machen Sie sich mal ein bisschen locker, so wird das hier sonst nichts mit den sexy Sommernachtstipps. Die M. hatte mal was mit «einem von der ETH, sehr anstrengend (klassische Fächerhand), die ganze Zeit Diskussionen über grundlegende Logik», dabei hat die M. die ganze Zeit nur gedacht: «Javier! Vamos!»

Aber halt, zügeln Sie sich noch einen Augenblick, bauen Sie ihr Haus nicht auf Sand: Sex am Strand? Absolut überbewertet. Für den Vorfilm wunderbar, Top-Einleitung, aber für den nächsten Akt wird eingehend zu einem Location-Wechsel geraten.

### Film mit X-Rating

Befragt wurden: eine Ärztin, ein Hundesitter, ein Chirurg, zwei Hausfrauen, ein Ingenieur, eine Galeristin, ein Fotograf, drei Zürcher Yoga-Lehrerinnen, ein Coiffeur, eine Kinesio- login, ein Privatier, eine Make-up-Artistin, ein Jurist, eine Architektin, und bald hätte ich auch noch den Pöstler befragt, aber das schien mir dann doch unangebracht. Allgemeines Fazit: Sand im Getriebe ist schlecht. Und: Es gibt Dinge im Leben, die muss man nicht selbst herausfinden.

Geht bei den meisten Damen das Kopfkino bei der richtigen Umgebungsgestaltung an, scheinen beim gemeinen, heterosexuellen Herrn die Sensoren eher in Richtung Garderobe des weiblichen Gegenübers gerichtet. Das macht uns die Sache ziemlich einfach: Es gibt Kleider und Schnitte, da kriegen Männer von der Umgebung gar nichts mehr mit – «Lämpchen? Was für Lämpchen?» –, sondern intern, vor dem inneren Auge, geht bei ihnen ein eigener Film los. Genau, einer mit X-Rating. Aber trotzdem, in Sachen Kleiderfragen darf man es, gerade im Sommer, nochmals mit Nachdruck sagen: «Weniger ist nicht immer mehr. Und enger ist nicht immer besser.» Okay, das mögen viele Herren, gerade jüngere Semester, anders wahrnehmen.

Da war dieses Pärchen, sie in der Umziehkabine neben mir, er holte auf ihren Befehl Kleider, seine Begeisterung hielt sich in Grenzen, bis er ihr etwas Selberausgesuchtes brachte: «Das ist schön!», sagte er. – «Das hat sehr viel Spitze!», sagte sie, «und ist sehr rot!» Natur-

---

«Das ist schön!», sagte er. – «Das hat sehr viel Spitze!», sagte sie, «und ist sehr rot!»

---

lich zog sie es dennoch an, präsentierte es im Gang vor der Kabine mit dem Urteil: «Ich weiss nicht.» Er: «Wow! Das nehmen wir!» Nun gut, halten wir nach einem Kontrollblick durch den Vorhang als Faustregel fest: Wenn es nach «Kontaktbar Leguan» neben dem Lastwagenparkplatz aussieht, dann vielleicht eher nicht.

Fassen wir zusammen: Kaufen Sie ein Boot. Am besten gleich den See, den Strand, das Meer und den Sternenhimmel noch dazu. Oder nehmen Sie das nächste Mal im Baumarkt noch eine Lichterkette für den Aussenbereich mit. Oder ein Lampion. Er hat sich redlich bemüht, die Geste zählt, und ob man wirklich richtig steht, weiss man, wenn das Licht angeht: «Javier! Vamos!»



Thiel

## Muslime und Elche

Von *Andreas Thiel*

**Thiel:** Frau Sommaruga, gemäss einer offiziellen Studie der EU setzt die Hälfte aller Muslime der EU die Scharia über die europäischen Gesetze. Gibt Ihnen das nicht zu denken?

**Sommaruga:** Ja, das hat mich richtig schockiert. Vor allem auch, weil die Hälfte der Schweizer ihre Bundesverfassung ebenfalls über die europäischen Gesetze stellt. Der Anteil an Extremisten in der Schweiz scheint gleich hoch zu sein wie unter Muslimen in der EU.

**Thiel:** Aber in vielen europäischen Ländern beherrschen Muslime bereits rechtsfreie Zonen, in welchen die europäischen Gesetze nicht mehr durchsetzbar sind.

**Sommaruga:** Ja, ist das nicht erschreckend? Und auch die Schweiz ist doch eine rechtsfreie Zone, in welcher die europäischen Gesetze nicht durchzusetzen sind.

**Thiel:** Aber Schweizer verüben doch keine Terroranschläge.

**Sommaruga:** Und ob! Was ist mit den jurassischen Separatisten?

**Thiel:** Nun, die Jurassier haben ja jetzt ihren eigenen Kanton und geben Ruhe.

**Sommaruga:** Sehen Sie? Man muss den Muslimen bloss ein bisschen entgegenkommen, dann geben sie ebenfalls Ruhe.

**Thiel:** Denken Sie, man müsste den Muslimen auch ihren eigenen Kanton geben, damit endlich Ruhe herrscht?

**Sommaruga:** Wenn man den Juden einen ganzen Staat gibt, kann man den Muslimen doch zumindest einen eigenen Kanton geben.

**Thiel:** Schweden, das ähnlich offen und tolerant ist wie die Schweiz, registriert aber leider besonders viele gewaltbereite Muslime.

**Sommaruga:** Das muss an den Elchen liegen. Elche sind natürlich eine Provokation für Muslime. Aber in der Schweiz besteht keine Gefahr. Hier sind die Elche eingesperrt.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Leute mit viel Geld

Erfolg der Hear-the-World-Gala; attraktive Russinnen im Schauspielhaus; alternativer Büchner-Preis für Wolf Wondratschek. Von *Hildegard Schwaninger*

375 000 Franken war der Erlös der Hear-the-World-Gala, die Samstagabend im «Dolder Grand» über die Bühne ging. Die von Sonova (CEO Lukas Braunschweiler war anwesend) 2006 gegründete Charity-Organisation setzt sich vor allem für Kinder mit Hörverlust in den ärmsten Ländern der Welt ein. Die sieben Damen des Ballkomitees, angeführt von Präsidentin **Megy Pfortmüller**, zeigten sich überglücklich mit dem Resultat, sie hatten hart gearbeitet für diesen Abend, der absolut gelungen war. Erstens hatten sie eine gute Gästeliste. Viele Anwälte waren da und viele Leute mit Geld. Megy Pfortmüller: «Das Projekt hat die Leute überzeugt. Wenn ein Kind nichts hört, ist das sehr schlimm.» Ihr Ehemann **Herbie Pfortmüller** ist Anwalt, er fiel mit seiner aussergewöhnlichen Frisur (lange, weisse Mähne, vom Coiffeur frisch geföhnt) auf und stand ihr wie ein Fels zur Seite. **Susanna Erb Ramsler** von Cartier hat einen ganzen Tisch gekauft, den sie mit ihrem Mann **Martin Amsler** präsidierte. **Manuela Pastore** leitete den Tisch des Sponsors Dior (spendete auch Tombola-Preise), Biotech-Investor **Peter Friedli** und seine Frau **Bettina** hatten ebenfalls einen Tisch. **Urs Wietlisbach** (Partnersgroup, geschätztes Vermögen: 2,1 Milliarden, mit seiner Wietlisbach Foundation einer der Hauptsponsoren) lud mit seiner Frau **Gabi** an einen weiteren Tisch, wo auch Star-Zahnärztin **Danielle Heller Fontana** Gast war. Man sah **Gregor Zünd**, oberster Chef Universitätsspital Zürich, **Dieter Enkelmann**, Drahtzieher bei der Bank Bär, **Beat Lüthi**, Ver-

waltungsrat der Straumann Holding, **Bettina Keller** von Modekeller und ihren Bruder **Richard Keller**, Ex-UBS-Präsident **Peter Kurer** und **Chantal Senft**, aktiv in diversen Charity-Organisationen wie Schweizer Tafel und Ladies' Lunch, mit ihrem Mann **Alexander Senft** (Lombard Odier), Konzertveranstalter **André Béchir** mit seiner Frau **Sandra**, Akris-Modeunternehmer **Albert Kriemler** mit seiner Schwester **Susi Wiget-Kriemler**.

Die Damen waren alle exklusiv und teuer gekleidet, gut gestylt, mit teurem Schmuck und frisch vom Coiffeur. Kurz, es war auch ein Anlass, der die Wirtschaft ankurbelte.

Der Abend begann mit einem Champagner-Aperitif auf einer der «Dolder Grand»-Terrassen, dann ging es in die Gallery zum Diner. **Sven Epiney** wirkte als Zeremonienmeister. Megy Pfortmüller, im Kleid ihres Lieblingslabels Akris, zog als gute Gastgeberin von Tisch zu Tisch, um die Zufriedenheit der Gäste zu überprüfen.

Die Künstler, die Botschafter von Hear the World sind, traten gratis auf – bravo! **Bryan Adams** als Stargast des Abends. Als er «Shake your ass!» rief, gab es für das Publikum kein Halten mehr; sie tanzten zu «You Belong to Me». **Marc Sway** brachte den Festsaal zum Brodeln mit seinem Lied «Severina», das er für seine Frau **Severina** geschrieben hat (die beiden wirken sehr verliebt). Marc Sway gab den Gästen noch eine kleine Lebensweisheit mit: «Nicht nur Hören ist wichtig, sondern auch, dass wir ein-



Fast verliebt

## Trennungschemie

Von *Claudia Schumacher*

In Trennungsphasen zeigt der Mensch sein hässlichstes Kindergesicht. Sich vor dem Ex-Partner auf den Boden werfen, mit den Füssen stampfen. In schlaflosen Nächten an seiner Tür klingeln. Massloser Süssigkeiten-

konsum. Schimpfwort-Salven. Nimm-mich-zurück-Verzweiflung. Kurz: Man verhält sich so, wie der Arbeitgeber einen nie sehen dürfte. Dass gerade drei meiner Freundinnen in einer Trennung stecken, unterzieht meine eigene kleine Welt – das ganze Stabilitätskonstrukt, das ich mir in den letzten Jahren des Erwachsenwerdens aufgebaut habe – dem Crash-Test. Neues Hobby: Küchenpsychiatrie. Eine Mischung aus Kalendersprüchen und massiver Medikamentierung in Form von Weinverabreichung. Wegnahme von Handys. Verhindern, dass eine ihre Wohnung verlässt und zu ihm geht. Sie tun's trotzdem. Drei Zwangsjacken wären jetzt super.

Warum sich Menschen nach einer Trennung so verhalten? Helen Fisher weiss es. Nein, nicht die leicht anders geschriebene Schlagersängerin – bei der ist selbst Liebeskummer easy, Liedzeile: «Es war ein Sternentanz, und wenn du gehst, vergiss mich nicht so ganz.» Pah! Meine Freun-



«Einander zuhören»: Severina und Marc Sway.



Was war los? Schauspieler Baryshnikov.



Ausgezeichnet: Autor Wondratschek.

ander zuhören.» Dann spielte das Pepe-Lienhard-Orchester (Pepe Lienhard kam den Veranstaltern mit der Gage grosszügig entgegen) – bis zwei Uhr früh. Dann gab es noch Würstchen und Suppe für den harten Kern, bis drei Uhr früh.

Was für schöne Frauen heranwachsen zwischen Wladiwostok und dem Schwarzen Meer – das konnte man sehen im Schauspielhaus, das an drei Abenden bis auf den letzten Platz mit attraktiven Russinnen besetzt war. Was war los? Mikhaïl Baryshnikov las Texte von Joseph Brodsky, dem russischen Lyriker und Nobelpreisträger. Die Russinnen waren jung und schön (Frauenüberschuss gewaltig!), dass sie an diesem heissen Sommerabend ins Theater gingen, statt im Bikini am See zu liegen, zeigt: Die Russen lieben die Kunst und die Poesie. Und es verrät Heimatliebe! Das Gastspiel des Neuen Theaters Riga, Regie: Alvis Hermanis, war grossartig. Andächtig lauschten die Polinas, Svetlanas, Nataljas, am Schluss sprangen sie von ihren Sitzen auf und gaben Baryshnikov für diesen poetischen Abend Standing Ovationen.

Dass der Dichter Wolf Wondratschek bei der Verleihung des Georg-Büchner-Preises schon wieder übergangen wurde (den Preis bekam der Lyriker Jan Wagner), hat einen «Liebhaber der Sprache» so geärgert, dass er zur Tat schritt. Er stiftete den alternativen Büchner-Preis, und diesen verleiht er Wondratschek. Helmut Maier, ein in Wien lebender Ex-Unternehmensberater, stellt mit 50 000 Euro denselben Betrag wie die Preissumme des angestammten Büchner-Preises zur Verfügung. Ob der alternative Büchner-Preis auch in Zukunft verliehen wird, lässt der Donator noch offen.

#### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

dinnen würden sie anbrüllen für diese bodenlose Verniedlichung.

Gemeint ist die Anthropologin Helen Fisher von der Rutgers-Universität, New Jersey. Sie fand heraus, dass leidenschaftliche Liebe in derselben Hirnregion stattfindet wie Drogensucht. Die Hirne Verliebter werden von Dopamin geflutet, man fühlt sich grandios. Nach einer Trennung läuft das Belohnungszentrum weiter auf Hochtouren, dreht aber durch wie Autoräder im Sand. Liebes-Junkies versuchen mit allen Mitteln, ihren Stoff zu erhalten – und betteln den Ex um Liebe an. Wer glaubt, Frauen täten sich leichter mit Trennungen, da sie schnell wieder umschwärmt werden, liegt falsch. Bei Frauen verändern sich nach Trennungen die Abläufe in zehnmal grösseren Hirnarealen als bei Männern. Betroffen sind vor allem die Regionen, die für Persönlichkeit und Motivation zuständig sind. Ergebnis: lebende Tote. Frauen bekommen

auch häufiger das Broken-Heart-Syndrom, das tödlich enden kann: eine herzfarkt-ähnliche Erkrankung, ausgelöst durch emotionalen Superstress. Verrückt, nicht? Das Organ, das wir als Symbol für Liebe benutzen – obwohl wir das Hirn am Schalter wissen –, reagiert stark auf Emotionen.

Dass man nach einem Verlust aber wenigstens über sich hinauswachsen kann, zeigt nicht nur Wonder Woman im Kino (erst der Herzschmerz verleiht ihrem rechten Haken die volle Wucht). Schon elf Wochen nach Beziehungsende sprechen 71 Prozent der Menschen positiv über ihre Trennung. In Umfragen geben Entliebte an, zielorientierter zu sein und sich selbst besser zu kennen. Wenn's für den einen nicht passt, ist eine Trennung eben auch für den anderen besser – selbst wenn kein Herz auf Entzug das glauben kann.



Unten durch

## Nelson Mandela

Von Linus Reichlin

Nehmen wir mal an, deine Mutter ist nicht mehr die Jüngste, und nach zwei Infarkten und mehreren Kreuzfahrten fühlt sie sich dem Tode nah und bittet dich, mit ihr einen schönen Platz für ihr Grab auszusuchen. Also schaut ihr euch auf dem Friedhof um, und deine Mutter entdeckt eine Grabstelle unter einer Eiche und sagt: «Da ist es schattig und gemütlich, da möchte ich liegen.» Aber für dich zählt in dieser Sache weniger die Gemütlichkeit als der Aufwand der Grabpflege. Im Herbst werden zuerst die Eicheln auf das Grab deiner Mutter prasseln, die musst du dann einzeln von Hand entfernen und entsorgen, denn nicht jedermann hat heute noch ein Schwein dabei. Wenige Wochen später wird das Grab unter einem Haufen Eichenlaub verschwinden, und da auf Friedhöfen der Einsatz von Laubbläsern verboten ist, wirst du das Laub eigenhändig wegrecken müssen. Im Winter fallen Äste auf das Grab und zerschlagen die Grablichter, und im Frühjahr scheissen die Vögel auf den Grabstein. Ausserdem sind Gräber unter Bäumen zweitklassig und proletarisch. Also sagst du zu deiner Mutter: «Es bringt Unglück, unter einer Eiche begraben zu sein.» Sie ist sehr abergläubisch, aber diesmal funktioniert es nicht. «Als Tote werde ich mit ein bisschen Unglück schon fertig werden», sagt sie. «Mama», sagst du, «unter Bäumen begraben Kinder ihre Schildkröten und Meerschweinchen. Das hier ist einer der billigsten Grabplätze. Willst du, dass die Leute denken, dass du eine Putzfrau warst?» – «Du kannst ja», sagt deine Mutter, «auf den Grabstein schreiben: <Hier liegt keine Raumpflegerin.>»

Gut, deinetwegen, soll sie ihr Eichengrab haben! Aber auf dem Weg zum Friedhofstor kommt ihr am Grab der Mutter deines Chefs vorbei, und die liegt natürlich in der ersten Reihe, an der sonnigsten Stelle, fernab der Bäume, umgeben von anderen noblen Gräbern: Hautevolee morte. Jetzt gäbe es, zumindest für deine Mutter, die Möglichkeit, in diese feine Gesellschaft aufgenommen zu werden, denn zwischen der Mutter deines Chefs und einer berühmten Opernsängerin ist noch ein Grabplatz frei. «Mama, schau mal», sagst du, «die Petrelli

>>> Fortsetzung auf Seite 70

»» Fortsetzung von Seite 69

liegt hier, die <Aida> gesungen hat, die hast du doch so gern gehört.» – «Nein, das Schiff <Aida> mag ich», sagt deine Mutter, «aber von Opern bekomme ich Ausschlag.» – «Sie singt ja auch nicht mehr», sagst du, «du solltest wirklich hier liegen. Das ist eine viel bessere Gegend als drüben bei der Henkerseiche.» Aber sie will nicht! Sie ist 92, so alte Menschen sind wie Containerschiffe, die bringt nichts mehr vom Kurs ab. Wie schade! Als dein Chef sechzig wurde, hat er dich zu seiner riesigen Geburtstagsfeier nicht eingeladen. Er geht auch nie mit dir golfen, wahrscheinlich weil er dich zu den Leuten zählt, die vor dem Grab einer Opernsängerin zu ihrer Mutter sagen: «Das wär 'n ziemlich geiler Aufstieg für uns, wenn du neben der <Aida>-Tussi verlockt würdest.»

Als du deine Mutter zurück ins Seniorenheim fährst, geht dir das Bild des vornehmen Grabplatzes nicht mehr aus dem Kopf. «Es sind vom Grab aus», sagst du, «nur wenige Schritte zur Kapelle und zum Parkplatz. Und du wärst in einer Reihe nicht nur mit der Petrelli, sondern auch mit unserem früheren Bürgermeister und der Frau des Erfinders von Kukident.» «Wenn das ein so guter Platz ist», sagt deine Mutter, «wieso liegt Nelson Mandela dann nicht dort?» Sie sagt, für Nelson Mandela würde sie auf den Platz unter der Eiche sofort verzichten. Aber dir fehlt das Netzwerk. Dir fehlen die Kontakte bis ganz hoch hinauf. Du kennst nicht mal Simonetta Sommaruga. Eine Umbettung Nelson Mandelas liegt weit ausserhalb deiner Macht. Die Südafrikaner würden deine diesbezügliche E-Mail gleich in den Spam-Ordner umleiten. Du solltest dir am besten auch gleich einen Grabplatz besorgen, neben dem Geräteschuppen des Friedhofwärters. «Mama, jetzt denk doch auch mal an mich!», sagst du.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Wein vom Stein

Von Peter Rüedi

Was jungverliebte Heiratswillige (zu) oft vergessen: Eine Ehe ist auch eine ökonomische Institution. Gütertrennung oder Gütergemeinschaft, das ist die nüchterne Frage, die nicht der Pfarrer, aber bald nach dem Jawort das Leben stellt. Als die Winzerin Carolin Gillot und der Winzer Hans-Oliver Spanier 2006 heirateten, brachten beide ein Weingut mit in die Ehe: sie den 200-jährigen Familienbetrieb Kühling-Gillot im rheinhessischen Bodenheim, er seinen 1990 gegründeten eigenen, sechs Jahre später mit dem Nachbargut Battenfeld fusionierten Betrieb ganz im Süden von Rheinhessen. Wie die Verbindung juristisch funktioniert, entzieht sich meiner Kenntnis, aber jedenfalls war das Paar so klug, die beiden Güter getrennt zu lassen. Madame besitzt Reben an den Steillagen des berühmten Roten Hangs am Rheinufer zwischen Nackenheim und Nierstein, auf Schieferböden. Das ergibt andere Weine als die, die auf dem Kalk von Hohen-Sülzen wachsen, wo H. O., wie Spanier von Freunden genannt wird, arbeitet. Sind die Rieslinge vom Schiefer eine Spur opulenter, wärmer, so sind die vom Kalk etwas spartanischer, kühler; mineralisch und kristallin in der

Säure. Spanier ist der Kellermeister für die Weine von beiden vierzig Kilometer auseinanderliegenden Betrieben («Er kann das einfach besser», sagt seine Ehefrau), aber er denkt nicht an gemeinsame Cuvées. Sie werden im gleichen Keller vinifiziert, aber streng separat. Beide Güter, jedes auf seine Weise, gehören inzwischen (im Zug der rheinhessischen Renaissance) zur Spitze deutscher Rieslinge. Was heisst: zur Spitze der Rieslinge überhaupt.

Bei aller Wertschätzung grosser Realisationen der Sorte im Elsass und in Österreich: Ihre eigentliche Heimat liegt in den deutschen Appellationen an Rhein und Mosel. Besonders gelungen ist der Riesling Premier Cru Hohen-Sülzen 2015 von Battenfeld-Spanier, ein schlagendes Beispiel dafür, dass eine expressive Aromatik, eine reiche Frucht mit einer apollinischen Klarheit zusammengehen können. Viel Kräuterwürze, viel Mineralität, viel Struktur und viel mit saftiger Frucht balancierte Spritzigkeit, die in einen langanhaltenden Abgang mündet. Will sagen: eine staunenswert harmonische Verbindung von scheinbaren Gegensätzen, ausgebaut lang auf den Hefen im grossen Fass, also ohne jede Holzmaskerade. «Wir sehen uns als Steinwein-Produzenten», sagt die unlängst zur Winzerin des Jahres gekürte Carolin Spanier-Gillot. «Die Frucht ist der schöne Schein, die Aromen der Steine aber verleihen Tiefe.» Das meint sie für die Gewächse auf Schiefer- wie für die auf Kalkböden. Das hört sich ein bisschen an wie önologischer Spiritismus, leuchtet aber auch einem (zumindest anfänglich) nüchternen Trinker mit jedem Schluck dieses Rieslings mehr ein.

Battenfeld-Spanier Hohen-Sülzen  
Riesling Premier Cru 2015, 12,5 %. Peter Kuhn.  
Fr. 21.–. www.peterkuhnweine.ch

DIE WELTWOCH

# Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen:

[www.weltwoche.ch/probeabo](http://www.weltwoche.ch/probeabo)

Telefon 043 444 57 01

Probe-Abo  
8 Ausgaben  
nur Fr. 38.–





Auto

## 24 Stunden

Hybridantriebe sind die Zukunft des Rennsports, sagt Porsche. In der Panamera-Limousine nutzen wir das ganz alltäglich. *Von David Schnapp*

Als ich meinen Sohn, sechs, darüber informierte, dass ich Tage abwesend sein würde, um beim 24-Stunden-Rennen von Le Mans vor Ort zu sein, war er begeistert. Er traute mir nämlich zu, dort mitfahren zu können. Ich sei bloss Zuschauer, sagte ich – das hat ihn etwas enttäuscht, aber so ist das mit grossen Erwartungen. Le Mans ist eines der härtesten Autorennen der Welt, es hat eine ganze Reihe von Legenden geschrieben.

### Porsche Panamera 4E Hybrid

Leistung: 462 PS/340 kW, Hubraum: 2894 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 278 km/h  
Preis:  
Fr. 133 500.–



Ich war Gast von Porsche, der Rennstall mit dem Schweizer Fahrer Neel Jani gewann 2016 das Rennen und ging auch dieses Jahr in einem dramatischen Finale wieder als Sieger hervor, wobei der Porsche 919 Hybrid, zu dessen Besatzung Jani gehört, wegen einer defekten Ölpumpe ausfiel, worauf Auto #2 nach einer beispiellosen Aufholjagd am Ende doch noch als Erster über die Ziellinie donnerte. Dies als kurze Zusammenfassung für Leser, die das Motorsportgeschehen nicht verfolgen.

Womit wir zu ganz alltäglichen Bedingungen wechseln, denn bei Porsche gibt es eine recht direkte Verbindung von der Rennstrecke zur Strasse. Bei beiden gilt die Hybridtechnologie als Antrieb der Zukunft. Neel Jani sieht im Hybridantrieb einen Vorteil bei der Beschleunigung. «Wir kommen so viel schneller aus einer Kurve», sagt er nach seinem ersten Einsatz («Stint»). Im neuen Panamera Turbo S setzt Porsche ebenfalls auf die Kraft der zwei Herzen: Kombiniert werden ein V8-Turbomotor mit einer E-Maschine zu einer Gesamtleistung von

enormen 680 PS und 850 Nm Drehmoment. Und bei Bedarf kann die Hochleistungslimousine lautlos elektrisch in die Stadt fahren.

### Spass an der Beschleunigung

Mit etwas weniger Kraft, aber mit hervorragendem Komfort geht das auch im Panamera 4E Hybrid, der mit V6-Biturbomotor, Batterie und Elektroantrieb ausgerüstet ist. Das System dient nicht allein der Effizienz, auch wenn theoretisch fünfzig Kilometer elektrisch gefahren werden können. Aber ein Porsche ist immer auch ein Sportwagen, das anstandslos Drehmoment einer Elektromaschine ist also durchaus eine Quelle der Freude an der Beschleunigung.

Während des langen Rückwegs von Le Mans in die Schweiz beobachte ich hinter dem Steuer des Panamera Hybrid quasi stundenlang, wie nahtlos und blitzschnell das System die Antriebe kombiniert oder ergänzt, bei Bedarf den Benziner abstellt, wieder zuschaltet, das Auto mal «segeln» lässt und im nächsten Moment schon zügig durch die Autobahnauffahrt prescht. Mit 10,6 Litern Durchschnittsverbrauch steht am Ende eine Zahl im Bordcomputer, die für ein Fahrzeug dieser Art sehr zufriedenstellend ist. Es gibt deutlich kleinere Autos mit Vierzylinder-Turbomotoren mit ähnlichen Verbrauchswerten. Aber in einem Panamera kommt man einfach lieber an.

# An Bord des kirschroten Gentleman-Katapults

Die *Weltwoche* testete in Maranello den neuen Ferrari 812 Superfast. Der Name ist Programm: Noch nie war Rasen so stilvoll und sicher. Ein Erfahrungsbericht von Philipp Gut



*Ferrari-Fieber:* unser Autor unterwegs im neuen 812 Superfast.

**E**in Ferrari ist natürlich immer etwas Spezielles, aber das neueste Modell ist es noch etwas mehr: Der 812 Superfast mit 800 PS ist der «leistungsstärkste und schnellste strassenzugelassene Ferrari aller Zeiten», wie es in einer Mitteilung heisst (Basispreis: 342 710 Franken). Handverlesene Journalisten aus der ganzen Welt, von Europa über Amerika bis nach China, durften das neue Modell auf Einladung von Ferrari auf Herz und Nieren testen.

Nachdem wir am späten Nachmittag in Bologna gelandet waren, besuchten wir das neu eröffnete Ferrari-Museum in Maranello, dann fuhren wir in die Kleinstadt Sassuolo weiter, bekannt geworden durch ihren Fussballklub, der als David aus der Provinz die Goliaths der Serie A das Fürchten lehrt. In einem historischen Gebäude direkt neben dem Dogenpalast erwarteten uns Spezialisten von Ferrari zum technischen Briefing. In solchen Präsentationen werden gern die Fortschritte gegenüber dem Vorgängermodell – in diesem Fall dem

F12 Berlinetta – herausgestrichen, vorzugsweise und wo immer es sich messen lässt, in präzisen Verhältniszahlen. So erfahren wir, dass «die Übergangszeit beim Hoch- wie auch beim Herunterschalten jetzt 30 Prozent kürzer» ist. Oder dass der  $c_w$ -Wert, der Strömungswiderstandskoeffizient oder die Windschlüpfrigkeit, des neuen Modells denjenigen des Vorgängers um 53 Prozent übertrifft. In Fachzeitschriften kämen hier noch viele weitere Angaben, über das neue Hochdruckeinspritzsystem, bewegliche Elemente zur passiven und aktiven Aerodynamik oder die Hochleistungsbremsen, die «nie gekannte Bremswege» ermöglichten.

#### «Rosso 70 anni»

Die Hingabe, mit der die Ingenieure und Entwickler über solche Dinge reden, ist mitreisend, auch wenn ich als Laie nicht alles verstehe. Ohnehin drängt es mich von der Theorie zur Praxis. Als wir aus dem Konferenzraum treten,

haben unsichtbare Helfer vor der imposanten Barockkulisse des Dogenpalasts ein Exemplar des 812 Superfast aufgestellt, trotz Abendsonnenstrahlen in gleissendes Scheinwerferlicht getaucht. Natürlich in Rot, aber wie es sich für das Spitzenmodell der Flotte gehört, ist es nicht das gewöhnliche Ferrari-Rot, sondern eine Spezialfarbe zum Jubiläum der Scuderia, deren Erfolgsgeschichte vor 70 Jahren begonnen hat, mit einem Zwölfzylindermotor wie beim 812 Superfast. «Rosso 70 anni» heisst die Farbe deshalb. Sie ist etwas dunkler als üblich und soll an die Kirschen erinnern, die typisch sind für diese Gegend der Emilia-Romagna.

Am nächsten Morgen geht es los. Die eine Hälfte der Kollegen fährt zuerst auf der Rennstrecke, die andere auf der Landstrasse. Ich habe Glück: Ich bin als Letzter, um 16.30 Uhr, auf der Pista Fiorano eingeteilt und darf bis dann mit dem Auto unterwegs sein. Es ist jenes kirschrote Exemplar, das am Vorabend im Scheinwerferlicht vor dem Dogenpalast in



Sassuolo wie eine Schönheit auf dem Laufsteg präsentiert worden ist, optional ausgestattet mit harten Sportsitzen und viel Carbon. Daneben stehen Schwestern in Gelb, Schwarz und Anthrazit.

Als ich auf die Bremse trete, den roten «Engine Start»-Knopf drücke und die rechte Schaltwippe betätige, um den Gang einzulegen, ertönt eine erste Überraschung: Der Motor klingt satt und lässt die geballte Kraft der zwölf Zylinder und des imposanten Sechseinhalb-Liter-Hubraums erahnen – aber kein Brüllen, kein

## Die Sound-Ingenieure haben einen Ton getroffen, der nichts Pubertäres an sich hat.

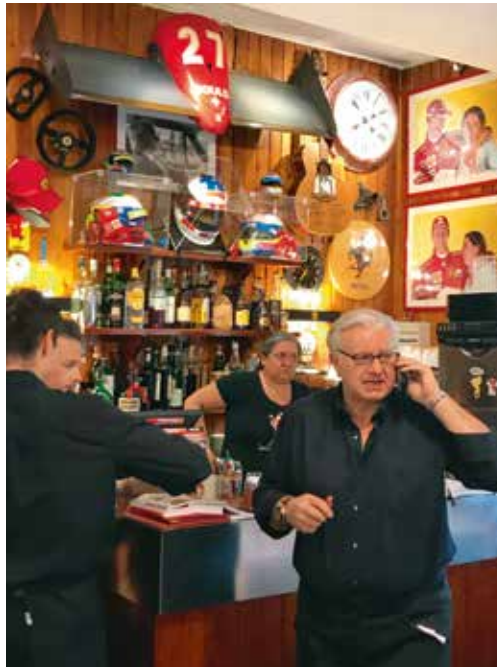
hysterisches Aufheulen ist zu vernehmen. Auf der Fahrt sollte sich dieser Eindruck verfestigen: Die Sound-Ingenieure haben einen Ton getroffen, der nichts Pubertäres, nichts Präpotentes an sich hat und irgendwie erwachsen wirkt. Ähnliches gilt für das muskulöse, aber nicht protzige Äußere. Die kraftvolle Eleganz des superschnellen Ferraris markiert von weitem: Hier rauscht ein Gentleman heran. *Racing in style.*

Im Stadtverkehr lässt sich der 812 Superfast nach Wunsch erstaunlich zivil bewegen: Im Automatik-Modus schaltet das Getriebe schon bei 50 km/h in den siebten Gang hoch. Ein Understatement, das nicht zuletzt dazu dient, die Verbrauchswerte nach unten zu schrauben. Wer einen gegenteiligen Effekt erzielen will, drückt auf den «Launch»-Knopf in der Mittelkonsole. Dann kreischt der 812 Superfast wie ein Formel-1-Rennwagen. Die rote Kirsche wird zum Katapult.

Die Route führt aus Maranello hinaus in die Hügel des emilianischen Apennins. Vor mir liegen 150 Kilometer in einer Landschaft, die



Schwestern in Gelb und Anthrazit.



Kultstätte für Fans: Restaurant «Montana».

wie geschaffen scheint, dieses Auto auszukosten. Es geht auf und ab auf kurvenreichen engen Landstrassen, fast ohne Verkehr. Die Polizei, habe ich mir sagen lassen, habe es eher auf die Miet-Ferraris abgesehen, die Werksnummer am Heck gewährt einen gewissen Schutz vor dem Arm des Gesetzes.

Nach Verlassen eines Weilers, in dem am Strassenrand tatsächlich Kirschen der dunkelroten Sorte Duroni feilgeboten werden, drehe ich den Hebel am Multifunktionslenkrad von «Sport» auf «Race». Ich habe keine Ahnung, wie sich das Vorgängermodell F12 anfühlt, und kann die Prozentvergleiche der Techniker nicht nachvollziehen – ich merke nur, dass man sich am Steuer des 812 Superfast sehr konzentrieren muss, sobald man das Gaspedal durchdrückt. In 2,9 Sekunden ist das Auto nach offiziellen Angaben auf 100 km/h, die 200er-Marke erreicht es in 7,9 Sekunden. Das Maximum liegt bei 340 Kilometern in der Stunde. Bei diesen Leistungen, die auch für Ferrari-Massstäbe in neue Dimensionen vorstossen, kann es leicht passieren, dass das Auto schneller ist als die Gedanken des Fahrers.

### Schienenartige Präzision

Trotzdem fühlte ich mich in den schmalen und holprigen Strassen im «Land der Kirschen und Burgen» in jedem Augenblick sicher. Mit schienenartiger Präzision lässt sich das Auto durch die Kurven lenken. Wer es bequemer mag, kann die Bodenunebenheiten mittels eines speziellen Knopfs etwas abfedern lassen. Mag sein, dass dies die eine oder andere hübsche Beifahrerin wünschte – am Steuer denkt man kaum an solche Dinge. Existenzieller sind die verschiedenen elektronischen Kontrollsysteme, bewährte neben neuen wie dem Electronic Power Steering (EPS). Es soll die Interaktion des Fahrers mit dem Auto und der Strasse verstärken,

wie die Ferrari-Ingenieure erklären. Man kann in diesen elektronischen Helfern Schutzengel sehen, die sich niemals abhängen lassen. Doch zeigt sich auch hier der erwachsene Charakter des Fahrzeugs: Die Traktionskontrolle (CT) und die Elektronische Stabilitätskontrolle (ESC) kann man per Schalterdrehung ausknippen, auch wenn dies auf öffentlichen Strassen eher nicht zu empfehlen ist.

Wie sehr der 812 Superfast Geist und Körper des Fahrers in Anspruch nimmt, merke ich zur Mittagszeit am kalten Buffet im Ferrari-Restaurant «Cavallino» in Maranello, gegenüber dem Haupteingang der Autofabrik. Unterwegs habe ich nichts davon gespürt, doch jetzt melden sich Hunger und Durst überfallartig. Das Auto hat ebenfalls kräftig konsumiert: Nach 150 Kilometern Austoben in den Hügeln ist der 92-Liter-Tank halb leer. Der Normverbrauch, sagen sie bei Ferrari, liege bei 14,9 Litern pro 100 Kilometer.

Am Nachmittag bleibt Zeit, nochmals eine kleine Tour im Apennin zu machen, dann folgt der Schlusspurt auf der Rennstrecke. Ferrari-



Glorreiche Geschichte: Museum in Maranello.

Cheftester Raffaele de Simone zeigt mir auf der Pista Fiorano, welche Möglichkeiten im 812 Superfast stecken, wenn ein Mann vom Fach ihn steuert. Was für mich ein schweiss-treibender wilder Ritt ist, ist für ihn eine Fingerübung. Lächelnd lässt er den Wagen um die Kurven quietschen und haarscharf um Pylonen tanzen – und wenn ich denke, dass wir gleich abfliegen, lenkt er ihn sanft auf Linie zurück.

Zum Ferrari-Fieber passt das Restaurant, in dem wir am Abend zusammensitzen und das Erlebte besprechen: Das «Montana» ist eine Kultstätte für Fans, die Wände sind voll mit Devotionalien aus der glorreichen Formel-1-Geschichte von Ferrari. Seit der siebenfache Weltmeister Michael Schumacher, der für die Italiener fünfmal den Titel holte, hier verkehrte, ist es zu einem beliebten Treffpunkt der Fahrer geworden. Chef des Familienbetriebs ist Mamma Rossella. Wie köstlich sie kocht, sieht man den Alonsos, Barrichellos und Vettels an, die auf den überall aufgehängten Fotos dankbar lächelnd zu ihr herunterschauen. ○

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man sich nach dem Blutspenden ein Hefe-Weissbier zur schnelleren Blutbildung genehmigen?

*Thomas Lüthi, Männedorf*

Ja, man darf, aber es nützt nichts für die Blutbildung. Da das Blutspenden aber eine gute Tat ist, sollten Sie sich selber zusätzlich zum Bier mit einer Weisswurst beglücken, und klopfen Sie sich dabei auf die Schenkel, schliesslich tun Sie etwas für andere, ohne dass jemand sparen oder mehr Steuern bezahlen muss. Derart gestärkt, sollten Sie auf [www.swisstransplant.org](http://www.swisstransplant.org) gleich noch die Organspende-Karte ausfüllen – oder wollen Sie als Wurmglück oder Komposthaufen enden? *Beda Stadler, Biologe und emeritierter Professor der Universität Bern*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Ein Volltreffer, dieser schiefe, vernagelte Goldrahmen mit den lächelnden Burkhalters.» *Ulrich Schär*

### Abgeblättert

Nr. 25 – «Burkhalters schiefer Rahmen»; Titelblatt

Ein Volltreffer, dieser schiefe, vernagelte und abgeblätterte Goldrahmen mit den lächelnden Burkhalters. *Ulrich Schär, Zumikon*

### Grossmutterchaftsurlaub

Nr. 25 – «Darf man das?» zum Thema Mutterchaftsurlaub

Man darf den Mutterchaftsurlaub nicht nur bis zur Volljährigkeit des Kindes ausdehnen. Man darf ihn so lange ausdehnen, bis das Kind selber im Mutter- oder Vaterschaftsurlaub ist, und dann nahtlos in den Grossmutterchaftsurlaub übergehen. Selbstverständlich ist alles selber zu bezahlen.

*Urs Waltenspül, Aarau*

### Die meisten freuen sich

Nr. 25 – «Mein Haus ist mein Krem!»; Brief aus Moskau von Wolfgang Koyld

In Moskau sind die sogenannten *chruschtschowki*, einst schnell und billig hochgezogene Plattenbauten, in einem Zustand, der nur noch den Abriss zulässt. Darin möchte keiner mehr wohnen (ich war drin). Wer nun seine Bruchbude verlassen darf, bekommt eine mindestens ebenso grosse Neubauwohnung mit modernem, zeitgemäsem Komfort. Diese Wohnung befindet sich in dem angestammten Stadtbezirk, oft nur wenige Strassenzüge von der alten Wohnung entfernt. Niemand wird aus zentraler Lage an den Stadtrand verdrängt. Alles passiert mit schriftlichem Einverständnis der Eigentümer, und in der Tat: Die meisten der betroffenen Moskauer freuen sich denn auch überaus auf ihr neues Apartment. Proteste gibt es von denjenigen Eigentümern, die zuvor ihre *chruschtschowka* mit eigenem Geld auf europäischen Standard gebracht haben. Der finanzielle Aufwand hierfür ist beim Umzug nun meist verloren, und das ist ärgerlich.

*Helmut Pöltelt, Ahrensfelde bei Berlin*

### Eulachstädter besiegten die Blauweissblauen

Nr. 24 – «Die zwei Gesichter der schönen Scheicha»; Pierre Heumann über Katar

Der Satz: «Wer – wie Katar – mit Teheran flirtet oder die Islamische Republik unterstützt, bekommt es mit den Saudis zu tun», ist ein Mischmasch von Ländernamen, Hauptstädten und Regierungsmitgliedern und tönt ähnlich wie der abwechslungsreich abgefasste Sport-

bericht: «Die Eulachstädter besiegten die Blauweissblauen auf dem Letziggrund.» Verstanden? Ich nicht, leider.

*Francesco Lorenzetti, Stein am Rhein*

### Verwirklichung der Ziele

Nr. 23 – «Die Freimaurer – Höchste Zeit für eine Würdigung»; Titelgeschichte von Roger Köppel, Christoph Mörgeli, Claudia Schumacher und Roman Weissen

Ich danke den Verfassern für ihre eingehende Würdigung der Freimaurer, ihrer Ziele und Aufgaben. Es ist doch in der heutigen Zeit, in der unendlich viel Hass und Verderben gestreut wird, erfreulich, dass es neben andern eine Gesellschaft von Menschen gibt, die sich vorbehaltlos für Humanität, Toleranz und Freiheit einsetzt. Die Ausstellung zum 300-Jahre-Jubiläum der Freimaurer im Bernischen Historischen Museum dürfte mit vielen Unklarheiten aufräumen. Insbesondere sind die Freimaurer keine Geheimgesellschaft, die Liste ihrer Mitglieder ist öffentlich. Dass sie zur Verwirklichung ihrer Ziele Symbole verwenden, ist nichts Aussergewöhnliches. Für mich ist es wesentlich, dass Mitglieder des Bundes, zum Beispiel Churchill, Washington, Furrer, Goethe oder Haydn, grossartige Leistungen für die ganze Menschheit erbracht haben.

*John Fleuti, Aeugst a. A.*

### Korrigenda



Die Legende zum Bild des Deep-Purple-Artikels «Mein einziges Talent: Glück zu haben» (Nr. 25/17) war falsch. Abgebildet (v.l.) sind: Roger Glover, Ian Gillan, Ian Paice, Jon Lord, Ritchie Blackmore. Wir bitten um Entschuldigung.

*Die Redaktion*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
12					13	14		15		16	
17					18			19			
		20			21						22
23	24					25				26	
				27	28			29			
30		31	32				33				
	34				35	36			37		38
39					40				41		
42						43		44			
		45						46			
47						48				49	

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Auffassung bis Einstellung

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Da fühlt man sich im Kreis der Familie. 7 So getaufter Wissenschaftler und sein Apfel. 12 Bei ihm kommen sich zwei Landmassen nahe. 13 Setzt man das Ende an den Anfang, spricht man vom Körper einer Zelle. 16 Bei genauem Hinsehen sieht Monsieur schwarz. 17 Rückenflosse eine Wals. 18 Der Mitinhaber kann auch ein Kamerad sein. 20 Der Bodenbelag animiert zum Rennen. 22 Wie wir Madagaskar elektronisch schnell erreichen. 23 Der männliche Vorname erinnert an nordische Säugetiere. 25 Goethes Werther war wohl ein leidender. 27 Schwimmender Stein. 29 Lorient setzte der Birne ein filmisches Denkmal. 30 Als europäischer Staat ein flächenmässiger Riese. 33 Jener Carlos, Präsident nach Raúl Alfonsín. 34 Klötzchen mit viel Zubehör, Kinder freut's. 35 Fliessend, der Übergang von Freising zu ihr. 37 Er soll in Deutschland für mehr Gerechtigkeit sorgen. 39 Von zwei Seiten ausgehend ist es dies. 41 Etwas sperrig gesagt: Absperrbauwerk. 42 Ihm ging ein zukunftsweisendes Licht auf. 43 Klingt nach retro, doch die SBB brauchen sie auch heute. 45 Weder Italia noch France, aber auch mediterran. 46 Stoff, glänzend und für gesellschaftlichen Glanz geeignet. 47 Theodor war vor 120 Jahren ihr Vater im Geist. 48 Plaudern? Nennen wir es besser Kommunikation in Echtzeit. 49 So bekannt sind sich Freunde.

**Senkrecht** — 1 Er ruft traditionell zum islamischen Glauben auf. 2 Friedensnobelpreisträger (2001), war internationale Grösse. 3 Den Kaufmannsverbund kennt man aus Norddeutschland. 4 Halbe Wahl, typisch USA. 5 Nicht down, sondern up passt die Verschönerung. 6 Gesellt sie sich zum Sex, wird das Ganze anderswie gefährlich. 8 Es gibt die Merkmale klar wieder. 9 Sie liegt auf dem Mond neben Michael. 10 Gerüche, nichts für abwertende Sprüche. 11 Eine Zusammenkunft, typisch für die USA. 12 Kosovo-Truppe im NATO-Jargon. 14 Keine Revolution, doch sie erheben sich in Frankreich. 15 Manchmal ist's einer aus der Ferne, Hauptsache er hilft aufklären. 19 Wer sie einst wohl waren? 21 Ein Stück Natur, für Poeten Idylle pur. 24 Ein grosser Unbekannter und Mathematiker (Antike). 26 Wer wohl seine Frau heute noch so nennt? 27 Dort finden wir die wahre Lebensgemeinschaft. 28 War fast schon Gold wert, jene israelische Aussenministerin. 31 Man kann es auch zeitgemäss 3D nennen. 32 Als Tennisstar einst vom Saulus zum Paulus. 33 Koffer, wie ihn Brasilianer mögen. 36 Serbien, Stadt am Fluss Save. 38 Ort für Sport oder TV-Politik. 39 Vielleicht hört mit dem Brei sein Geschrei auf. 40 Bibel: Stammvater der riesenhaften Anakiter. 41 Allgemeine Frage, um in London mehr zu erfahren. 44 Nennen wir sie transatlantische NASA.

©Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 523**

S	A	B	O	T	A	G	E	E	T	A	T	S
O	R	I	I	U	R	A	I	N	E	N	T	
N	A	S	E	N	B	E	I	N	G	R	O	B
G	U	E	T	E	R	E	A	L	I	T	A	E
S	C	H	R	E	I	F	I	S				
R	O			L	E	S	E	R	A	T	T	E
M	E	I	S	S	R	I	T	W	O		A	
A	D	R		T		A	N	T	A	E	N	G
D	E	R	A	R	T		E	N	T	E	R	N
R		T	E	E	I	A	U	S	E	R	E	D
A	P	U	L	I	E	N	I	L	O	T	I	
S		M	A	K	O	W		E	I	N	L	A

**Waagrecht** — 1 SABOTAGE 6 ETATS (franz. f. Budgets) 10 URAHNEN 12 NASENBEIN 15 GROBE 17 GUETE 18 REALITAET 19 SCHREI (berühmtes Bild von E. Munch) 20 LESERATTE 23 MEISSEL 26 TWO (engl. f. zwei) 27 ADR (-ett) 28 ANHAENGER 31 DERART 34 ENTERN 35 TEEHAUS 37 (G-)EREDE 38 APULIEN 39 LOTI 40 MAKOW 41 EINLAGE

**Senkrecht** — 1 SONG 2 BRSEC (Ort auf Istrien, Kroatien) 3 TUNER 4 GUERILLA 5 ERIE (Eier) 6 ENGI 7 TERTIA 8 ANOA 9 STET 11 ANAETHESIE 13 AUSREDE 14 ETHOS 16 BESTAENDIG 21 EWAN (=schott. Vorname, bedeutet «junger, mutiger Krieger») 22 ROETELN 23 MADRAS 24 IRRTUM 25 STREIK 29 NEROL 30 GRETA 32 AELA 33 THEO (Waigel) 36 ANW (-alt)

**Lösungswort** — GENIALITAET

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

# UPC für Geschäftsleute

Ultraschnelles  
Internet für  
jedes Business

- ✓ 7 x 24 Business Support
- ✓ Installation vor Ort (optional)
- ✓ Modem kostenlos



**BUSINESS INTERNET 500**  
FIBER POWER

- ✓ Ultraschnelles Internet  
mit bis zu 500 Mbit/s

**CHF 47.60/Mt.**  
Nach 3 Monaten CHF 119.-/Mt.\*



**BUSINESS INTERNET 200**  
FIBER POWER

- ✓ Schnelles Internet  
mit bis zu 200 Mbit/s

**CHF 39.60/Mt.**  
Nach 3 Monaten CHF 99.-/Mt.\*



**BUSINESS KOMBI 50**

- ✓ Bis zu 50 Mbit/s Internet
- ✓ 1 Rufnummer inklusive
- ✓ CHF 69.-/Mt.\*

Jetzt anrufen:  
**0800 678 105** | [upc.ch/business](http://upc.ch/business)

